



Kinder,
und
Hans. Märchen

Erster Theil.

K i n d e r =
u n d
H a u s = M ä r c h e n

G e s a m m e l t
d u r c h
d i e B r ü d e r G r i m m.

E r s t e r B a n d.

Mit zwei Kupfern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin 1819.
Gedruckt und verlegt
bei C. Neimer.

An
die Frau
Elisabeth von Arnim
für
den kleinen
Johannes Freimund.

V o r r e d e.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchern, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert, und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als sonst ganze Garben, werden sie heim getragen, und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hatte, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als bei dem Volk Lieder, ein paar Bücher, Sagen und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden. Freilich, die sie noch wissen, wissen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen; aber die Sitte nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimliche Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortbauerten, dem ständigen Wechsel einer leeren Prachtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch, oder für gescheidte Leute abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie,

weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt seyn muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrthelten des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Märchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen; ihr bloßes Daseyn reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines, zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Darum auch geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um deretwillen uns Kinder so wunderbar und seelig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellosen glänzenden Augen*), die nicht mehr

*) In die sich Kinder selbst so gern greifen, (Richters Gargantua 229 b 231 b) und die sie sich holen möchten.

wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach, und zum Dienste der Erde ungeschickt sind. Das ist der Grund, warum wir durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen wollten, sondern es zugleich Absicht war, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch, daß es ein eigentliches Erziehungsbuch werde. Wir suchen für ein solches nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausscheiden alles dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie täglich vorkommen, und auf keine Weise unverborgen bleiben können und sollen, erlangt wird, und wobei man in der Täuschung ist, daß, was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben sey. Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit, und gerade nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzumenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze, und ihnen anstößig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge recht seyn, und dann von ihnen leicht ausgewählt werden; im Gan-

zen, das heißt, für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerade diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind, nach besondere Bedürfnissen, wovon jene nichts weiß, der kann nicht fordern, daß sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch Regen und Thau, fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hinein-
zustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind, und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Thau darum ausbleiben sollen. Gedellich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Uebrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerm Maasß einträten; der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern wie ein schönes Wort sagt: ein Zeugniß unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen.

Gesammelt haben wir an diesen Märchen seit etwa dreizehn Jahren, der erste Band, welcher im Jahr 1812 erschien, enthielt meist, was wir nach und nach in Hessen, in den Main- und Rinziggegenden der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, von mündlichen Ueberlieferungen aufgefaßt hatten. Der zweite Band wurde im Jahr 1814 beendet, und kam schneller zu Stande, theils weil das Buch selbst sich Freunde verschafft, die es nun, wo sie bestimmt sahen, was und wie es gemeint wäre, unterstützten, theils weil uns das Glück begünstigte, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewöhnt, auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, und das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall. Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Münster und Paderborn, verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft, das Vertrauliche der Mundart bei der innern Vollständigkeit, zeigt sich hier besonders günstig. Dort, in den altberühmten Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen und Märchen als eine fast regelmäßige Vergnügung der Feiertage erhalten, und das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern. Da, wo die

Schrift theils noch nicht durch Einführung des Fremden stört, oder durch Ueberladung abstumpft, theils, weil sie sichert, dem Gedächtniß noch nicht nachlässig zu werden gestattet, überhaupt bei Völkern, deren Literatur unbedeutend ist, pflegt sich als Ersatz die Ueberlieferung stärker, und ungetrübter zu zeigen. So scheint auch Niedersachsen mehr als andere Gegenden behalten zu haben. Was für eine viel vollständigere und innerlich reichere Sammlung wäre im 15ten Jahrhundert, oder auch noch im 16. zu Hans Sachsens und Fischarts Zeiten in Deutschland möglich gewesen.*)

Einer jener guten Zufälle aber war es, daß wir aus dem bei Cassel gelegenen Dorfe Nieder-Zwehren eine Bäuerin kennen lernten, die uns die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte. Diese Frau, Das

*) Merkwürdig ist, daß es bei den Gallern nicht erlaubt war, die überlieferten Gesänge aufzuschreiben, während man sich der Schrift in allen übrigen Angelegenheiten bediente. Cäsar, der dies anmerkt (de B. G. VI. 4.) glaubt, daß man damit habe verfahren wollen, im Vertrauen auf die Schrift, leichtsinnig im Erlernen, und Behalten der Lieder zu werden. Auch Thamm. hält dem Theuta (im Phädrus des Plaro bei Erasmus) der Buchstaben den Nachtheil vor, den die Schrift auf die Ausbildung des Gedächtnisses haben würde. — Ueber die ursprüngliche Sitte der Deutschen und Franken bei der Ueberlieferung ihrer Lieder, vergl. Altd. Wörter I. 222—24 und Anm. 4.

mens Viehmännin, war noch rüstig, und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. *) Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtniß, eine Gabe, die, wie sie wohl sagte, nicht jedem verliehen sey, und mancher gar nichts im Zusammenhang behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten, und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen seyn. Wer an leichte Verfälschung der Uebersetzung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung, und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb,

*) Unser Bruder, Ludwig Grimm, hat eine recht ähnliche und natürliche Zeichnung von ihr radirt, sie wird einmal in der Sammlung seiner Blätter, wovon bei Artaria ein Heft erschienen ist, zu haben sein. Einen zwar verkleinerten doch wohlgerathenen Nachsich davon liefert das Titelfupfer vor dem zweiten Band. Durch den Krieg gerieth die gute Frau in Elend und Unglück, das wohlthätige Menschen lindern aber nicht heben konnten. Der Vater ihrer zahlreichen Enkel starb am Nervenfieber, die Waisen brachten Krankheit und die höchste Noth in ihre schon arme Hütte. Sie wurde fleh und starb am 17. Nov. 1816.

und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab, und besetzte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortgefahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es, so vielfach bewährt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit zu der andern, das äußerlich viel glänzender erscheinen kann, nicht so leicht gelangt. Der epische Grund der Volksdichtung, gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreitete Grün, das sättigt und säufstigt, ohne je zu ermüden.

Wir erhielten außer den Märchen des zweiten Bandes auch reichliche Nachträge zu dem ersten und bessere Erzählungen vieler dort gelieferten, gleichfalls aus jener, oder andern ähnlichen Quellen. Hessen hat als ein bergiges, von großen Heerstraßen abseits liegendes, und zu meist mit dem Ackerbau beschäftigtes Land den Vorthell, daß es alte Sitten und Ueberlieferungen besser aufbewahren kann. Ein gewisser Ernst, eine gesunde, tüchtige und tapfere Gesinnung, die von der Geschichte nicht wird un-

beachtet bleiben, selbst die große und schöne Gestalt der Männer in den Gegenden, wo der eigentliche Sitz der Schatten war, haben sich auf diese Art erhalten, und lassen den Mangel an dem Bequemen und Zierlichen, den man im Gegenſatz zu andern Ländern, etwa aus Sachsen kommend, leicht bemerkt, eher als einen Gewinn betrachten. Dann empfindet man auch, daß die zwar rauheren aber oft ausgezeichnet herrlichen Gegenden, eine gewisse Strenge und Dürftigkeit der Lebensweise, zu dem Ganzen gehören, Ueberhaupt müssen die Hessen zu den Völkern unseres Vaterlandes gezählt werden, die am meisten, wie die alten Wohnsitz, so auch die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, durch die Veränderungen der Zeit festgehalten haben.

Was wir nun bisher für unsere Sammlung gewonnen, wollten wir bei dieser zweiten Auflage dem Buch einverleiben. Daher ist der erste Band fast ganz umgearbeitet, das Unvollständige ergänzt, manches einfacher und reiner erzählt, und nicht viel Stücke werden sich finden, die nicht gewonnen hätten. Es ist noch einmal geprüft, was verdächtig schien, d. h. was etwa hätte fremden Ursprungs oder durch Zusätze verfälscht seyn können, und dann alle ausgeschieden. Dafür sind die neuen Stücke, die wir seit

dem erhalten, und worunter wir auch Beiträge aus Oesterreich und Deutschböhmen zählen, eingerückt, so daß manches bisher ganz Unbekannte begegnet wird. Für die Anmerkungen war uns früher nur ein enger Raum gegeben, da durch die Umarbeitung das Buch anwuchs, so konnten wir für jene nun einen eigenen dritten Band bestimmen. Hierdurch ist es möglich geworden, nicht nur das, was wir früher ungern zurück beilegen, mitzutheilen, sondern auch neue, hierher gehörige Abschnitte zu liefern, die, wie wir hoffen, den wissenschaftlichen Werth dieser Uebersetzungen noch deutlicher machen werden.

Was die Weise betrifft in der wir gesammelt, so ist es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen; daß der Ausdruck größtentheils von uns herrührt, versteht sich von selbst, doch haben wir jede Eigenthümlichkeit, die wir bemerkten, zu erhalten gesucht, um auch in dieser Hinsicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu lassen. Jeder, der sich mit ähnlicher Arbeit befaßt, wird es übrigens begreifen, daß dies kein sorgloses und unachtsames

same Auffassen kann genannt werden, im Gegentheil ist Aufmerksamkeit und ein Takt nöthig, der sich erst mit der Zeit erwirbt, um das Einfachere, Kleinere, und doch in sich Vollkommnere, von dem Verfälschten zu unterscheiden. Verschiedene Erzählungen haben wir, sobald sie sich ergänzten, und zu ihrer Vereinigung keine Widersprüche wegzuschneiden waren, als eine mitgetheilt, wenn sie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthümlichen Züge hatte, der besten den Vorzug gegeben, und die andern für die Anmerkungen aufbewahrt. Diese Abweichungen nämlich erscheinen uns merkwürdiger, als denen, welche darin bloß Abänderungen und Entstellungen eines einmal dagewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind, einem im Geist bloß Vorhandenen, Unerforschlichen, auf mannigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge und Einleitungen, sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt, der sie anschlägt, immer wiederkehren, und in einem andern Sinne eigentlich nicht zu verstehen.

Eine entschiedene Mundart haben wir gern beibehalten. Hätte es überall geschehen können, so würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es ist hier ein Fall,

Fall, wo die erlangte Bildung, Feinheit, und Kunst der Sprache zu Schanden wird und man fühlt, daß eine gekläuerte Schriftsprache, so gewandt sie in allem übrigen seyn mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden, und nicht mehr so fest an den Kern sich schließe. Schade, daß die niederhessische Mundart in der Nähe von Cassel, als in den Gränzpunkten des alten sächsischen und fränkischen Hessengaus, eine unbestimmte und nicht reinlich aufzufassende Mischung von niedersächsischem und hochdeutschem ist.

In diesem Sinne gibt es unseres Wissens sonst keine Sammlung von Märchen in Deutschland. Entweder waren es nur ein paar zufällig erhaltene, die man mittheilte, oder man betrachtete sie als bloßen, rohen Stoff, um größere Erzählungen daraus zu bilden. Gegen solche Bearbeitungen erklären wir uns geradezu. Zwar ist es unbestreitbar, daß in allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung ein poetisches Bilden und Fortbilden liegt, ohne welches auch eine Uebersetzung etwas Unfruchtbares und Abgestorbenes wäre, ja eben dies ist mit Ursache, warum jede Gegend nach ihrer Eigenthümlichkeit, jeder Mund anders erzählt. Aber es ist doch ein großer Unterschied, zwischen

jenem halb unbewußten, dem stillen Forttreiben der Pflanzen ähnlichen, und von der unmittelbaren Lebensquelle getränkten Entfalten und einer absichtlichen, alles nach Willkür zusammenknüpfenden und auch wohl leimenden Umdänderung; diese aber ist es, welche wir nicht billigen können. Die einzige Nichtschnur, wäre dann die von seiner Bildung abhängende, gerade vorherrschende Ansicht des Dichters, während bei jenem natürlichen Fortbilden der Geist des Volkes in dem Einzelnen waltet, und einem besondern Gelüsten vorzubringen nicht erlaubt. Räumt man den Uebersetzungen wissenschaftlichen Werth ein, das heißt: gibt man zu, daß sich in ihnen Anschauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten, so versteht sich von selbst, daß dieser Werth durch solche Bearbeitungen fast immer zu Grunde gerichtet wird. Allein auch die Poesie gewinnt nicht dadurch, denn, wo lebt sie wirklich, als da, wo sie die Seele trifft, wo sie in der That fühlt und erfrischt, oder wärmt und stärkt? Aber jede Bearbeitung dieser Sagen, welche ihre Einfachheit, Unschuld, und prunklose Reinheit wegnimmt, reißt sie aus dem Kreis, welchem sie angehören, und wo sie ohne Ueberdruß, immer wieder begehrt werden. Es kann seyn, und dies ist der beste Fall, daß man Feinheit, Geist, besonders Wiß, der die Lächerlichkeit der Zeit

mit hineinzieht; ein zartes Ausmahlen des Gefühls, wie es einer von der Poesie aller Völker genährten Bildung nicht allzu schwer fällt, dafür gibt; aber diese Gabe hat doch mehr Schimmer als Nutzen: sie denkt an das einmalige Anhören oder Lesen, an das sich unsere Zeit gewöhnt hat, und sammelt und spitzt dafür die Reize. Doch in der Wiederholung ermüdet uns der Witz, und das Dauernde ist etwas Ruhiges, Stilles und Meines. Die geübte Hand solcher Bearbeitungen gleicht doch jener unglücklich begabten, die alles, was sie anrührte, auch die Speisen, in Gold verwandelte, und kann uns mitten im Reichthum nicht sättigen und tränken. Gar, wo aus bloßer Einbildungskraft die Mythologie mit ihren Bildern soll angeschafft werden, wie fahl, innerlich leer, und gestaltlos steht dann trotz den besten und stärksten Worten alles aus! Uebrigens ist dies nur gegen sogenannte Bearbeitungen gesagt, welche die Märchen bloß zu verschönern und poetischer auszustatten vorhaben, nicht gegen ein freies Auffassen derselben zu eigenen, ganz der Zeit angehörnden Dichtungen; denn wer hätte Lust, der Poesie Gränzen abzustechen?

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, das

bei denken wir an die segnende Kraft, die in diesen liegt und wünschen, daß denen, welche solche Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel am 3. Julius 1819.

Einleitung.

Ueber das Wesen der Märchen.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt *). Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Ueberraschendes, selbst das Uebersinnliche, geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimath, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande gemeinsames.

*) Hausmärlein bei Kopenhagen; Abendmärlein, s. Oberlin v. Welzen und das Gedicht von dem Häselin B. 7. — Nockenmärlein, bei Aventin, bair. Ehr. 169 a 406 a.

Die meisten der hier geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, daß viele sie wohl im eigenen gefunden, aber sie sind, wie alle wahrhaftigen, doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und müssen in dieser Noth die Kinder im Walde zurück lassen, oder eine harte Stiefmutter läßt sie darben und leiden und möchte sie gar verderben *); aber Gott sendet seine Hilfe, er schickt die Tauben, damit sie Nahrung bringen oder dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche lesen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei; das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden oder das Schwesterchen leitet es, wann es die Hexe in ein Rehkalbchen verwandelt, sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; und welch ein Reiz liegt in diesem heimlichen Waldleben, nach welchem sich jeder natürliche Mensch gewiß einmal gesehnt hat! Oder es sitzt Jahre lang schweigend und emsig arbeitend, um ein Hemd zu nähen, das den Zauber vernichtet.

*) Dieses Verhältniß kommt hier oft vor, und ist wohl die erste Wolfe, die an dem Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpreßt welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Ein schönes dänisches Volkslied erzählt, wie die Mutter im Grate das Schreien ihrer von der Stiefmutter verlassenen Kinder hört, Gott bittet aufstehen zu dürfen, und wie sie in der Nacht hingehet und sie pflegt und das kleine trinkt. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten: die Viola tricolor heißt Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten, lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in dunkelviolett, trauernd, stehen und haben keine Stühle.

Der Umfang dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige und Königsfinder, treue Diener und ehrliche Handwerker, nachdem der Erzähler sie kennt, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten bleiben, erscheinen darin; was sich sonst hervorgethan, ist ihr unbekannt. Auch, wie in einer goldenen Zeit, ist noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Wasser schlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hilfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Dieses Zusammenleben der ganzen Natur und diese unschuldige Vertraulichkeit des Größten und Kleinsten, hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen, verlassenen Kinde, als dem Klang der Sphären zuhören. Das Unglück ist eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch besiegt wird, da eine gute Frau oder Tochter zur Seite steht und der nur die Freude am Glück erhöht, das sich dann endlos aufthut. Das Böse ist nicht ein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf. Eben so furchtbar auch die Strafe: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihre Opfer oder in glühenden Eisenschuhen muß es sich zu todt tanzen. Das alles redet unmittelbar zum Herzen und bedarf keiner Erklärung, aber bald ergiebt sich noch eine tiefere

Bedeutung: die Mutter wird in dem Augenblick ihr rechtes Kind wieder im Arme haben, wo sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Rachen bringen kann, denn in dem Lächeln fängt das Leben des Kindes an, und währt in der Freude fort, und darum reben beim Lächeln im Schlaf die Engel mit ihm. Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz einhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann. Dagegen wird der Zauber auch nicht ganz gelöst, ein Fehler wird begangen und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, oder weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gebemüthigt, denn er, weil er reines Herzens ist, gewinnt allein das Glück. Jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegung fähig, denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüte, ohne Zuthun der Menschen *).

*) „Die wahre Darstellung hat keinen didactischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet u. belehrt sie.“ Göthens Leben III. 350.

Nicht zu verkennen ist ein gewisser Humor, der durch viele hingehet, wenn er sich manchmal auch nur leise äußert, und den man mit der eingelegten Ironie moderner Erzähler nicht verwechseln muß. In einigen wird er besonders und anmuthig ausgebildet, wie in der klugen Elfe, dem Schneider im Himmel und dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, und der durch nichts Schreckhaftes, zuletzt aber durch ein natürliches Mittel zur Erkenntniß gelangt. Das ungeschlachte Wesen des jungen Riesen erhält eben so durch seinen Humor ein Gleichgewicht, als Siegfried in den Nibelungen durch seine Scherze das strenge Heldenwesen mildert. Der phantastische Igel-Hans erhebt sich dagegen durch den Humor aus dem Wilden und Thierischen, und der Bruder Lustig aus seiner Sünde. Dieser Zug ist eigenthümlich deutsch und wird sich auf diese Weise in den Märchen anderer Völker nicht leicht wiederfinden.

Die Darstellung kann in sofern mitunter lückenhaft heißen, als sie wohl einen Theil des Inhalts nur kurz erzählt oder andeutet, um bei einem andern länger zu verweilen; auch läßt sie ganz etwas fallen, ohne doch den Faden zu zerreißen, der nur anderswo angeknüpft wird; dagegen lenkt sie manchmal in eine andere Sage ein und nimmt ein Stück davon auf. Sie gleicht einer Pflanze, deren Sprossen und Zweige jedes Frühjahr in einer andern Richtung hervordachsen, und die doch Gestalt, Blüte und Frucht darum niemals verändert; oder es ist der lebendige Odem, der über diese Poesie hingehet und ihre Wellen auf und ab reißt und bewegt. Zuweilen scheint der Schluß unbefriedigend, weil

das Ganze nicht darauf angelegt wird, sondern das Einzelne sich seines Zusammenhangs mit dem andern bewußt ist; alles Epische steht in einem sichern Kreis, dessen deutliche Bezeichnung eben deshalb nicht immer nöthig war.

Bedeutung als Ueberlieferung.

So könnte man von dem Wesen der Märchen reden, wenn man sie bloß als etwas in der Gegenwart einmal Vorhandenes betrachten wollte. Fragt man aber nach ihrer Herkunft, so weiß niemand von einem Dichter und Erfinder derselben; sie erscheinen aller Orten als Ueberlieferungen und als solche in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstlich ist es unwidersprechlich, daß sie schon seit Jahrhunderten auf diese Weise unter uns fortgelebt, zwar mannigfach im Aeußern sich umwandelnd, aber doch bei ihrem eigentlichen Inhalte beharrend. Wollte man annehmen, daß sie von irgend einem Punkt in Deutschland anfänglich ausgegangen wären, so steht ihre Verbreitung durch so viele ganz von einander getrennte Gegenden und Landschaften, und die fast jedesmal eigenthümliche und unabhängige Bildung entgegen; sie müßten an jedem Orte wieder neu umgedichtet worden seyn. Eben darum ist auch eine Mittheilung durch Schrift, die ohnehin bei dem Volk kaum vorkommt, nicht denkbar. Aber nicht bloß in den verschiedensten Gegenden, wo deutsch gesprochen wird, sondern auch bei den stammverwandten Nordländern und Engländern finden wir sie wieder; noch weiter, bei den wälschen und selbst bei den slavischen

Völkern in verschiedenen, nähern und entfernten Graden der Verwandtschaft. Besonders auffallend ist die Uebereinstimmung mit den serbischen Märgen, denn es wird wohl niemand darauf verfallen, daß die Erzählungen in einem einsamen hessischen Dorfe durch Serbier könnten dahin verpflanzt seyn, so wenig als auf das Gegentheil. Endlich finden sich sowohl in einzelnen Zügen und Wendungen als im Zusammenhang des Ganzen Uebereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märgen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht und welche noch neuerdings Rask scharfsinnig bewiesen hat, offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie, welche ja auch nur eine höhere und freiere Sprache des Menschen

Nicht anders als dort deutet dieses Verhältniß auf eine, den Trennungen der Völker vorangegangene gemeinsame Zeit; sucht man aber nach diesem Ursprunge hin, so weicht er immer wieder in die Ferne zurück und bleibt wie etwas Unerforschliches und darum Geheimnißreiches in der Dunkelheit zurück.

Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein bloßes Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfniß des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es läßt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet. Doch Absicht und

Bewußtseyn haben dabei nicht gewirkt, sondern es hat sich also von selbst und aus dem Wesen der Ueberlieferung ergeben, daher sich auch die natürliche Neigung äußert, das von ihr einmal Empfangene, aber halb Unverständliche, nach der Weise der Gegenwart zu erklären und deutlich zu machen. Je mehr das Epische Ueberhand gewinnt, desto mehr wird das Bebeutende verhüllt.

Beweise für die obigen Sätze sind vielfach in den Anmerkungen, in welchen wir überhaupt, was darauf Bezug hat, so gut wir konnten, zusammengestellt, enthalten, und es wird darnach niemand mehr die Behauptung auffallen, daß hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortbauende deutsche Mythen anzuerkennen sind. Wenn die Natur der Mythen nicht fremd ist, der weiß, daß sie bei allen Völkern so häufig als Märchen dargestellt wurden, oft nach dem Geist gewisser Zeitalter nicht anders erfaßt werden konnten *).

*) Wie leicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, die so bedeutende Mythe des unter den Sternbildern selbst glänzenden Perseus völlig einem unserer Märchen. Auch wäre es nicht schwer, in ihm einen Widerschein von unserm Siegfried zu sehen. Wie dieser, ist er bei seiner Geburt in einem Kistchen aufs Meer ausgesetzt. Bald unternimmt er, von listiger Falschheit angetrieben, jenes Wagniß mit dem Haupt der Gorgo, wie Siegfried mit Asner. Er bedarf dazu den unsichtbaren Helm des Hades, welcher dem nordischen Regirtheim und der Nebelkappe, und die demantene Eichel des Hermes, welche Siegfrieds Walmungen entspricht. Die Wirkungen des Wadusenbaupfs lassen sich jenen des Hornleibs vergleichen: kein Feind kann fortan vor dem Helden bestehen. Die goldenen Äpfel, welche Perseus in dem Garten des Atlas bricht, sind die Schätze des Horts, die Siegfried sich erwirbt. Andromeda aber, von dem Ungeheuer auf einem Felsen gehalten, von ihm befreit, erscheint als Chriemhild.

Spuren heidnischen Glaubens.

Die beständige Umwandlung hat natürlich viel neues beige-
mischt, auf der andern Seite mußte der zu Grund liegende alte
Glaube, eben weil er fremd und unverständlich ward, allmählig
verschwinden, gleichsam abhorren. Der poetische Trieb bildete dar-
aus etwas sinnlich Verständliches und Ansprechendes, aus welchem
aber die Bedeutung nur hier und da dunkel, fast wider Willen,
hervor leuchtete, oder, um es bildlich auszudrücken: das Sonnen-
auge des Geistes wurde auf den farbigen Pfauenspiegel der Dich-
tung vertheilt. Dennoch läßt sich schon im voraus vermuthen,
daß was zurückgedrängt wurde, nicht ganz verloren ging, und ist
es hier leichter, etwas mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, als
mit Gewißheit darzuthun, so zeigt doch die nähere Betrachtung
noch kenntliche Spuren der frühesten Zeit. Freilich auch nur ein-
zelne, da das zwischengewachsene epische Grün längst den Zusam-
menhang verdeckt oder zerstört hat.

Schon die Belebung der ganzen Natur kann man als
eine fortbauende Ueberlieferung aus jener Zeit betrachten *. Und
ist diese Ansicht nicht bestrebend, da wir wissen, daß das Heiden-

hilfe, durch Siegfried von dem Drachenstein erlöst. So unendlich ist die
Wiedergeburt lebendiger Ideen.

*) In der deutschen und nordischen Sprache ist sie merkwürdig ausgedrückt
in dem Wort *W e s e r*, *N a t u r*, welches erfüllt jedes Wesen, die Natur,
alles Erschaffene; sodann einen Geist, das Göttliche; endlich auch: kein
Ding, Nichts, bezeichnet.

thum überall davon ausgegangen (*Juppiter est quodcumque videt, quocumque moveris brüdt* sie Lucan aus); für das Volk würde sie es gewiß seyn, wenn sie ihm erst sollte gegeben werden. Der Sonne, dem Mond, den Sternen wohnt vor allem eine geistige Natur bei und wenn sie zu den Bedrängten reden, ihnen Geschenke geben, die sie erretten, so erscheinen sie als angebetete, göttliche Wesen (*quorum opibus aperto juvantur*. Caesar de B. G. 10.), wie sie es in den alten Zeiten den Deutschen wirklich waren. Auch die Bäume und Quellen, deren Verehrung sich lange fort erhielt, sind hier beseelt. Der Nachahelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende Baum (*juniperus*), ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde; die gesammelten Knochen des Gemordeten werden unter seinen Nesten, die sich gleich den Armen eines Menschen bewegen und sie umfassen, wieder belebt, und die von ihm aufgenommene Seele steigt aus den leuchtenden aber nicht brennenden Flammen der Zweige in der Gestalt eines Vögleins hervor. Es ist nur anders ausgedrückt, wenn das in den Fluß geworfene Kind oder die weiße Braut gleichfalls in dem Bild eines Vogels sich wieder erhebt; der Fluß ist da ein belebter Geist. Anderwärts fangen die Zweige an sich zu erweichen und umfassen mit ihren Armen die in Trauer an dem Stamm Ruhende. Auch dem Grabe der Mutter entspringt ein Bäumchen, zu dem sich Aschenbrödel in der Noth wendet und das ihm Geschenke herab wirft. Oder aus dem vergrabenen Eingeweide (dem Herzen) eines geliebten Thiers wächst ein Baum mit golde-

nen Kesseln, der nur dem, wem er mit Recht angehört, gehorcht und folgt. Die Quelle aber, die glänzend über die Steine springt (wie heiliges Wasser in der Edda von den Bergen herabrinnt), ruft den Kindern zu, nicht aus ihr zu trinken, weil sie sonst verwandelt würden. — Weiter reicht schon die höhere Natur, die den Thieren beigelegt wird. Das Pferd Gallada spricht (wie Mimers Haupt), nach dem Tode noch zu seiner Gebieterin. Die Raben weissagen, sie wissen, gleich Odins Raben Huginn und Muninn (d. h. die mit Verstand und Gedächtniß begabten), was in der Welt geschieht. Ueberhaupt aber werden häufig die Vögel als Geister betrachtet. Die Tauben kommen und lesen dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche, haften aber den bösen Schwestern das Aug aus; ein Vöglein wirft dem Vater eine goldene Kette um den Hals, der gotrlosen Stiefmutter einen Mühlstein auf den Kopf. Wer das Herz, die Leber, eines Vogels ißt, erhält übernatürliche Kräfte. — Eine der ältesten Spuren der heidnisch-symbolischen Vermischung des Thierischen und Menschlichen, sind die Schwanen-Jungfrauen, welche hier ganz in der Gestalt und Art vorkommen, wie sie von dem alteddischen Wölundelied und den Nibelungen dargestellt werden *).

*) Eine Stelle des *Grenor von Tours* hist. franc. II. 10. verdient zu dem Ganzen hier angeführt zu werden. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse nec prorsus agnovere deum; sibi que silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsaque ut deum colere eisque sacrificia delibare consueti.

Mit dieser Ansicht von einer allbelebten Natur hängt auch das Uebergehen in eine andere Gestalt zusammen, und die hier verwandelten Steine, Bäume, Pflanzen, sind eigentlich geistig belebte. So schwört auch in der Edda dem Valdur die ganze Natur, nicht bloß Vögel und Thiere, sondern auch Feuer, Wasser, Eisen, Erz, Steine und Bäume Sicherheit vor aller Gefahr und hernach beweinen sie seinen Tod. Selbst die Zauberei, deren Macht sich hier so oft wirksam zeigt, beruht auf diesem Glauben, von einem allen Dingen inwohnenden Geist, über welchen man Herrschaft erlangen und ausüben kann.

Der Gegensatz des Guten und Bösen ist häufig durch schwarz und weiß, Licht und Finsterniß ausgedrückt. Die guten, Hilfe bringenden Geister sind fast immer weiße Vögel, und werden sie genannt: die reinen, gallenlosen Tauben; die bösen aber und Unheil verkündenden, sind schwarze Raben. Es sind die schwarzen und weißen Alfes der nordischen Mythologie, welche die höchsten Götter eben so unterscheiden mochte, da Heindal der Weltstrahler *) der weiße Alfe ausdrücklich heißt, und Falder lichtstrahlend ist. Aber auch bei Menschen wird auf diese Weise der Gegensatz bezeichnet. Das fromme Mädchen wird weiß wie der Tag, das gottlose schwarz wie die Sünde (Nacht). So kennt die Edda Odhne des Tages Dags-synir, megir und die Tochter der Nacht. (Sigmund's Liebes Nr. 4. und grönl. Alfslieder Nr. 61.) und
der

*) Vergl. gloss. edd. I. 553.

der ebbische Name *Dagr*, welcher an unserm *Dagobert*, *Tag-*
glänzend noch verstärkt erscheint, mag auf gleicher Idee beruhen.
In jenem Schlosse ist alles schwarz und die drei schlafenden
(zum Tod erstarrten) Königstöchter haben durch die Hoffnung
zur Erldfung, denn der Zauber ist eine schwarze Kunst, nur erst
ein wenig weiß (Leben) im Antlig. Eine andere kehrt stufen-
weis zu der Farbe des Lichts zurück, am ersten Tage werden die
Füße, am andern der Leib bis zu den Händen, am dritten end-
lich auch das Gesicht wieder rein und weiß, und dann erst ist
die finstere Macht ganz bezwungen. Der Königssohn, der bei
Tag schläft, nur in der Nacht wacht, und den, wenn er nicht
unglücklich werden soll, kein Lichtstrahl berühren darf, ist
gleichfalls ein schwarzer Alfe; auch diese flohen das Licht und
wurden, von der Sonne getroffen, zu Stein. Daher die Sonne:
der *Sammer*, die Klage der Alfen heißt (*gräti álfa*. *Hamdiámal*
Str. 1.). Auch das Märchen von der Gänsemagd und der schwar-
zen und weißen Braut gehört hierher; es ist eigentlich die alte
Mythe von der wahren und falschen *Berrha*. Schon dieser Name
sagt die glänzende aus, sie kämmt darum ihre goldstrahlenden
Haare, weil sie, wie jene Königstochter, die ohne Kleidung sich
bloß in den Mantel ihrer goldenen Haare hüllt, eine strahlende
Sonne *), eine leuchtenbe Licht-Elfin, oder was dasselbe:
eine weiße Schwanen-Jungfrau ist. Eine solche scheint auch ur-
sprünglich Schneeweißchen gewesen zu seyn, das selbst im

*) Sonnenglänzende, solblótt, heißt die Wahlküre *Sigrun* im
zweiten Hjelgelied, *Str. 44.*

Tode noch weiß und schön bleibt und von den guten (weißen) Zwergen verehrt und gehütet wird. Dabei darf man wohl an die zwei Welten der nordischen Mythologie, die eine des Lichts und der Seligkeit (Muspelheim) und die andere der Nacht und Finsterniß (Nifelheim) erinnern.

Das Gute wird von dem Herrn belohnt, das Böse bestraft; er kommt herab auf die Erde und besucht den Reichen und Armen, jenen findet er verdorben, diesen fromm und nach seinen Gesetzen lebend. Er vertheilt darnach seine Gaben, die jenem zum Verderben, diesem zum Heil ausschlagen. Oder, indem er wandelt, begegnet er einer guten und einer bösen Schwester, jener gewährt er die himmlische Schönheit, diese straft er mit Häßlichkeit. Eigenthümlich ist der Gegensatz ausgedrückt, wenn der Teufel, als ein Gegengewaltiger, sein eigenes Gethier erschafft, seine Weise aber alle fruchtbare Räume benagen, die ehlen Reben schädigen und die zarten Pflanzen verderben, so daß sie der Herr von seinen Wölfen muß zerreißen lassen. Er ist der Schwarze, der nordische Surtur, der gegen die lichtstrahlenden, milden Götter (in suasu god) streitet (s. Wasthrudniemäl 17. 18.).

Ueberhaupt die Weise, wie Gott, der Tod und der Teufel leiblich auftreten, hat nicht selten einen ganz heidnischen Anstrich. Gott zieht umher, wie Odin, in Menschengestalt und wird scheinbar getäuscht, ja der Spielhans fängt zuletzt, wie ein Jöte oder Titan, Krieg gegen den Himmel an, und will sich mit Gewalt den Zugang eröffnen. Auch die Fahrt in die

Hölle (die Unterwelt, die nordische Hel) wird von dem, der in einer Glückshaut geboren ist, unternommen und ihm gelingt es, die drei goldenen Haare des Teufels (den geraubten Hort) herauf zu holen. Dieser hat hier und in einem andern Märchen, wo er von drei Soldaten, denen er Räthsel vorlegt, ganz das Wesen eines naturstarken, in Felsenhöhlen wohnenden Jäten, den das kleine aber eblere Geschlecht, von seiner eigenen Tochter, Frau oder Mutter, unterstützt, überlistet; nicht anders als wie Thor den Kessel des Hymr (Weltbecher, aus welchem die Götter trinken wollen) holt. Die Strafe des Bösen: in eine Tonne unter Rattern geworfen zu werden, erinnert nicht bloß an die Schlangenhöhlen der Sagen, sondern noch bestimmter an Nāströnd, den Aufenthalt der Gottlosen; denn er ist, nach der Edda, mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe einwärts gekehrt, Ströme von Gift herabspeien. So auch ist über Loke's, des bösen Geistes Antlitz, eine Schlange befestigt, damit ihr Gift auf ihn herabtröpfe.

Heidnisch in seinem Ursprunge ist der Gedanke von einem auf Erden vorhandenen, alle Seligkeit in sich fassenden Schatz, welchen zu erwerben Glücklichen und vom Schicksal Begünstigten möglich ist; denn wer zu der Quelle aller irdischen Herrlichkeit bringt, den läßt das Heidenthum des höchsten Lebens Meister und Herr seyn. Dies ist die Idee, der in verschiedener Gestalt, als Hut, Tuch, Tisch u. s. w. vorkommenden Wunschelinge, welche jeden Gedanken befriedigen, Unsichtbarkeit verleihen, keines Raumes achten, kurz alle irdischen Schranken übersteigen. In

dem Hort der Nibelungen liegt daher die Wünschelruthe, der Zauberstab, bedeutungsvoll verschlossen und zeigt, daß Kampf um den Besitz des höchsten Guts der eigentliche Inhalt der alten Sage ist. Im Titulrel Str. 4751. steht die merkwürdige Stelle: „wande sich der gral gelichtet dem paradis mit siner wunschelruoten *).“ Die weiße, d. h. die glänzende, auf dem Gold ruhende Schlange (Fasner) womit die Unke, die eine Krone trägt und die kostbarsten Schätze gesammelt hat, übereinstimmt, ist gleichfalls ein Symbol jenes Horts; darum erwirbt, wer von ihr ißt, d. h. ihres Wesens theilhaftig wird **), die höhere Einsicht in die Natur der Dinge, versteht die Sprache der Vögel und hat das Glück an sich gebannt. Ferner das Herz des auf Goldbeiern brütenden, selbst goldgefiederten Vogels, ist wieder nichts anders, als jenes Schlangenhertz und wenn dem, der es genossen, das Gold im Schlaf unter dem Haupt wächst, so ist das ein bezeichnendes Bild von der unbewußt in ihm wirkenden Kraft. Hierher gehört auch die unter den

*) Es verdient angemerkt zu werden, daß Valhauil (der selige Aufenthalt der im Kampf Gebliebenen) in der Aesquida (Str. 2. 14) bloß die herrliche, die Wunschhalle heißt; Wunsch hier, wie überhaupt bei den Wünschelbinaen in dem alten Sinne als Inbegriff alles Wünschens, werthen genommen. Dasselbst wird auch (Str. 30.) der in den wallenden Rhein zu versenkende Hort val. bangar genannt, zunächst herrliche, ausgewählte Dinge; weil aber der, welcher die Wahl hat, seine Wünsche befriedigen kann, auch Wunschringe. — Sonst kommt die Sache in der Edda noch unter andern Namen vor: Gambastriinn, Wünschelruthe (Skienlss. 32.) und Gambastum Wunschrassel (Naglbr. 8.).

**) So erhält Loki erst seine böse Natur, nachdem er das gebratene Herz eines bösen Weibes gegessen. Hyndliuod Str. 27.

Burzeln eines Eichbaums sitzende, also in der Erde verborgene, Goldgans, die dem, welchem es gelingt sie hervor zu heben, Glück und Segen verschafft, was episch lebendig dadurch ausgedrückt wird, daß ein jedes sie nur berührende Ding, wie an einem Magnet, fest an ihr hängen bleibt. — Ein anderes Bild ist der Baum, an welchem die Äpfel des Lebens wachsen, in der nordischen Mythologie so gut als in der griechischen bekannt; ohne sie veraltet und welkt alles Leben und sie vermögen das halb erstorbene wieder zu erfrischen und zu verjüngen. Dasselbe bedeutet die Quelle, an welcher das Wasser des Lebens geschöpft wird, nach ihm sehnt sich der kranke König, weil es ihn allein heilen kann; es schließt Wunden zu und giebt den Menschen, welche Zauberei in Steine verwandelte, ihre Gestalt zurück.

Verschiedentlich wird die Geschichte von einem König erzählt, der drei Söhne hinterläßt und nicht weiß, welchem er Reich und Krone nach seinem Tode überlassen soll. Er macht daher eine Aufgabe, es sey nun etwas schweres zu vollbringen, etwas seltenes und kostbares zu holen oder eine große Kunst zu erlernen; wer sie löst, der soll der Erbe seyn. Sie ziehen aus und jeder versucht sein Glück. Daß gewöhnlich der jüngste, anscheinend der am geringsten begabte, den Sieg davon trägt, ist in einer sittlichen Idee begründet, über die nachher noch etwas wird angemerkt werden. Herodot (IV. c. 5.) erzählt ein ganz ähnliches Märchen der Skythen über ihre Abkunft, welches, da auf die Verwandtschaft des germanischen mit dem skythischen

überhaupt Rücksicht zu nehmen ist, mit jenen zusammengehalten zu werden verdient. Targitaus, vom höchsten Gott erzeugt, sey der erste Mensch in Skythien gewesen und habe drei Söhne hinterlassen. Während diese geherrscht, seyen einmal goldene Werkzeuge vom Himmel gefallen, nämlich: ein Pflug, ein Joch, eine zweischneidige Streitart (*σάγαις*) und eine Schale (*φιάλη*). Als der älteste der drei Brüder sie aufheben wollen, sey das Gold glühend gewesen, darauf der zweite gekommen, aber auch diesen habe es gebrannt. Nachdem nun beide von der Glut abgewiesen worden, sey der jüngste hinzugetreten, der das Gold ausgelöscht gefunden und daher die Werkzeuge habe heimtragen können. Worauf die beiden andern diesem allein das Reich überlassen. — Die flache Schale ist wohl ein Bild des Landes selbst, Pflug und Joch bezeichnet den ackerbauenden, das Schwert den Stand des Kriegers; es sind also die Symbole der Herrschaft über dieses Reich, welche der Himmel einem der drei Brüder zuweisen wollte. Auch in der *Völuspá* (Str. 7.) schneiden ja die Asen selbst bei der Welteinrichtung Gold, hilden Zangen und verfertigen Werkzeuge. Das Glühen der Geräthschaften deutet auf einen germanischen Glauben, welcher der Probe des glühenden Eisens zu Grund liegt, denn dieses kann nur von dem der Recht hat, dem ganz schuldlosen, ohne Gefahr angerührt werden. — Die drei Söhne aber sind in den Märgen nichts anders als die Trimurti, in welche sich der höchste Gott bei der Bildung der endlichen Welt zertheilt, dem einen von den dreien wird aber die Oberherrschaft wieder verliehen, damit die Idee des alleinigen

Gottes nicht verschwinde. Jener skythische Targitaus ist kein anderer, als der Mannus des Tacitus (Germ. 3.) der Sohn des Gottes Thuisfo, nach dessen drei Söhnen Deutschland dreifach benannt oder eingetheilt wurde; in der nordischen Mythologie aber der zuerst erschaffene Bure, dessen drei Söhne, Odin, Vile und Ve (Har, Jafnhar und Thriði, oder nach der Ab-luspá, Odin, Håner und Lober *) die Welt ordnen und bevölkern. Odin hat hernach die Oberherrschaft erlangt.

Der goldene, der gläserne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang so schwer und erst mit Beihilfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlichen Kräfte zu finden ist, welchen unten angefesselte wilde Ungeheuer bewachen und wo die Wunschdinge bewahrt werden, scheint ein Götterberg alter Mythen zu seyn. Es ist derselbe auf welchem die zwölf Riesen (Götter) den Nibelungenhort hüten oder auch das nordische Flammenschloß der Brunhilde, deren Isenburg im deutschen Gedicht nichts anders als Eis-Glasburg ausagt. Im Norden finden wir Asgard, als Mitte der Welt mit goldenen Schildern gedeckt und die Art, wie im Marienkind der Himmel mit seinen zwölf Thüren und der dreizehnten verbotenen beschrieben wird, als ein prachtvolles Goldhaus, erinnert noch bestimmter an das goldglänzende Gladsheim mit seinen zwölf Eichen für

*) Sicherung, in den Schriften der Skand. Lit. Gesellsch. 1810., vermutet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Lober mit Loke eins sey. Wenigstens ist aus Lokasenna Str. 9. gewiß, daß Loke mit Odin früher in genauer Bekanntschaft und Brüderschaft gelebt.

die Äsen und dem Thron für Odin. Ferner ist Gimli zu vergleichen, heller als die Sonne, nach dem Weltende, als die Wohnung der Guten noch fortbestehend; auch das Goldhaus Sindri auf dem Idagebürge und jenes, welches nach der deutschen Sage (B. II. St. 447.) dem heidnischen Friesenherzog Rabbot gezeigt ward. Endlich scheint der nordische Gläfsivödur, welcher als das vorodinische Paradies betrachtet wird und worin der Äter der Unsterblichkeit (udainsatur) lag, hierher zu gehören. Heilige-Himmels-Berge kommen dem Namen nach so gut bei uns als in den altnordischen Dichtungen vor, wenn gleich manchmal nur in der bloß sinnlichen Bedeutung von hohen *).

Die Frau Holle oder Hulda hat auch noch aber schwerlich in andern Ländern Deutschlands als in Hessen, Thüringen und Franken, den Namen aus der Vorzeit behalten. Sie ist eine gnädige und freundliche, aber auch furchtbare und entfesselte Göttin; sie wohnt in den Tiefen und auf den Höhen, in den Seen und auf den Bergen, theilt Unglück oder Segen und Fruchtbarkeit aus, jenachdem sie urtheilt, daß es die Menschen verdient haben. Sie umspannt die ganze Erde, und wann sie ihr Bett macht, daß die Federn fliegen, dann schneit es bei den Menschen. Ähnlich träufelt Thau und Regen herab und befruchtet das Land,

*) S. die Anmerkung zu dem ersten Hefgelied S. 37. in unserer Ausgabe. — In Schottland steht man noch jetzt auf den Spitzen hoher Berge Ruinen von wirklichen Glasburgen (vitrified forts) deren Mauern nämlich mit Glas künstlich überzogen waren. Sie sind vom höchsten Alter. Vergl. gloss. eddicum II. p. 379. Note. Im Wigatois Mauern wie Glas glänzend und ein Haus von hellen Kristallen gebaut. 4594 — 4606.

wenn die Wolkenferbe der Wahlküren sich schütteln. Sie läßt sich die Haare kämmen (strehlen), das heißt: sie theilt die Sonnenstrahlen über die Erde aus, denn auch die nordische Erdgöttin Sif hatte ein herrliches, von den Zwergen gewirktes Goldhaar. Um Weihnachten, wann die Sonne wieder steigt, zieht sie durch die Welt, belohnt und straft, sie führt besondere Aufsicht über die Spinnerinnen, welche, wie sich gleich zeigen wird, die das Schicksal spinnenden Elfen-Jungfrauen sind. Ueberhaupt ist sie die große Mutter vom Berge, eine Erdgöttin, wie es die auf Rügen verehrte Hertha und die Ceres der Griechen war. Mehr von ihr zu sagen, wird sich am besten bei der Erläuterung der Sagen von ihr (B. I. S. 6—10.) schicken, hier erscheint sie in ihrer zweifachen Natur, schrecklich anzusehen und doch mild und wohlgesinnt gegen das fromme Kind.

Altheidnischen Glauben enthält auch das Märchen von den drei spinnenden Weibern; diese nämlich spinnen den goldenen Faden des Schicksals, gleich den Nornen, Wahlküren und Parzen *). In ihnen sind leicht die halb-überirdischen Schwanen-Jungfrauen, als welche auch die Wahlküren geschildert werden, zu erkennen: sie haben noch den Platschfuß oder den breiten Daumen und die Schnabellippen. Rastlos spinnen sie Tag und Nacht, ohne Ende quillt der Faden hervor, aber auch

*) Auch die Edda (im ersten Hefgesied Str. 3.) bedient sich des Ausdrucks: Schicksals-Fäden - *auðlaug tháttir* und goldene Fäden (*gullin smar*); die Nornen befestigen sie unter dem Mondsaal d. h. am Himmel.

die Edda sagt von den Wahlküren, daß sie ohne Ruhe gewesen, immer (nach ihrer Arbeit, das Schicksal zu treiben, weben, orlog drygia) sich gesehnt *), und in dem Wölundelied wird gerade erzählt, wie sie am Seestrand sich niedersenken, das Feder- gewand ablegen und köstlichen Flachs spinnen. Das ist nämlich der epische, sinnliche, aber bedeutungslos erscheinende Aus- druck für den alten tiefsinnigen: das Schicksal spinnen, weben. Auch die goldspinnenden Königstöchter in den Märgen sind nichts anders, als Glück und Reichthum spinnende, schaf- fende Schwanen-Jungfrauen. Und da die Spindel, das Rad, kreist, so fällt mit diesem Bild ein anderes, gleichfalls uraltes, in dem eddischen Mühlenlied schon ausgebildetes, zusammen, von einem Mühlenrad des Schicksals, welches alles, was der Wunsch verlangt (daher auch ein Wunschrad) mahlt: Gold, Frieden und Krieg. Und so werden wir auf die noch fortbauernde Idee eines das Entgegengesetzte herumtreibenden Glücksrades, (wie es im Wigalois der König besiegt) geführt. Fast immer sind die gold- spinnenden auch Hirtinnen, sie hüten Gänse, Schwäne, d. h. die Geister, was wiederum nur ein anderer Ausdruck für das Denken, Bewachen des Schicksals ist.

Gleichfalls der Däumling (pollux) ist eine aus der Vor- zeit übrige Götteridee. Er ist der die Primath schützende, seine Geschwister aus der Noth rettende, immer wohl leitende und ohne Zweifel mit den Naben und Penaten verwandt, die ja

*) Thráða, desiderio teneri, ist der Ausdruck, Wölundarqulda Str. 3. Thra valkyrior sagt der dunkle Hrafnagalldr am Eingang.

auch in kleiner, zwerghafter Gestalt gedacht wurden. In eine Reihe mit ihm gehören die Wichtel-, Haulenänner, Kobolde und Zwerge. Sie sind gleichfalls die Alfen der nordischen Mythologie und eben so beides: gut und wohlwollend oder böse und schadenfroh. Sie bewohnen nicht bloß die Oberwelt, sie heißen auch die unterirdischen und durchbringen die verborgene und heimliche Erde, wo die herrlichsten Häuser für sie bereit stehen; sie sind der in die feinsten Adern der Welt vertheilte, treibende Lebensgeist.

Ueberhaupt aber das, die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwerg-Wesen lebt hier noch in den Formen und Bildern fort, in welchen es die alten ursprünglich deutschen Gedichte darstellen, das Uebermächtige und doch Ungeschlagte jener ist in ähnlichen naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, so wie die Schlaueit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich, welche durch ihre wunderbaren und geheimen Kräfte immer auch das Geistecmäßige ihrer Natur erkennen lassen.

Legen wir diese einzelnen Abzürner zusammen, so scheint von dem alten Glauben noch durchzublickn: Belebung der ganzen Natur, Pantheismus, ein Fatum, das gute und böse Princp, die Trimurti, große, höhere Götter, mit ihrem Götterberg, so wie Verehrung kleiner besonderer Gottheiten.

Uebersicht des Inhalts.

Die epische Mannigfaltigkeit dieser Märchen ist dagegen groß, jedes Einzelne hat seinen besonderen Inhalt, und über die Verwandtschaft und Einstimmung mit andern ist in den jedesmaligen Anmerkungen das Nöthige enthalten. Dennoch läßt sich das Ganze in gewisse Massen eintheilen und darnach übersehen.

Erstlich wird der Kampf des Guten und Bösen, von dessen eigenthümlichem Ausdruck vorhin die Rede war, in vielfachen Verschlingungen und Wendungen dargestellt; häufig in den kindlichen Verhältnissen der Geschwister. Der Bruder ist in die Gewalt böser Mächte gefallen, die Schwester hört es und sucht ihn nun, durch Wälder und Gindben wandernd, scheut keine Gefahr, vollbringt die schwersten Aufgaben und erlöst ihn endlich, denn das Gute und Reine taucht doch am Ende, als das allein Wahre und Bestehende hervor und besiegt das Böse. Und in wie viel schönen Zügen ist dabei das Menschliche eingeflochten! Nicht immer gelingt es, den Zauber ganz aufzuheben, die Warnungen der wohlwollenden Geister werden vergessen und die Arbeit muß von neuem angefangen werden.

Die reinen Geister, indem sie das Gute befördern, begleiten sichtbar den Menschen auf seinen Wegen. Daher überhaupt Mythen und Sagen von jenen höheren Menschen, mit denen die Götter selbst Umgang gepflogen, und daran schließen sich die Märchen von jenen besonders begabten, mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgestatteten. Jener kommt schon in einer Glücks-

haut auf die Welt, ihm schlägt alles Widerwärtige zum Vortheil aus, er geht selbst in die Hölle, dem Teufel seine Geheimnisse abzulocken. Den beiden Brüdern wächst das Gold im Schlaf unter dem Kopfkissen, kein Schuß versagt, die Thiere kommen herbeigelaufen um ihnen zu dienen, und Zauberei vermag nichts gegen sie. Sneewittchen, Aschenputtel und das mit seinem Liebsten Roland entfliehende Mädchen, stehen unter einem besonderen Schutze.

In seiner Idee immer dasselbe wird ein Märchen vier bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältnissen und Umständen erzählt, so daß es äußerlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unschuldige, gewöhnlich die jüngste Tochter, wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugesagt oder sie giebt sich selbst in seine Gewalt. Geduldig trägt sie ihr Schicksal, manchmal wird sie gestört von menschlichen Schwachheiten und muß diese schwer abbüßen, doch endlich empfindet sie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die häßliche Gestalt eines Irgels, eines Löwen, eines Frosches ab und erscheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit. Diese Sage, welche auch bei den Indiern einheimisch ist und mit der römischen von Amor und Psyche, der altfranzösischen von Parthenope und Meliore sichtbar zusammenhängt, deutet die Mannung in das Irdische und die Erlösung durch Liebe an. Stufenweis arbeitet sich das Reine hervor, wird die Entwicklung gestört, so stürzt Elend und Schwere der Welt herein und nur von der Berührung der Seelen, vor der Erkenntniß in Liebe, fällt das Irdische ab.

Es ist schon vorhin bemerkt, daß diese Poesie es ihrer innern Lebendigkeit überläßt die gute Lehre zu geben; an sich ist es nicht ihr Zweck, am wenigsten ist sie ausgedacht, um irgend eine gesunde moralische Wahrheit aus einander zu setzen. Dagegen sind einige Märchen deutlich auf eine Lehre gerichtet, doch nur indem sie mit dem bestehenden Volksglauben zusammenhängt und daraus die Sage sich gebildet, nicht aber soll sie durch den erfundenen Gang einer Geschichte, wobei zuletzt eine Erklärung nöthig wird, herausgefünfelt werden. Dahin das Märchen von dem Mütterchen, welches über Gottes Fügungen trauert und in einem nächtlichen Bilde die traurigen Schicksale schaut, die von ihr abgewendet worden; das Märchen von dem Kind, das der gestohlene Heller nicht im Grabe ruhen läßt; das die Hand aus dem Grabe streckt; von der Brautschau, den Schlickerlingen, wodurch Fleiß und Häuslichkeit empfohlen werden; von dem Großvater und Enkel; dem undankbaren Sohn; von der Sonne, die allem Heimlichen zusieht und es an den Tag bringt.

Mehrere sind ganz christlichen Inhalts und unterscheiden sich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit von den einförmigen Legenden. Vor allen ist das Marienkind zu nennen: erst lebt es mit den Engeln in reiner Unschuld, dann, durch die Neugierde zur Sünde verleitet, wird es aus dem Himmel verstoßen. Nun muß es den Schmerz der Erde erfahren, so lang es in der Sünde beharrt, aber in dem Augenblick, wo sich das Herz zu Gott bekehrt, zeigt er sich auch wieder gnädig und alle Noth hört auf. In dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände ist es

so schön ausgedrückt, daß vor der Reinheit alle List des Bösen zu Schanden wird, und wie Gott darum die abgehauenen Glieder aufs neue wachsen läßt, so verleiht er dem Frommen, der unter einem Galgen sitzt, aber unter einem Kreuz zu sitzen glaubt, und zu ihm betet, durch einen reinen Thau die Augen wieder. In dem Märchen von der Melke speisen Gottes Thiere, wie jenen Propheten, die unschuldig eingekerkerte Königin, die darum auch, als sie befreit worden, weil sie himmlische genossen, keine irdische Nahrung mehr anrührt und flieht. Der Knabe, der im Vertrauen auf Gottes Wort immer fort geht, um das Himmelreich zu finden, deutet an, daß der feste Glaube auch bei einem äußern Mißverständniß, zur Seligkeit führe. Einige märchenhaft ausgebildete Legenden sind am Ende zugefügt.

Der Zusammenhang einer besondern Reihe mit der deutschen Heldensage ist in den Anmerkungen bis ins Einzelne nachgewiesen und hier nur im Allgemeinen etwas darüber zu erinnern. Die Sage pflegt in der Ueberlieferung vorzugsweise entweder ihren geschichtlichen Inhalt oder die innere Gesinnung der darin handelnden Menschen fest zu halten; je nachdem sie das eine für das wichtigste ansieht, vernachlässigt sie das andere. In dem vollkommenen und blühenden Zustand einer epischen Zeit ist freilich beides gleich mächtig und bedingt sich gegenseitig; späterhin aber herrscht eine Richtung vor. Gewöhnlich pflegt die sogenannte Kunstpoesie die Fabel zurückzusetzen, um die Gesinnung auszubilden, während die Volksdichtung jene vor allem zu erhalten sucht. In unsern Märchen ist zwar die Uebereinstimmung in der

Fabel selbst das überwiegende, doch haben sich auch Charaktere fort erhalten, namentlich erscheint Siegfried öfter am kenntlichsten in dem jungen Niesen, an jener eigenthümlichen Mischung eines tapfern und reinen Herzens und einer gutmüthigen und scherzhaften Laune, in welcher ihn das Nibelungenlied darstellt. Siegfried handelt unbewußt, aber in sicherem Gefühl von der Herrlichkeit seiner Natur und Lebenskraft. Was den Zusammenhang mit der Fabel betrifft, so wäre er zu eng angegeben, wenn man voraussetzte, anfänglich sey völlige Uebereinstimmung gewesen, und nur durch Ausfüllung der Lücken, mit Hilfe der Einbildungskraft das Abweichende entstanden; dagegen, wollte man behaupten, die Uebereinstimmung, wie sie sich findet, sey bloß zufällig oder hätte ihren Grund in dem auf gleiche oder verwandte Gedanken von selbst zurückkehrenden Geist, so wäre dies noch unrichtiger. Sie ist zu merkwürdig und geht in zu viele einzelne Züge, als daß an einen solchen Zufall könnte gedacht werden. Freilich ist die deutsche Sage im Ganzen und Großen aus dem Wesen des deutschen Geistes entsprungen, und es ist ihre Aufgabe ihn darzustellen; aber eben in dem Sineinandergreifen des Nothwendigen der Ueberlieferung und des Freien der poetisch-bildenden Kraft besteht ihr Leben, und eine solche Mischung müssen wir auch hier annehmen. Daß sich noch ein Zusammenklang mit der nordischen Sage, am deutlichsten in Beziehung auf Helaug erhalten, der in andern Denkmälern nicht mehr vernommen wird, ist um so wichtiger, als es zeigt, daß das Ganze nur in dem Bewußtseyn des Volks vollständig vorhanden war und dastehende, was in den einzelnen Gedichten hervortrat und ausgebildet wurde, immer nur als Bruchstück,
wenn

wenn auch organisches, darf betrachtet werden. Bei dem Volk hat noch fortgedauert, was in den durch die Schrift auf uns gekommenen Dichtungen so gut spurlos untergegangen ist, als jene gleichfalls hierher gehörigen Lieder von Saurle und Hamber, deren Daseyn doch ausdrückliche Zeugnisse beweisen. Auch hierin gleicht die Sage der Sprache, die eben so nur in dem Bewußtseyn des ganzen Volks vollständig lebt.

Die Thiermärchen öffnen eine andere Welt. Das heimliche Treiben der Thiere in den Wäldern, Triften und Feldern hat etwas sehr bedeutendes. Es herrscht unter ihnen eine bestimmte Ordnung, in dem Bau ihrer Wohnung, in dem Ausflug, der Heimkehr, dem Füttern der Jungen, der Vorsorge für den Winter; ihr Gedächtniß scheint groß, sie machen sich einander verständlich, und ihre Sprache ist wohl nicht mannigfaltig, aber mächtig und eindringlich. Sie vereinigen sich in Schaaren, ziehen aus, haben Anführer und bekriegen einander. Dabei ist nichts natürlicher, als ihnen ein sittlich geordnetes, menschliches Leben und Weben zuzuschreiben, das sie nur unsern Blicken zu verbergen scheinen. Das Auge der Dichtung aber sieht alles Geheime und Verborgene, sie offenbart diesen innern Haushalt der Thiere, und da sie ihnen zugleich die menschliche Sprache beilegt, wodurch sie allein schon vieler menschlichen Gedanken theilhaftig werden, so sind sie uns noch näher gerückt. Außerdem entsteht durch die beständige Vermischung des Thierischen und Menschlichen, ein besonderer Reiz: man denkt, es wären wirklich Menschen, die Gefallen daran hätten, sich einmal in dieser Gestalt zu betustigen. Natürlich, daß bei dieser Vereinigung Sagen herüber

und hinüber gegangen sind; manchmal wird das ganz Unbelebte mit hineingezogen, selbst Strohhalme, Kohle und Bohne machen eine Reife zusammen. Das Böse in List und Verschlagenheit ist der Fuchs, dessen Verwandtschaft mit dem ungetreuen Sibiach der deutschen Heldensage an einem andern Ort gezeigt worden; in Gewalt und Plumpheit ist es der Wolf. Die schwachen Thiere, zumeist die Vögel sind die gutgesinnten, welchen von jenen nachgestellt wird. Auch stehen sich beide wieder entgegen, wie anderwärts Zwerge und Riesen: so ist in dem Märchen von dem Bär und Zaunfönig der Sieg der Kleinen über die Großen und Unbeholfenen beschrieben, und der Wolf, der das Rothkäppchen und die jungen Ziegen berückt, stellt den Menschenfresser vor, der endlich doch durch seine Plumpheit überwältigt wird. Manches gehört in den Fabelkreis vom Reinhart Fuchs, und wird dort besser sich erklären lassen. Wo die Menschen mit den Thieren zusammenkommen, sind jene gewöhnlich hart und ungerecht, werden aber dafür bestraft, wie z. B. in dem Märchen von dem Hund und Sperling.

Feststehende Charaktere.

Die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes pflegt die Poesie um Einzelne zu versammeln, so daß, was in der Menge zerstückt, schwach oder unbestimmt sich zeigt, gesteigert und zu einem Ganzen vereinigt wird: man könnte sagen, sie ließ uns nur vollständige und in Farben ausgemahlte Exemplare sehen. Stellt ein solcher Charakter zwar das Gemeinsame dar, so tritt er doch zugleich als eine scharf gezeichnete, für sich in ihrer Besonderheit lebende Gestalt auf;

vorzüglich erscheinen im Komischen, weil es so viel Eekiges und Hervorspringendes hat, gleich feststehende Masken. Ueberhaupt aber, je mehr solche Charaktere auf die Natur eines Volks, seine Tugenden und Schwächen sich gründen, desto bleibender und unvergänglicher werden sie auch seyn, und nach allen äußerlichen Veränderungen jedesmal frisch sich herausbilden. Welches Epos hätte nicht als Helden einen Achill und Ulysses, im Humor und Echerz seinen Falenbürger und Eulenspiegel. Es sind die natürlichen Formen und Gränzen der Poesie, innerhalb welchen sie sich mit aller Freiheit und Mannigfaltigkeit bewegen kann. Von Siegfrieds eizenthümlichem, die deutsche Natur vorzugsweise bezeichnenden Charakter, war vorhin die Rede; dieser hat aber schon einen gewissen Anklang von einem andern, der hier oft vorkommt und der Dumm ling genannt wird. In der Jugend zurückgesetzt, zu allen Dingen, wozu Wiß und Gefügsamkeit gehören, ungeschickt, muß er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden; er ist das Aschenkind, das am Heerde oder unter der Treppe seine Schlafstätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch; schön wird er im Parcival der Dummelare genannt *). Kommt es dann zur lebendigen That, so erhebt er sich schnell, wie eine lange Keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das Ziel zu erreichen. Er ist hier unter verschiedenen Verhältnissen dargestellt, gewöhnlich der jüngste von dreien Brüdern, stehen ihm die beiden

*) Vergl. Niederdeutsche Wälder I.

andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn sie zusammen ausgeschiedt werden, um eine Aufgabe zu lösen, wornach der Vorzug unter ihnen bestimmt werden soll, verlachen ihn jene und sehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er sich ganz verlassen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein andermal hat er weltliches Wissen hintangesetzt und nur die Sprache der Natur gelernt, darum wird er verstoßen, aber jene Erkenntniß erhebt ihn bald über alle andere. Unterliegt er der Mißgunst und wird ermordet, so verkündigt doch lange nachher der weißgebleichte, hervorgespülte Knochen die Unthat, damit sie nicht unbestraft bleibe.

Der Dummling ist der verachtete, geringe, der kleine und nur von Riesen aufgesaugt, wird er stark; so nähert er sich dem Däumling. Dieser ist bei seiner Geburt nur so groß als ein Daumen und wächst auch nicht weiter. Bei ihm aber ist alles in Klugheit ausgeschlagen, er ist aller List und Behendigkeit voll, so daß er sich aus jedem Unfall, in den ihn seine kleine Gestalt so oft bringt, jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil daraus für sich zu ziehen weiß. Jedermann äfft er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerei, überhaupt die Natur der Zwerge; auch mögen alte Sagen von diesen hier noch fortbauern. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen schreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstöchter erwirbt; er allein kann die vorgelegten Räthsel lösen.

Das Bauerlein, das ein hölzernes Kalb auf die Weide schickt, aber hernach durch allerlei listige Streiche sich Reichthum zu ver-

schaffen weiß, steht zwischen dem Däumling und dem Falenbûrger. Dieser kommt aber hier in verschiedenen Abstufungen vor, am deutlichsten in den Narrheiten des Catherlieschen und der flugen Else, die Albernheit wird unter dem Anschein eines breiten Verstandes und mit eigenem Wohlgefallen manchmal mit einem leisen Bewußtseyn betrieben; dann gehören die sieben Schwaben hierher, die alle an einem Spieß auf Abentheuer ausziehen, einen Hasen als ein Ungeheuer aufjagen, und von einem Frosch ums Leben gebracht werden. Eigene Mischungen sind, wo die Dummheit zum Vortheil ausschlägt, wie beim Doctor Alwissend, und bei der Hochzeit des gescheidten Hans, oder umgekehrt, die Weisheit immer übel angewendet wird, wie bei dem Jungen, der auf Reisen gehen wollte.

Ein vierter Charakter ist der Aru der Lustig. Er bekümmert sich um nichts, als ein fröhliches Leben, weiß nicht, was gut und was böse ist, und ihm wird darum nichts zugerechnet. Als der Herr kommt, bei ihm zu herbergen, ist er bereit, das Beste mit ihm zu theilen, doch verthut er gleich im Spiel den Groschen, wofür er einen Trunk zu der Speise holen soll. Dem Apostel Petrus, der in der Gestalt eines Armen um ein Almosen ihn anspricht, gibt er seinen letzten Heller, und als dieser, im Glauben einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebratenen Lämmchens und ist ärgerlich, daß der mächtige Apostel nicht mehr Geld zusammen bringt. Als Wärenhänder dient er dem Teufel, wird aber aus der Hölle wieder fortgeschickt. Den Tod hat er lange zum Narren, endlich

muß er ihm folgen, aber nun will ihn weder der Himmel noch die Hölle einlassen, bis er durch einen guten Einfall in jenen sich Eingang verschafft. Gewissermaßen macht der Schneider, welcher, als er aus Gnaden in den Himmel aufgenommen worden, dort Richter über die Sünden seyn will, und wieder ausgestoßen wird, das Gegenstück zu ihm. In der Legende ist der heil. Christoph, der sich einen Herrn sucht, dem Teufel dient, und mit Verachtung ihn verläßt, weil er vor dem Christkind erschrickt, nach diesen Sagen gebildet.

Endlich der Aufschneider; in ihm gibt sich die reine und weil sie unverholen ist, schuldlose Lust an der Lüge kund. Die menschliche Einbildungskraft hat das natürliche Verlangen, einmal die Arme, so weit sie kann, auszustrecken, und ungestört das große Messer, das alle Schranken zerschneidet zu handhaben. In diesem Sinne ist das Märchen von dem aus dem Himmel geholten Dreschflegel gedacht; nur ein Schritt weiter, ist dann das Zusammenstellen des völligen Widerspruchs und Vereinigung des Entgegengesetzten, wie im Märchen vom Schlaraffenland. Doch mögen auch in jenen wunderbaren Künsten der sechs Diener alte Riesensagen fortbauern, die nur, nachdem aller Glaube daran sich verloren hatte, in einer solchen humoristischen Weise noch dargestellt werden konnten. Wenigstens wird das Riesenwesen, ihre Sprünge, ihr Schießen und Kugelwerfen, die sprengende Kraft ihrer Augen, ihr ungeheures Essen und Verschlingen, in den alten Sagen und Liebern ganz ähnlich, und in allem Ernst beschrieben.

I n h a l t.

		Seite.			Seite.
1.	Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich . . .	1	23.	Von dem Mäuschen, Bögelchen und der Brat- würst . . .	126
2.	Katz und Maus in Ge- sellschaft . . .	5	24.	Frau Holle . . .	129
3.	Marienkind . . .	8	25.	Die sieben Raben . . .	133
4.	Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen . . .	14	26.	Rothkäppchen . . .	136
5.	Der Wolf und die sie- ben jungen Geislein . . .	25	27.	Die Bremer Stadtmu- sikanten . . .	141
6.	Der getreue Johannes . . .	29	28.	Der singende Knochen . . .	145
7.	Der gute Handel . . .	39	29.	Der Teufel mit den drei goldnen Haaren . . .	148
8.	Der wunderliche Spiel- mann . . .	44	30.	Läuchchen und Flibbchen . . .	56
9.	Die zwölf Brüder . . .	48	31.	Das Mädchen ohne Hän- de . . .	158
10.	Das Lumpengesindel . . .	55	32.	Der geschiedte Hans . . .	166
11.	Brüderchen und Schwe- sterchen . . .	57	33.	Die drei Sprachen . . .	169
12.	Rapunzel . . .	66	34.	Die kluge Else . . .	173
13.	Die Männlein im Walde . . .	69	35.	Der Schneider im Him- mel . . .	177
14.	Die drei Spinnerinnen . . .	77	36.	Tischchen deck dich, Gold- esel und Knüttel aus dem Sack . . .	179
15.	Hänsel und Gretel . . .	80	37.	Daumesdick . . .	191
16.	Die drei Schlangenblät- ter . . .	88	38.	Von der Frau Füchsin . . .	198
17.	Die weiße Schlange . . .	92	39.	Die Wichtelmänner . . .	202
18.	Strohalm, Kohle und Bohne auf der Reise . . .	96	I.	Von einem Schuster, dem sie die Arbeit ge- macht . . .	202
19.	Von dem Fischer und seiner Frau . . .	97	II.)	Von einem Dienst- mädchen, das Gebat- ter bei ihnen gestanden . . .	204
20.	Das tapfere Schneider- lein . . .	104	III.)	Von einer Frau,	
21.	Aschenputtel . . .	114			
22.	Das Räthsel . . .	123			

	Seite.		Seite.
der sie das Kind ver-		62. Die Bienenkönigin	344
tauscht haben . . .	205	63. Die drei Federn . .	347
40. Der Räuberbräutigam	206	64. Die goldene Gans . .	350
41. Herr Korbes . . .	210	65. Allerlei-Rauh . . .	356
42. Der Herr Gevatter . .	212	66. Hässichen Braut . .	363
43. Die wunderliche Gaste-		67. Die zwölf Jäger . .	365
rei . . .	213	68. Der Gaubeif un sien	
44. Der Gevatter Lob . .	215	Meester . . .	360
45. Des Schneiders Dau-		69. Torinde und Toringel	371
merling Wanderschaft	219	70. Die drei Glückskinder	375
46. Fitchers Vogel . . .	224	71. Sechse kommen durch die	
47. Van den Nachandel-		ganze Welt . . .	378
Boom . . .	228	72. Der Wolf und der Mensch	385
48. Der alte Sultan . . .	240	73. Der Wolf und der Fuchs	387
49. Die sechs Schwäne . .	243	74. Der Fuchs und die Frau	
50. Dornröschen . . .	249	Gevatterin . . .	389
51. Kunde vogel . . .	253	75. Der Fuchs und die Kage	391
52. König Droßelbart . .	257	76. Die Nelke . . .	392
53. Sneewittchen . . .	262	77. Das kluge Grethel . .	398
54. Der Ranzgen, das Hüt-		78. Der alte Großvater und	
lein und das Hörnlein	274	der Enkel . . .	401
55. Kumpelstilzchen . . .	280	79. Die Wassernix . . .	402
56. Der liebste Roland . .	283	80. Von dem Tod des Hühn-	
57. Vom goldnen Vogel . .	288	chens . . .	403
58. Der Hund und der Sper-		81. Bruder Lustig . . .	405
ling . . .	297	82. De Spielhansl . . .	419
59. Der Frieder und das		83. Hans im Glück . . .	423
Gatherlieschen . . .	301	84. Hans heirathet . . .	430
60. Die zwei Brüder . . .	310	85. Die Goldfinder . . .	432
61. Das Würle . . .	337	86. Der Fuchs und die Gänse	438

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königs-tochter, die wußte nicht was sie anfangen sollte vor langer Weile. Da nahm sie eine goldene Kugel, womit sie schon oft gespielt hatte und ging hinaus in den Wald. Mitten in dem Wald aber war ein reiner, kühler Brunnen, dabei setzte sie sich nieder, warf die Kugel in die Höhe, fing sie wieder und das war ihr so ein Spielwerk. Es geschah aber, als die Kugel einmal recht hoch geflogen war und die Königs-tochter schon den Arm in die Höhe hielt und die Fingerchen streckte, um sie zu fangen, daß sie neben vorbei auf die Erde schlug und gerade zu ins Wasser hinein rollte.

Erschrocken sah ihr die Königs-tochter nach; aber die Kugel sank hinab und der Brunnen war so tief, daß kein Grund zu erkennen war. Als sie nun ganz verschwand, da fing das Mädchen gar jämmerlich an zu weinen und rief: „ach! meine goldene Kugel! hätte ich sie wieder, ich wollte alles darum hingeben: meine Kleider, meine Edelsteine, meine Perlen, ja meine goldene Krone noch dazu.“ Wie es das gesagt hatte, tauchte ein Frosch mit seinem dicken Kopf aus dem Wasser heraus und sprach: „Königs-toch-

Kindermärchen I.

X

ter, was jammerst du so erbärmlich?“ „Ach, sagte sie, du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir da in den Brunnen gefallen.“ Der Frosch sprach weiter: „deine Kleider, deine Edelsteine, deine Perlen ja deine goldne Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich willst zu deinem Freund und Gefellen annehmen, soll ich an deinem Tischlein sitzen zu deiner rechten Seite, von deinem goldenen Tellerlein mit dir essen, aus deinem Becherlein trinken und in deinem Bettlein schlafen, so will ich dir deine Kugel wieder herauf holen.“ Die Königstochter dachte in ihrem Herzen: was der einfältige Frosch wohl schwägt! ein Frosch ist keines Menschen Gefell und muß im Wasser bei seines Gleichen bleiben, vielleicht aber kann er mir die Kugel herauf holen; und sprach zu ihm: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst meine goldene Kugel, es soll dir alles versprochen seyn.“

Als sie das gesagt hatte, tauchte der Frosch seinen Kopf wieder unter das Wasser, sank hinab und über ein Weilchen kam er wieder in die Höhe gerubert, hatte die Kugel im Maul und warf sie heraus ins Gras. Da freute sich das Königskind, wie es wieder sein Spielwerk in den Händen hielt. Der Frosch rief: „nun warte, Königstochter, und nimm mich mit,“ aber das war in den Wind gesprochen, sie hörte nicht darauf, lief mit ihrer Goldkugel nach Haus, und dachte gar nicht wieder an den Frosch.

Am andern Tag, als sie mit dem König und allen Hofleuten an der Tafel saß und von ihrem goldnen Tellerlein aß, kam, plitsch, platsch! plitsch, platsch! etwas die Marmor-Treppe her-

auf getrocken und als es oben war, klopfte es an der Thür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!“ Sie lief und wollte sehen wer draußen war, als sie aber die Thür aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich ganz erschrocken wieder an den Tisch. Der König sah, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: „ei, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen!“ „Ach nein, sprach das Kind, es ist kein Riese sondern ein garstiger Frosch, der hat mir gestern im Wald meine goldne Kugel aus dem Wasser geholt, dafür versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen und will zu mir herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief draußen:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf!
weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnen-Wasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf!“

Da sagte der König: „hast du's versprochen, mußt du's auch halten, geh und mach ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Thüre, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „heb mich herauf zu dir!“ Sie wollte nicht, bis es der König befahl. Als der Frosch nun oben auf einem Stuhl neben ihr saß, sprach er: „nun schieb dein gol-

denes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen. Völl' Verdruß that sie auch das und der Frosch ließ sich wohl schmecken, aber ihr blieb jedes Bißlein im Hals. Dann sprach er: „nun hab ich mich satt gegessen, und bin müd, trag mich hinauf in dein Kämmerlein, und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen.“ Da fing die Königstochter an zu weinen, gar bitterlich, und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den getraute sie sich nicht anzurühren und der sollte nun in ihrem schönen, reinen Bettlein schlafen.“ Der König aber blickte sie zornig an und sprach: „was du versprochen hast, sollst du auch halten, und der Frosch ist dein Gefelle.“ Da half nichts mehr, sie mochte wollen oder nicht, sie mußte den Frosch mitnehmen. Sie war aber in ihrem Herzen bitterböse, packte ihn mit zwei Fingern und trug ihn hinauf und als sie im Bett lag, statt ihn hinein zu heben, warf sie ihn aus allen Kräften an die Wand: „nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch!

Was aber herunter fiel, war nicht ein tochter Frosch, sondern ein lebendiger, junger Königssohn mit schönen und freundlichen Augen. Der war nun von Recht und mit ihres Vaters Wille ihr lieber Gefelle und Gemahl. Da schliefen sie nun vergnügt zusammen ein und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die waren mit Federn geschmückt und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bände hatte müß-

sen um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen sollte den jungen König in sein Reich abholen, der treue Heinrich hob beide hinein und stellte sich wieder hinten auf, voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn hinter sich, daß es krachte, als wär etwas zerbrochen. Da bremte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht!“ —
 „Nein, Herr, der Wagen nicht,
 es ist ein Band von meinem Herzen,
 das da lag in großen Schmerzen,
 als ihr in dem Brunnen saßt,
 als ihr eine Fretsch (Frosch) was't (wart).“

Nach einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr wieder erlöst und glücklich war.

2.

Katz und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus waren einig geworden, zusammen zu leben und gemeinschaftlich Haus zu halten. Als nun der Winter sich näherte, trugen sie Vorseorge und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sichern Ort mußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen,

bis sie sein bedürftig wären. Einmals aber trug die Kage Gelüsten darnach, ging zur Maus und sprach: „hör' Mäuschen ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Edhnen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus.“ — „Ja, ja, sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen, rothen Rindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen.“ Die Kage aber hatte keine Base und sollte auch nicht Gevatterstehen, sondern ging geradesweges in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheissen? — „Hautab, antwortete die Kage.“ — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört.“

Bald darnach hatte die Kage wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat ein weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthschaft treiben.“ Die gute Maus sagte ja, die Kage aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heim kam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pathe getauft worden?“, — „Halbaus“ — „Halbaus? was du sagst! den Namen hab' ich mein Lebtag noch nicht gehört, der steht auch gewiß nicht im Kalender.“

Der Kage aber hatte das Leckerwerk zu gut geschmeckt, und das Maul wässerte ihr wieder darnach. Da sprach sie: „ich bin

zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du lässest mich doch ausgehen?" — Hautab, Halbaus, sagte die Maus, es sind so kurose Namen, die machen mich so nachdenklich, doch geh nur hin." Die Maus hielt alles daheim in Ordnung und räumte auf, die weil fraß die Rake den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?" — „Ganz aus" — „Ganz aus! ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen, sagte die Maus; Ganz aus? was soll der bedeuten? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!" damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Rake zu Gevatter bitten. Als der Winter aber gekommen war und draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Rake: „Komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben, das soll uns schmecken!" Ja, sagte die Rake spöttisch, es wird schmecken, als wenn du die Zunge zum Fenster hinaus streckst." Wie sie nun hinkamen, war alles leer — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist: erst Haut ab, dann Halb aus, dann" — „Schweig still, sagte die Rake, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst" — „Ganz aus" hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Rake auf sie zu und schluckte sie hinunter.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hakte, stand auf einmal eine schöne, große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindeleins, du bist arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter seyn und für es sorgen.“ Der Holzhacker holte sein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. Als es nun vierzehn Jahr alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu sich und sprach: „liebes Kind, ich habe eine große Reise vor, da nimm die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs in Verwahrung, zwölf darfst du davon aufschließen und die Herrlichkeiten betrachten, aber die dreizehnte, die dieser kleine Schlüssel öffnet, die ist dir verboten, und hüte dich, daß du sie nicht aufschlüsselst, sonst wirst du unglücklich.“ Das Mädchen versprach ihr gehorsam zu seyn und als nun die Jungfrau Maria weg war, fing

es an und besah die Wohnungen des Himmelreichs, jeden Tag schloß es eine auf, bis die zwölfte herum waren. In jeder aber saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebenstag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen und es freute sich darüber und die Englein, die es immer begleiteten, freuten sich mit ihm. Nun war nur noch die verbotene Thüre übrig, da empfand es doch eine große Lust, zu wissen was dahinter verborgen wäre und sprach zu den Englein: „ganz aufmachen will ich sie nicht, aber ein bißchen aufschließen, damit wir durch den Riß sehen.“ „Ach nein, sagten die Englein, das wär Sünde, die Jungfrau Maria hats verboten und könnte leicht dein Unglück werden.“ Da schwieg es still, aber die Lust und Neugier in seinem Herzen schwieg nicht still und pickte ordentlich daran. Und als die Englein einmal weggegangen waren, dachte es, nun bin ich ganz allein, wer siehts dann! und holte den Schlüssel. Und als es ihn geholt hatte, steckte es ihn auch in das Schlüsselloch und als es ihn hineingesteckt hatte, drehte es auch um. Da sprang die Thüre auf und es sah im Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden. Da ward ihm Angst und es schlug die Thüre heftig zu und lief fort. Die Angst wollt auch nicht wieder weichen, es mocht anfangen was es wollte und das Herz klopfte in einem fort und wollt nicht ruhig werden, auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waschen so viel es wollte.

Nach wenigen Tagen kam die Jungfrau Maria von ihrer

Reise zurück rief das Mädchen und sprach: „gieb mir die Himmelschlüssel wieder.“ Indem es den Bund hinreichte, sah es die Jungfrau an und sprach: „hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, fühlte wie es klopfte und klopfte, und sah, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschlossen hatte: „Da sprach sie noch einmal: hast du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ sagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte sie den goldnen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach zum drittenmal: „hast du es nicht gethan?“ „Nein“ sagte das Mädchen zum drittenmal. Da sprach die Jungfrau Maria: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu seyn.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde bei einem hohen Baum, der rings mit dichten Gehäusen umgäunt war, durch welche es nicht dringen konnte. Der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In den Baum war eine Höhle, darin schlief es in der Nacht und darin saß es bei Regen und Gewitter; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es die Blätter des Baumes und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und froh, barg es sich darin. Auch verdarben seine Kleider und fielen ihm ab, da mußte es sich in die Blätter einhüllen. Sobald dann die Sonne wieder warm schien, ging es

heraus und setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es lange Zeit und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Einmal zur Frühlingszeit jagte der König des Landes in dem Wald und verfolgte ein Wild und weil es in das Gebüsch geflohen war, das den hohlen Baum umschloß, stieg er ab und riß es von einander und hieb sich mit seinem Schwert einen Weg. Als er nun hindurchgebrungen war, sah er unter dem Baum ein so wunderschönes Mädchen sitzen, das von seinem goldenen Haar bis zu den Fußzehen bedeckt war. Da verwunderte er sich und sprach: „wie bist du in die Einde gekommen?“ Es schwieg aber still, denn es konnte seinen Mund nicht aufthun. Der König sprach weiter: „willst du mit mir auf mein Schloß gehen.“ Da nickte es bloß ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf seinen Arm und trug es auf sein Pferd und führte es heim, wo er ihm Kleider anziehen ließ und ihm alles im Ueberfluß gab. Und ob es gleich nicht sprechen konnte so war es doch so schön und lieblich, daß er es von Herzen lieb gewann, und sich mit ihm vermählte.

Als etwa ein Jahr verflossen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, wo sie allein war, erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: willst du nun die Wahrheit sagen und gestehen, daß du die verbotene Thür aufgeschlossen hast, so will ich dir deinen Mund öffnen und dir die Sprache wieder geben, bleibst du aber in der Sünde und leugnest hartnäckig, so nehm ich dein neugebornes Kind mit mir.“ Da

war der Königin verlihen zu antworten, aber sie sprach: „nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet“ und die Jungfrau Maria nahm das neugeborne Kind ihr aus dem Arme und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menschenfresserin und hätte ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles, und konnte nichts dagegen sagen, der König aber hatte sie zu lieb, als daß er glauben wollte.

Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn, da trat in der Nacht wieder die Jungfrau Maria vor sie und sprach: „willst du nun gestehen, daß du die verbotene Thüre geöffnet hast, so will ich dir dein Kind wiedergeben und deinen Mund lösen, bleibst du aber in der Sünde und leugnest, so nehm ich auch dieses neugeborne mit mir.“ Da sprach die Königin wiederum: „nein ich habe die verbotene Thüre nicht geöffnet;“ und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen mit in den Himmel. Am Morgen, als die Leute hörten, daß es auch verschwunden sey, sagten sie laut, die Königin hätte es gegessen und des Königs Räte verlangten, daß sie sollte gerichtet werden. Der König aber hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte und den Räten befohl bei Leibes- und Lebensstrafe nichts mehr darüber zu sprechen.

Wieder nach einem Jahr gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr auch wieder Nachts die Jungfrau Maria und sprach: „folge mir.“ Und sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und spielten mit der Weltkugel. Und als sich

die Königin darüber freute, sprach die Jungfrau Maria: willst du mir eingestehen, daß du die verbotene Thür geöffnet hast; so will ich dir deine beiden Edhnelein zurück geben.“ Die Königin antwortete zum drittenmal: nein, ich habe die verbotene Thüre nicht geöffnet.“ Da ließ sie die Jungfrau wieder zur Erde sinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als es ruchtbar warb, schrien alle Leute laut: die Königin ist eine Menschenfresserin und muß verurtheilt werden!“ und der König konnte seine Räte nicht mehr zurückweisen. Es wurde ein Gericht über sie gehalten und weil sie nicht antworten und sich nicht vertheidigen konnte, ward sie verurtheilt auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen und als sie nun an den Pfahl festgebunden war und das Feuer rings herum zu brennen anfing, da ward ihr Herz von Reue bewegt und sie dachte, könnt ich vor meinem Tode gestehen, daß ich die Thüre geöffnet habe und rief: „o Maria, ich hab es gethan!“ Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, da fing der Himmel an zu regnen und löschte die Feuerflammen und über ihr brach ein Licht hervor und die Jungfrau Maria kam herab und hatte die beiden Edhnelein zu ihren Seiten, das neu geborne Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zu ihr: „wer seine Sünde gesteht und bereut, dem ist sie vergeben,“ und reichte ihr die Kinder, löste ihr den Mund und gab ihr Glück für ihr ganzes Leben.

Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und geschickt und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl „ach, Vater es gruselt mir!“ denn er fürchtete sich. Aber wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „ach, es gruselt mir!“ Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselts nicht; das wird wohl eine Kunst seyn, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „hör du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brod verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe giebt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „O Vater, antwortete er, ich will gern was lernen; ja, wenns anging, so möchte ich lernen, daß mirs gruselte, davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der Älteste lachte, als er das

hörte und dachte bei sich: „du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will muß sich bei Zeiten krümmen.“ Der Vater seufzte und antwortete ihm: „das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brod wirst du damit nicht verdienen.“

Bald darnach kam der Küster zum Besuch ins Haus, da klagte ihm der Vater seine Noth und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts. „Denkt euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brod verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen! „Gi, antwortete der Küster, das kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehn, in den Kirchturm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist“ dachte er, doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, ging er heimlich voraus und stellte sich ins Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wär ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Thurm hinauf, als er oben hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?“ rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „was willst du hier in der Nacht? mach, daß du fortkommst, oder ich werf dich hinunter.“ Der Küster dachte, es wird so arg nicht gemeint seyn, schwieg und blieb unbeweglich stehn; da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und

als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke und wie das geschehn war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen ins Bett und schlief fort. Die Rüstetfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht wieder, da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Thurm gestiegen.“ „Nein, antwortete der Bub, aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehn und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinunter geschmissen; geht einmal hin, so werdet ihr sehen, ob ers ist.“ Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „ach was hat euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet, meinen Mann hat er zum Schallloch hinunter gestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!“ Der Vater erschrock, kam herbei gelaufen und schalt den Jungen: „was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!“ „Ei Vater, antwortete er, ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht, wie einer der Böses vor hat, ich wußte nicht wers war, ich habe ihm ja dreimal voraus gesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach, sprach der Vater, mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater recht gern, wartet nur bis Tag ist, da will ich ausgehn und das Gruseln lernen, so versteh ich doch auch eine Kunst,

Kunst, die mich ernähren kann.“ „Verne was du willst, sprach der Vater, mir ist alles einerlei, da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen und sag keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie ihrs haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „wenn mirs nur gruselte! wenn mirs nur gruselte!“ Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „stehst du, dort ist der Baum, wo siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben, setz dich darunter und wart bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört, antwortete der Junge, das will ich gern thun, lern ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine funfzig Thaler haben, komm nur Morgen früh wieder zu mir.“ Da ging der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an, aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Geheuln gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los und

holte sie alle siebene herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „nehmt euch in Acht, sonst häng ich euch wieder hinauf.“ Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er böse und sprach: „wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen, und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Thaler haben und sprach: nun, weißt du was gruseln ist?“ „Nein,“ antwortete er, „woher sollt ichs wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leib haben, brennen ließen.“ Da sah der Mann daß er die fünfzig Thaler heute nicht davon tragen würde und ging fort und sprach: so einer ist mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge ging auch seines Weges und fing wieder an vor sich hin zu reden: ach, wenn mirs nur gruselte! ach wenn mirs nur gruselte! Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt und fragte: „wer bist du?“ „Ich weiß nicht“ antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „wo bist du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du so in den Bart hinein?“ „Ei,“ antwortete der Junge, ich wollte, daß mirs gruselte; aber niemand kann mirs lehren.“ Laß das dumme Geschwätz, sprach der Fuhrmann, komm, geh

mit mir, ich will sehn, daß ich dich unterbringe.“ Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann; Abends gelangten sie zu einem Wirthshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „wenn mirs nur gruselte! wenn mirs nur gruselte!“ Der Wirth der das hörte, lachte und sprach: „wenn dich darnach lüftet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit seyn.“ „Ach schweig stille, sprach die Wirthsfrau, so mancher vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten.“ Der Junge aber sagte: „wenn es noch so schwer ist, ich wills einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirth auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte was gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, ders wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten große Schätze von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „wenns erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?“ Der König sah ihn an und weil er ihm gefiel, sprach er: „du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst.“ Da antwortete er: „so bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnigbank mit dem Messer.“

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen, als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach wenn mirs nur gruselte, sprach er, aber hier werd ichs auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollt er sich sein Feuer einmal aufschüren, wie er so hinein blies, da schries plötzlich aus einer Ecke: „au, miau! was uns friert!“ „Ihr Narren, rief er, was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Ragen in einem gewaltigen Sprunge herbei und setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kammerab, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Ja,“ antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her;“ da streckten sie die Krallen aus. „Ei, sagt er, was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab ich auf die Finger gesehen, sprach er, da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel,“ und schlug sie todt und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Ragen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte: die schrien gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. „Das

sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnigmesser: „ei, du Gesindel! fort mit dir! und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, ging und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zu thun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so, sprach er, nur besser zu.“ Da fing das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab! hopp; hopp! warf es um, das unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Da schleuderte er Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „nun mag fahren, wer Lust hat!“ legte sich an sein Feuer und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht und er wäre todt. Da sprach er: „es ist doch Schade um den schönen Menschen!“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „so weit ist's noch nicht!“ Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut, antwortete er, eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen.“ Als er nun zum Wirth kam, machte der große Augen, und sprach: „ich dachte nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde, hast du nun gelernt, was gruseln ist?“

„Nein, sagte er, ich weiß es nicht, wenn mir's nur einer sagen könnte.“

Die zweite Nacht ging er wieder hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach: „wenn mir's nur grufelte.“ Wie Mitternacht herankam, fing ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann wars ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab, und fiel vor ihn hin. „Heba! rief er, noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab: „wart, sprach er, ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen;“ wie er das gethan und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammen gefahren und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint, sprach der Junge, die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Tottenbeine und zwei Tottenköpfe, setzten auf und spielten Regel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug, antwortete er, aber eure Kugeln sind nicht recht rund.“ „Da nahm er sie, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „Setzt werden sie besser schüppeln, sprach er, heida! nun geht's lustig!“ Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld, als es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern

Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „wie ist dir diesmal gegangen?“ fragte er. „Ich hab gekegelt,“ antwortete er, und ein paar Heller verlohren. „Hat dir denn nicht gegruselt?“ — „Ei was,“ sprach er, lustig hab ich mich gemacht, wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!“

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verbrüßlich: „wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Todtenlade herein getragen. Da sprach er: „ha ha! das ist gewiß mein Wetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist!“ winkte mit dem Finger und rief: „komm, Wetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein tochter Mann darinn; er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart sprach er, ich will dich ein bißchen wärmen!“ ging ans Feuer wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer und legte ihn auf seinen Schooß und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu, und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm und fing an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „siehst du, Wetterchen, hätt ich dich nicht gewärmt!“ Der Todte aber hub an und rief: „jetzt will ich dich erwürgen.“ „Was,“ sagte er, ist das mein Dank? nun sollst du wieder in deinen Sarg,“ hob ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kam

men die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln, sagte er, hier lerne ichs mein Lebtag nicht.“

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andere und sah fürchterlich aus, doch war er schon alt und hatte einen langen weißen Bart, und sprach: „o du Wicht, nun sollst du bald lernen was gruseln ist, denn du sollst sterben.“ „Nicht so schnell, antwortete er, da muß ich auch dabei sein.“ Sprach der Mann: dich will ich schon packen!“ — „Nun sachte, mach dich nicht gar zu breit, so stark wie du bist bin ich auch, und wohl noch stärker.“ „Das will ich sehn, sprach der Alte, bist du stärker als ich, so will ich dich lassen, komm, wir wollen versuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Art und schlug den einen Ambos mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser,“ sprach der Junge und ging zu dem andern Ambos und der Alte stellte sich neben hin und wollte zusehen und sein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Art und zerspaltete den Ambos auf einen Hieb und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab ich dich, sprach der Junge, jetzt ist das sterben an dir.“ Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat er mögte aufhören, er wollte ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Art raus und ließ den Alten los, der führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon, sprach er, ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein.“ Indem schlug es zwölf und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen könn-

nen," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „nun wirst du gelernt haben was gruseln ist?" Nein, antwortete er, was ist's nur? mein tochter Vetter war da, und ein härtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mir keiner gelehrt." Der König sprach: „du hast das Schloß erbt und sollst meine Tochter heirathen." „Das ist all recht gut, antwortete er, aber ich weiß immer noch nicht was gruseln ist."

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „ich will Hülfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und ging hinaus und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kaltes Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „ach was gruselt mir, was gruselt mir! liebe Frau! Ja nun weiß ich was gruseln ist."

5.

Der Wolf und die sieben jungen Geisselein.

Eine Geis hatte sieben junge Geisselein, die sie recht mütterlich liebte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als

sie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein; gebt auch Acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; ist er erst einmal im Hause, so frißt er euch alle mit Haut und Haar.“ Nicht lange darauf als sie weggegangen war kam auch schon der Wolf vor die Hausthüre und rief mit seiner rauhen Stimme: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch schöne Sachen mitgebracht.“ Die sieben Geislerchen aber sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber ist rauh, du bist der Wolf und wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf aber besann sich auf eine List, ging fort zu einem Krämer und kaufte sich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte seine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der sieben Geislerchen Hausthüre und rief mit feiner Stimme: liebe Kinder laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben.“ Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geislerchen und sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf und wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig,“ und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote. Der Müller wollte nicht. „Wenn du es nicht

thust, sprach der Wolf, so freß ich dich.“ Da that es der Müller aus Furcht.

Nun ging der Wolf wieder vor der sieben Geisern Haus-
thüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure
Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen.“ Die sie-
ben Geisern wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen,
daß sie schneeweiß war und weil sie den Wolf so fein sprechen
hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre
auf, und der Wolf kam herein. Wie sie aber sahen, wer es war,
wie erschrocken sie da und versteckten sich geschwind, so gut es
ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte
in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank,
das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wand-
uhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer
das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben. Darauf, als
er seine Lust gebüßt, ging er fort.

Bald darauf kam die Mutter nach Haus. Die Hausthüre
stand offen, Tisch, Stuhl und Bänke waren umgeworfen, die
Schüsseln in der Küche zerbrochen, die Decke und die Kissen aus
dem Bett gezogen: was für ein Jammer! Der Wolf war da ge-
wesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. „Ach! meine sieben
Geisern sind todt!“ rief sie in ihrer Traurigkeit, da sprang
das jüngste aus der Wanduhr und sagte: „eins lebt noch, liebe
Mutter“ und erzählte ihr, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, nachdem er sich also wohlgethan, satt und
müd war, hatte sich auf eine grüne Wiese in den Sonnenschein

gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis aber war klug und listig, dachte hin und her; sind denn meine Kindlein nicht zu retten! endlich sagte sie ganz vergnügt zu dem jüngsten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach.“ Nun gingen die beiden hinaus und fanden den Wolf schnarchend auf der Wiese liegen: „da liegt der garstige Wolf,“ sagte die Mutter und betrachtete ihn von allen Seiten, „nachdem er zum Bieruhrenbrot meine sechs Kindlein hinuntergefressen hat, gib mir einmal die Scheere her: „ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!“ Damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geiserchen, die er in der Eier und Fast ganz verschluckt hatte, sprangen unversehrt heraus. Ach, was herzten sie ihre Mutter und waren froh, daß sie aus dem dunkeln Gefängniß befreit waren. Sie aber hieß sie hingehen und große und schwer Wassersteine herbeitragen, damit mußten sie dem Wolf den Leib füllen, und sie nähte ihn wieder zu. Dann liefen sie alle fort, und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab' nur sechs Geiserchen gegessen.“ Er dachte, ein frischer Brunk wird mir schon helfen machte sich auf und suchte einen Brunnen; aber wie er sich darüber bückte, konnte er sich vor der Schwere der Steine nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser und ertrank. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

6.

Der getreue Johannes.

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte, es wird wohl das Todtenbett seyn, darauf ich liege; da sprach er: „laßt mir den getreuen Johannes kommen.“ Der getreue Johannes war aber sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein Leben lang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende sich naht und da hab ich keine Sorge, als um meinen Sohn, er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu rathen weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe zuthun.“ Da antwortete der getreue Johannes: „ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenns auch mein Leben kostet.“ Da sagte der alte König: „so sterb ich getrost und in Frieden.“ Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tod sollst du ihm das ganze Schloß zeigen: alle Kammern, Säle und Gewölbe und alle Schätze, die darin liegen; aber eine Kammer sollst du ihm nicht zeigen, die worin das Bild von der Königs-Tochter vom goldenen Dache verborgen steht; denn wenn er sie erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihrer willen in große Gefahren gerathen, davor sollst du ihn hüten.“ Und als der getreue Johannes es nochmals dem alten König versprochen hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König nun zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen und sagte: „das will ich gewißlich halten und will dir treu seyn, wie ich ihm gewesen bin und sollte es mein Leben kosten.“ Der junge König weinte und sprach: „deine Treue will ich auch nimmermehr vergessen. Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst, ich will dir dein väterliches Schloß zeigen.“ Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichthümer und prächtigen Kammern sehen; nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das Bild stand. Das Bild war aber so gestellt, daß wenn die Thüre aufging, man gerade darauf sah und war so herrlich gemacht, daß man meinte es leiste und lebe und es gäb' nichts lieblicheres und schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an dieser Thür vorüberging und sprach: „warum schließt du die eine nicht auf?“ „Es ist etwas darin antwortete er, vor dem du erschrickst.“ Aber der König antwortete: „ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist“ und ging und wollte die Thüre mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurück und sagte: „ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht, es könnte dir und mir zu großem Unglück ausschlagen.“ „Nein, antwortete der junge König, jetzt ist's mein Unglück, wann ich nicht hineinkomme, ich hätte

Tag und Nacht keine Ruhe, bis ichs gesehen; nun geh ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschlossen hast."

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Rind den Schlüssel heraus. Darnach öffnete er die Thür der Kammer und trat zuerst hinein und dachte der König sollte das Bildniß vor ihm nicht sehen, aber dieser war zu neugierig, stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildniß der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold glänzte, da fiel er alsbald ohnmächtig auf die Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf und trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „das Unglück ist geschehen, Herr Gott: was will daraus werden!“ dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam; das erste aber, das er sprach, war: „ach! wer ist das schöne Bild?“ „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache.“ antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten nicht aussagen; mein Leben acht ich nicht, um sie zu erlangen; du bist mein getreuester Johannes du mußt mir beistehen."

Der treue Diener sann lange nach, wie es anzufangen wäre, denn bloß vor das Angesicht der Königstochter zu gelangen hielt schon so schwer. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „alles, was sie um sich hat ist von Gold: Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgeräth; in deinem Schatz liegen fünf Tonnen Goldes, davon laß eine von den

Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Geräthschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Thieren, damit wollen wir hinfahren und das Glück versuchen. Der König ließ alle Goldschmiede zusammenkommen, sie arbeiteten Tag und Nacht, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Nun ließ der getreue Johannes alles auf ein Schiff laden und zog Kaufmannskleider an und der König mußte ein gleiches thun, so daß er unkenntlich war; nun fuhren sie über das Meer und fuhren lange bis sie zu der Stadt kamen, worin die Königs-tochter vom goldnen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiff zurück bleiben und auf ihn warten. „Vielleicht, sprach er, bring ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß alles in Ordnung ist, laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken.“ Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Und als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das goldblinkende Wasser forttragen wollte und sich umbrehte, sah es den fremden Mann und fragte ihn wer er wäre? Da antwortete er: „ich bin ein Kaufmann“ und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „ei! was für schönes Goldzeug!“ und setzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie euch alles abkauft.“ Es nahm
ihn

ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Waare sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes sprach: „ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann, was ich hier habe, ist nichts gegen das was mein Herr auf seinem Schiff stehen hat, das ist das künstlichste und köstlichste, was je in Gold ist gebildet worden. Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle um es aufzustellen, als ein großes Haus nicht hat.“ Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „führe mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten.“

Da führte sie der getreue Johannes freudig zu dem Schiffe hin und der König, als er sie erblickte, meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerspringen, und nur mit großer Mühe konnte er sich zurückhalten. Nun stieg sie in das Schiff und der König führte sie hinein, der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen: „spannt alle Segel auf, daß es fortfliegt, wie der Vogel in der Luft.“ Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Thiere, so gingen viele Stunden herum, sie sah alles mit großer Freude und merkte nicht, daß das Schiff dahin fuhr. Nachdem sie das letzte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim, aber als sie an des Schiffes Rand

Kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach, rief sie erschrocken, ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns gerathen; lieber wollt ich sterben!“ Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt, als du bist, aber daß ich dich mit List entführt, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich dein Bildniß gesehen, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen.“ Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie nun auf dem hohen Meere fuhren, daß der getreue Johannes, als er vornen auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die daher geflogen kamen; da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Die eine rief: „ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim!“ „Ja, antwortete die zweite, er hat sie noch nicht!“ Sprach die dritte: „er hat sie doch, sie sitzt bei ihm im Schiff.“ Da fing die erste wieder an und rief: „was hilft ihm das! wenn sie ans Land kommen wird ihm ein fuchsrothes Pferd entgegen springen, da wird er sich aufschwingen wollen und thut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmer mehr seine Jungfrau wieder sieht.“ Sprach die zweite: „ist da gar keine Rettung?“ „O ja wenn der, welcher auf dem Pferd sitzt, das Feueergewehr, das in den Halstern stecken muß, heraus nimmt und es damit todt

schießt, so ist der junge König gerettet; aber wer weiß das! und wer weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie" Da sprach die zweite: „ich weiß noch mehr! wenn das Pferd auch getödtet wird, so behält der junge König doch nicht eine Braut! wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemb in einer Schüssel und sieht aus, als wärs von Gold und Silber gewebt, ist jedoch nichts als Schwefel und Pech; wenn ers anthut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen.“ Sprach die dritte: „ist da gar keine Rettung?“ „O ja, antwortete die zweite, wenn einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's, wer's weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen.“ Da sprach die dritte: „ich weiß noch mehr! wird das Brauthemb auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht! wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie todt hinfallen; und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verräth das einer, der es weiß, so wird er ganzes Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe!“ Als die Staben das miteinander gesprochen, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig, denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich; entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei

sich: meinen Herrn will ich retten, und sollt ich selbst darüber zu Grunde gehn

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es gerade, wie die Rabe vorher gesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsrother Gaul daher; „Ei, sprach der König, der soll mich in mein Schloß tragen“ und wollte sich aufsetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halstern und schloß ihn nieder. Da riefen die anderen Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „wie schändlich, das schöne Thier zu tödten, das den König in sein Schloß tragen sollte!“ Aber der König sprach: schweigt und laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes, wer weiß wozu das gut ist!“ Nun gingen sie ins Schloß und da stand im Saal eine Schüssel und das gemachte Brauthemd lag darin und sah aus nicht anders, als wär es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollt es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es dann ins Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd!“ aber der junge König sprach: „wer weiß wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes.“ Nun ward die Hochzeit gefeiert; der Tanz hub an und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes Acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie todt zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und sog die drei

Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und spette sie aus. Als bald athmete sie wieder und erholte sich, aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes gethan, ward daher zornig darüber und rief: „werst ihn ins Gefängniß.“ Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurtheilt und zum Galgen geführt und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „jeder der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden, soll ich das Recht auch haben?“ „Ja, antwortete der König, es soll dir vergönnt seyn.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurtheilt und bin dir immer treu gewesen!“ und erzählte, wie er auf dem Meer das Gespräch der Raben gehört habe und beschlossen, seinen Herrn zu retten, darum er das alles habe thun müssen. Da rief der König: „o mein getreuester Johannes, Gnade! Gnade! führt ihn herunter.“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet, leblos herabgefallen und war ein Stein.

Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: ach! was hab ich große Treue so übel belohnt!“ und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und sprach: „ach! könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes!“ Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wie-

der das steinerne Bildniß voll Trauer an, seufzte und rief: „ach könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes.“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst.“ Da rief der König: „alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst tödten sollte, doch dachte er an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab und bestrich mit ihrem Blute den Stein; und als das geschehen war, lehrte das Leben zurück und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er aber sprach zum König: „deine Treue will ich dir wieder lohnen, und nahm die Häupter der Kinder und setzte sie an und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblick wieder heil und sprangen herum und spielten fort, als wär ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude und als er die Königin kommen sah, versteckte er den getreuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „hast du gebetet in der Kirche?“ „Ja, antwortete sie, aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist.“ Da sprach er: „liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnelein, die

müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrock im Herzen, doch sprach sie: „wir sinds ihm schuldig für seine große Treue.“ Da freute er sich daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf und holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sey gelobt er ist erlöst und unsere Edhnlain haben wir auch wieder,“ und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.

7.

Der gute Handel.

Ein Bauer der hatte seine Kuh auf den Markt getrieben, und für sieben Thaler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei und da hörte er schon von weitem, wie die Frösche riefen: *aß, aß! aß, aß!* „Ja, sprach er für sich, die schreien auch ins Haberfeld hinein, sieben Thaler sinds, die ich gelöst habe, keine acht.“ Als er an das Wasser heran kam, rief er ihnen zu: „dummes Vieh, das ihr seyd! wißt ihrs nicht besser? sieben Thaler sinds und keine acht!“ Die Frösche blieben aber bei ihrem *aß, aß! aß, aß!* „Nun, wenn ihrs nicht glauben wollt, ich kanns euch vorzählen;“ holte das Geld aus der Tasche und zählte die sieben Thaler ab, immer vierundzwanzig Groschen auf einen.“ Die Frösche kehrten sich aber nicht an sein Rechnen und riefen abermals: „*aß, aß! aß, aß!*“ „Ei, rief der Bauer ganz böß, wollt ihrs besser wissen, als ich, so zählt selber!“ und warf

das Geld miteinander ins Wasser hinein. Er blieb stehen und wollte warten, bis sie fertig wären und ihm das seinige wiederbrächten, aber die Frösche beharrten auf ihrem Sinn, schrien immerfort, aß, aß! aß, aß! und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute Weile, bis der Abend einbrach und er nach Haus mußte, da schimpfte er die Frösche aus und rief: ihr Wasserpatscher, ein groß Maul habt ihr und könnt schreien, daß einem die Ohren weh thun, aber sieben Thaler könnt ihr nicht zählen! meint ihr, ich wollte da stehen, bis ihr fertig wärt!“ damit ging er fort, aber die Frösche riefen ihm noch nach: aß, aß! aß, aß, aß!“ daß er ganz verdrießlich heim kam.

Ueber eine Zeit erhandelte er sich wieder eine Kuh, die schlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleisch gut verkaufe, könnte er so viel lösen, als die beiden Kühe werth wären und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleisch zu der Stadt kam, war vor dem Thore ein ganzes Rudel Hunde zusammengelaufen, voran ein großer Windhund; dieser sprang um das Fleisch, schnupperte und bellte: was, was! was, was! Als er gar nicht aufhören wollte, sprach der Bauer zu ihm: „ja, ich merk wohl, du sagst was, was! weil du etwas von dem Fleisch verlangst, da sollt' ich aber schön ankommen, wenn ich dir's geben wollte.“ Der Hund antwortete nichts als, was, was! „willst du's auch nicht wegfressen und du für deine Cameraden da gut stehen?“ „Was, was!“ sprach der Hund. „Nun, wenn du dabei bleibst, so will ich dir's lassen, ich kenne dich wohl und weiß, bei wem du dienst; aber das sag ich dir, in

„drei Tagen muß ich mein Geld haben, du kannst mirs hinausbringen.“ Darauf lud er das Fleisch ab und kehrte wieder um; die Hunde machten sich darüber her und bellten laut was, was! der Bauer der es von weitem hörte, sprach zu sich: „horch, jetzt verlangen sie alle was, aber der große muß mir einstecken.“

Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer vergnügt: heute Abend hast du dein Geld in der Tasche. Aber es wollte niemand kommen, und es auszahlen. Es ist kein Verlaß mehr auf jemand,“ sprach er und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu den Fleischer ging und sein Geld foderte. Der Fleischer meinte, es wäre ein Spaß, als aber der Bauer sagte: „Spaß beiseite, ich will mein Geld; hat der große Hund euch nicht die ganze geschlachtete Kuh vor drei Tagen heim gebracht!“ da ward der Fleischer zornig, griff nach einem Messer und jagte ihn hinaus. „Wart, sprach der Bauer, es giebt noch Gerechtigkeit auf der Welt! und ging in das königliche Schloß und bat sich Gehör an. Er ward vor den König geführt, der da saß mit seiner Tochter und fragte: was ihm für ein Leid wiederfahren wäre? „Ach, sagte er, die Frösche und Hunde haben mir das meinige genommen und der Metzger hat mich dafür mit dem Stoch bezahlt“ und erzählte weitläufig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an zu lachen und der König sprach zu ihm: „Recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür sollst du meine Tochter zur Frau haben, ihr Lebtag hat sie noch nicht gelacht, als eben über dich, und ich habe sie dem versprochen, der sie zum Lachen brächte. Du kannst Gott für dein Glück danken.“

„D, antwortete der Bauer, ich will sie gar nicht, ich hab daheim nur eine einzige Frau und wenn ich nach Haus komme, so ist mir doch als ob in jedem Winkel eine stände.“ Da ward der König zornig und sprach: „bist du so ein Grobian, so mußt du einen andern Lohn haben, jetzt pack dich fort, aber in drei Tagen komm wieder, so sollen dir fünfhundert vollgezählt werden.“

Wie der Bauer hinaus vor die Thüre kam, sprach die Schilbmacht: „du hast die Königstochter zum Lachen gebracht, da wirst du was rechtes bekommen haben.“ „Ja das mein ich! antwortete der Bauer, fünfhundert werden mir ausbezahlt.“ „Hör, sprach der Soldat, gieb mir etwas davon, was willst du mit all dem Geld anfangen.“ „Nun, sprach der Bauer, weil du's bist, so sollst du zweihundert haben, in drei Tagen meld' dich beim König und laß dir's aufzählen.“ Eine Jude hatte in der Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört, der lief dem Bauer nach, hielt ihn beim Rock und sprach: „Gotteswunder, was seyd ihr ein Glückskind! ich wills euch wechseln, ich wills euch umsetzen in Scheidemünz, was wollt ihr mit den harten Thalern!“ „Mauschel, sagte der Bauer, dreihundert kannst du noch haben, gieb mirs nur gleich in Münze, heut über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden.“ Der Jude war froh über das Profitchen und brachte die Summe in schlechten Groschen, wo drei so viel werth sind als zwei gute. Nach Verlauf der drei Tage ging der Bauer, dem Befehl gemäß, vor den König. „Zieh den Rock aus, sprach dieser, du sollst deine fünfhundert haben.“ „Ach! sagte der Bauer, sie gehören nicht mehr mein, zweihundert habe ich

an die Schildwache verschenkt und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechtswegen gebührt mir nicht ein einziges.“ Indem kam der Soldat und der Jude herein, verlangten das übrige, das sie dem Bauer abgewonnen hätten und erhielten die Schläge richtig zugemessen. Der Soldat ertrug geduldig und wußte schon, wie's schmeckte, der Jude aber that jämmerlich: „auch weiß geschrien! sind das die harten Thaler!“ Der König mußte über den Bauer lachen, und weil aller Zorn verschwunden war, sprach er: „hast du den Lohn schon verloren eh du ihn empfangen, so will ich dir einen Ersatz geben, geh in meine Schatzkammer und hol dir Geld, so viel du willst.“ Der Bauer ließ sich das nicht zweimal gesagt seyn, und füllte in seine Taschen, was nur hinein wollte. Darnach ging er ins Wirthshaus und überzählte sein Geld; der Jude war ihm nachgegangen und hörte wie er mit sich allein brummte: „nun hat mich der Spitzbube von König doch hinter's Licht geführt! hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte, wie kann ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so eingesteckt habe!“ — „Gott bewahre, sprach der Jude für sich, der spricht bespectirlich von unserm Herrn, ich lauf gleich und geb's an, so krieg ich eine Belohnung, und er wird noch obendrein bestraft.“ Als der König die Reden des Bauern erfuhr, ward er zornig, und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauer: „ihr sollt gleich zum Herrn König kommen, wie ihr geht und steht.“ „Ich weiß besser, was sich schickt, antwortete der Bauer, erst laß ich mir einen neuen Rock machen: meinst du ich

wollte in dem alten Lumpenrock hingehen, wenn ich so viel Geld habe.“ Der Jude sah, daß der Bauer ohne einen andern Rock nicht wegzubringen war, und weil er fürchtete, wann der König seinen Zorn verliere, so verliere er seine Belohnung und der Bauer die Strafe, so sprach er: „ich will euch so lang einen Rock leihen aus bloßer Freundschaft; mein! was thut der Mensch nicht aus Liebe!“ Der Bauer ließ sich das gefallen, zog einen Rock vom Juden an und ging mit ihm fort. Der König hielt ihm die bösen Reden vor, die ihm der Jude hinterbracht hatte. „Ach! sprach der Bauer, was ein Jude sagt, ist immer gelogen, denen geht kein wahres Wort aus dem Munde: der Kerl da ist im Stand und behauptet, ich hätte seinen Rock an!“ „Was soll mir das, schrie der Jude, ist der Rock nicht mein, hab ich ihn nicht aus Freundschaft geborgt, damit ihr vor den Herrn König treten konntet!“ Wie der König das hörte, sprach er: „einen hat der Jude gewiß betrogen mich oder den Bauer!“ und ließ ihm noch etwas in harten Thalern nachzahlen; der Bauer aber ging in dem guten Rock mit dem guten Geld in der Tasche heim und sprach: diesmal hab ichs getroffen!

8.

Der wunderliche Spielmann.

Es war einmal ein wunderlicher Spielmann, der ging durch einen Wald mutterselig allein. Da sprach er zu sich selber: „mir wird hier Zeit und Weile lang, ich muß einen guten Gefellen herbei holen!“ nahm seine Geige vom Rücken und sibelte eins,

daß es durch die Bäume schallte. Nicht lange, so kam ein Wolf daher gegangen. „Ach ein Wolf kommt!“ sagte der Spielmann; aber der Wolf schritt näher und sprach zu ihm: „ei! du lieber Spielmann, was sibelst du so schön! das mögt ich auch lernen.“ „Das ist bald gelernt, sagte der Spielmann, wenn du alles thun willst, was ich dich heiße.“ „Ja, antwortete der Wolf, ich will dir gehorchen, wie der Schüler seinem Meister.“ Nun gingen sie ein Stück Weg zusammen und kamen an einen alten Eichenbaum, der innen ganz hohl und in der Mitte durchgerissen war. „Siehst du, sprach der Spielmann, willst du sibeln lernen, so leg die Vorderpfoten in diese Spalte.“ Der Wolf that's; aber der Spielmann hob schnell einen Stein auf und schlug ihm die beiden Pfoten mit einem Schlag fest, daß er wie ein Gefangener liegen bleiben mußte. „Nun warte da so lange, bis ich wieder komme“ sagte der Spielmann und ging weiter.

Ueber eine Weil sprach er zu sich selber: „mir wird die Zeit lang, ich muß einen andern Gefellen holen;“ nahm seine Geige und sibelte wieder in den Wald hinein. Als bald kam ein Fuchs daher gewandelt. „Ach ein Fuchs kommt!“ rief der Spielmann. Der Fuchs sprach aber zu ihm: „ei! du lieber Spielmann, was sibelst du schön! das mögt ich auch lernen.“ „Das ist bald gelernt, sprach der Spielmann, wenn du alles thun willst, was ich dich heiße.“ „Ja, antwortete der Fuchs, ich will dir gehorchen, wie der Schüler seinem Meister.“ Nun gingen sie ein Stück Weg zusammen, bis sie zu einem engen Fußweg kamen, auf dessen beiden Seiten hohe Sträucher standen. Da hielt der Spielmann

still, bog von der einen Seite einen Haselnußstamm zur Erde herab und hielt das Ende mit seinem Fuß fest, dann bog er auch einen von der andern Seite herab, und sprach: „nun Füchlein, komm, wenn du was lernen willst und reich mir deine linke Vorderpfote.“ Der Fuchs that's und der Spielmann band sie ihm an den linken Stamm. „Füchlein, nun reich mir die rechte.“ Es geschah; und der Spielmann band sie ihm an den rechten Stamm. Dann ließ er los und die Bäumchen fuhren in die Höhe und schnellten das Füchlein hinauf, daß es in der Luft schwebte und zappelte. „Nun warte da bis ich wieder komme, sagte der Spielmann und ging weiter.

Bald aber sprach er wiederum zu sich: „die Zeit wird mir lang, ich muß mir einen Gefellen holen;“ nahm die Geige und fiedelte daß es eine Art hatte. Da kam ein Häslein daher gelaufen. „Ach ein Haas kommt!“ rief der Spielmann. Aber das Thier sprach zu ihm: „ei! du lieber Spielmann, was fiedelst du so schön, das mögt ich auch lernen.“ „Das ist bald gelernt, sprach der Spielmann, wenn du alles thun willst, was ich dich heiße.“ „Ja, antwortete das Häslein, ich will dir gehorchen, wie der Schüler seinem Meister.“ Nun gingen sie ein Stück Wegs zusammen, bis sie zu einer lichten Stelle im Wald kamen, darauf ein Espenbäumchen stand. Der Spielmann band dem Häslein einen langen Bindfaden um den weichen Hals, das andere Ende knüpfte er an den Stamm des Bäumchens und sprach darauf: „Häslein, munter! spring mir zwanzigmal um den Baum herum.“ Das Häslein that's und wies zwanzigmal herumgelaufen.

fen war, so hatte sich der Bindfaden zwanzigmal um den Stamm gewickelt und das Häschen war ganz fest und gefangen, und mogte ziehen und zerren wie es wollte, es schnitt sich nur den Faden in den Hals. „Nun warte da bis ich wiederkomme, sprach der Spielmann und ging fort.

Der Wolf aber hatte in der Weile gerückt, gezogen, an dem Stein gebissen und so lange gearbeitet, bis er die Pfoten wieder aus der Spalte brachte und frei wurde. Bornig rief er: „ich muß dem Spielmann nach, und muß ihn zerreißen!“ Als ihn der Fuchs daher laufen sah, rief er: „ach, Bruder Wolf, mach mich frei der Spielmann hat mich betrogen.“ Da kam der Wolf und zog die Stämme herab und biß die Schnüre entzwei und beide liefen darauf dem Spielmann nach. Als sie das Häselein kommen sah, rief es um Hülfe; wie sie seine Stimme hörten gingen sie hin, und machten es los; dann suchten sie alle drei ihren Feind.

Der Spielmann aber hatte auf seinem Weg mit der Fibel sich wieder einen Gefellen herbeigespielt, denn ein armer Holzhauer zu dem der Klang gedrungen war, konnte sich nicht helfen, mußte seine Arbeit verlassen, und war mit dem Beil unter dem Arm gekommen ihm zuzuhören. Der Spielmann war freundlich gegen ihn, weil er nun einen Menschen gefunden hatte, und dachte nicht ihm ein Leids anzuthun, ja er blieb stehen und spielte ihm das schönste und lieblichste vor, daß jenem das Herz aufging vor Freude. Wie der Holzhauer so stand und horchte sah er die drei

Thiere, den Wolf den Fuchs und das Häslein herankommen und merkte wohl, daß sie Böses vorhatten. Da erhob er seine blinkende Art und stellte sich vor den Spielmann, als wollt er sagen: „dem darf niemand etwas thun, so lang ich die Art schwingen kann!“ und als die Thiere das sahen, ward ihnen so Angst, daß sie in den Wald zurück liefen. Der Spielmann aber spielte dem armen Manne noch eins zum Gegendank, und zog dann weiter.

9.

Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden mit einander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichthum groß wird und es das Königreich allein erhält.“ Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren schon mit Hobelspäne gefüllt und in jedem lag das Todtenröschchen und ließ sie in eine verschlossene Stube bringen, davon gab er der Königin den Schlüssel und sprach, sie sollte niemand davon etwas sagen.

Die Mutter aber saß nun den ganzen Tag und trauerte, so daß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „liebe Mutter, warum bist du so betraurig?“ „Liebstes Kind, antwortete sie, ich darf dir's nicht sagen.“ Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß und ihm die zwölf Todtenladen mit

mit Hobelspänen schon gefüllt, zeigte und sprach: „mein liebster Benjamin, die hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen, denn wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe, so sollt ihr allesammt getödtet und in den Särgen da begraben werden.“ Da sagte der Sohn: „weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns helfen und wollen fortgehen.“ Sie sprach: „geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist und halte Wacht und schaue nach dem Thurm hier im Schloß. Gebär ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken und dann dürft ihr wieder kommen; gebär ich ein Töchterlein, so will ich eine rothe Fahne aufstecken, und dann flieht fort und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufstehn und für euch beten: im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schwächet.“

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, fast auf der höchsten Eiche und schauete nach dem Thurm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er wie eine Fahne aufgesteckt wurde, es war aber nicht die weiße, sondern die rothe Blutfahne, die verkündigte, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das nun hörten, wurden sie zornig und sprachen: sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden; nun schwören wir, daß wo uns eins begegnet, wir uns rächen und sein rothes Blut fließen lassen.“

Darauf gingen sie tiefer in den großen Wald hinein und

mitten drin, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: „hier wollen wir wohnen, und du Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten, wir wollen ausgehen und Essen holen.“ Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen und was zu essen stand; das brachten sie dem Benjamin, der mußte ihnen zu recht machen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter Königin geboren, war nun herangewachsen, war gar schön und hatte einen goldenen Stern auf der Stirne. Einmal, als große Wäsche war, sah es darunter zwölf Mannshemden und fragte seine Mutter: „wem gehören diese zwölf Hemden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?“ Da antwortete sie mit schwerem Herzen: „liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern.“ Sprach das Fräulein: „wo sind den meine zwölf Brüder, von denen habe ich noch niemals gehört.“ Sie antwortete: „daß weiß Gott, wo sie sind, sie irren in der Welt herum.“ Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspänen und den Todtentischen. „Die sprach sie, waren für sie bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, eh du geboren warst“ und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. Da sagte das Mädchen: „liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder suchen.“

Nun nahm es die zwölf Hemden und ging fort, und geradezu

in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag, und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „wo kommst du her und wo willst du hin?“ und erstaunte, daß sie so gar schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirne hatte. Da antwortete sie: „ich bin eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, so weit der Himmel blau ist, bis ich sie finde.“ Und zeigte ihm die zwölf Hemder, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war, und sprach: „ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder!“ Und sie fing an zu weinen vor Freude und Benjamin auch und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da, wir hatten beschlossen und verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten.“ Da sagte sie: „ich will gern sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann.“ „Nein“ antwortete er, du sollst nicht sterben, setz dich unter diese Bütte bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden.“ Also that sie; und wie es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tisch saßen und aßen, fragten sie: „was giebt's neues?“ Sprach Benjamin: „wißt's ihr nichts?“ „Nein“ antworteten sie. Sprach er weiter: „ihr seid im Wald gewesen und ich bin daheim geblieben und weiß doch mehr als ihr.“ „So erzähl uns“ riefen sie. Antwortete er: „versprecht ihr mir auch, daß das erste Mädchen das uns begegnet, nicht soll getödtet werden?“ „Ja, riefen sie alle,

das soll Gnade haben, erzählt uns nur.“ Da sprach er: „unsere Schwester ist da“ und hub die Butte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern mit dem goldenen Stern auf der Stirne und war so schön zart und fein. Da freuten sie sich alle, fielen ihr um den Hals und küßten sie und hatten sie von Herzen lieb.

Nun blieb sie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, suchten Wilder (Gewild), Rehe, Hasen, Vögel und Täuberchen, damit sie zu essen hatten und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde. Sie suchte das Holz zum Kochen, und die Kräuter zum Gemüse und stellte zu am Feuer, also daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch sonst Ordnung im Häuschen und deckte die Bettlein hübsch weiß und rein und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beide daheim eine schöne Kost zu recht gemacht und wie sie nun alle versammelt waren, setzten sie sich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünschten Häuschen, darin standen zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt; nun wollte sie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem aufs Essen eine zu schenken. Wie sie aber die Blumen abgebrochen hatte in demselben Augenblick waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verschwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in

dem wilden Wald und wie es sich umfah, so stand eine alte Frau neben ihm, die sprach: „ei! ei! mein Kind was hast du angefangen? warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht stehen lassen, das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt.“ Das Mädchen sprach weinend: „ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?“ „Nein, sagte die Alte, es ist keins auf der ganzen Welt, als eins, das ist aber so schwer, daß du sie damit nicht befreien wirst, denn du mußt sieben Jahre stumm seyn, darfst nicht sprechen und nicht lachen und sprichst du ein einziges Wort und es fehlt nur eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst und deine Brüder werden von dem Wort getödtet.“

Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „ich will meine Brüder gewiß erlösen“ und ging und suchte einen hohen Baum, setzte sich darauf und spann und sprach nicht und lachte nicht. Nun trugs sich zu, daß ein König in dem Wald jagte, der hatte eine große Windel (Windhund), die lief zu dem Baum, wo das Fräulein drauf saß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und sah die schöne Königstochter mit dem goldnen Stern auf der Stirne, und war so entzückt über ihre Schönheit daß er hinauf rief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopf; da stieg er selbst hinauf, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd und da ward die Hochzeit, obgleich die Braut stumm war und nicht lachte, mit großer Pracht und Freude gefeiert. Als sie ein paar Jahre mit einander vergnügt gelebt, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu ver-

läumden und sprach zum König: „es ist ein gemeines Bettelmädchen, daß du dir mitgebracht, wer weiß, was für Böses sie heimlich treibt. Wenn sie stumm ist und nicht sprechen kann, so könnte sie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen.“ Der König wollte zuerst nicht daran glauben, aber sie trieb es so lang, bis er sich endlich überreden ließ und sie zum Tod verurtheilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin sie sollte verbrannt werden und der König stand oben und sahs mit weinenden Augen an, weil er sie noch immer so lieb hatte. Und als sie schon an den Pfahl festgebunden war und das Feuer schon nach ihren Kleidern die Zungen streckte, da war eben der letzte Augenblick von den sieben Jahren verflossen und in der Luft ließ sich ein Geschwirr hören. Zwölf Raben kamen hergezogen und senkten sich nieder und wie sie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die sie erlöst hatte. Sie rissen das Feuer auseinander, löschten die Flammen, machten ihre liebe Schwester frei und küßten und herzten sie. Nun durfte sie ihren Mund aufthun und reden und erzählte dem König, wie es gekommen war, daß sie stumm gewesen und niemals gelacht hatte, der freute sich, daß sie unschuldig war, und sie lebten nun alle zusammen in Lust und Einigkeit bis an ihren Tod. Die böse Stiefmutter ward in ein Faß gesteckt, das mit siedendem Dehl und giftigen Schlangen angefüllt war und starb eines bösen Todes.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hähnchen: „die Nüsse sind reif geworden, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt.“ „Ja, antwortete das Hähnchen, komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen.“ Da gingen sie zusammen fort, auf den Berg und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen, oder ob sie so übermüthig geworden waren, kurz sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nusschaalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hähnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als das ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl seyn und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolf, wer hat euch geheißsen in meinen Nussberg gehen, wartet, das soll euch schlecht bekommen“, ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich haßte es mit seinen Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente lauf zu was du kannst!“ Als

sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgänger, einer Stechnadel und einer Nähnadel. Die riefen halt! halt! und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei war es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie wären auf der Schneidersherberge vor dem Thor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und, weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft seyn, endlich aber, da sie süße Neben führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckte sie in das Gesseltissen des Wirths, die Stechnadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte

sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach hob sich der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Heerd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir Alles an meinen Kopf,“ sagte er, und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da traf ihn die Nähnadel noch schlimmer und nicht an den Kopf, so daß er vor Schrecken auffuhr. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

11.

Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser; dem wirfst sie doch manchmal was Gutes zu. Das Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir

wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müd von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch über den Bäumen und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brunnlein wüßte, ich ging' und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauschen.“ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand und sie wollten das Brunnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war ein Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen und hatte alle Brunnen im Wald verwünscht. Als sie nun ein Brunnlein fanden, das so gligerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger! wer aus mir trinkt, wird ein Tiger!“ Da rief das Schwesterchen: Ach, ich bitt' dich, Brüderchen, trink' nicht, sonst wirst du ein wildes Thier und zerreiße mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Als sie zum zweiten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf! wer aus mir trinkt, wird ein Wolf!“ Da rief das Schwe-

stehen: „Ach, Brüderchen, ich bitt' dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Wolf und frisstest mich.“ Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh! wer aus mir trinkt, wird ein Reh!“ Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitt' dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich gleich bei dem Brunnlein nieder gekniet, hinab gebeugt und von dem Wasser getrunken und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme, verwünschte Brüderchen und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und that es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Thierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lang, lang gegangen waren, kamen sie endlich in ein kleines Haus und das Mädchen schaute hinein und weil es leer war, dachte es, hier können wir bleiben und wohnen. Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse und für das Rehchen brachte es

zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends wenn Schwesterchen müd war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkalbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft schlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte nun eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren, da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte darin das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei und das Rehlein hörte es und war' gar zu gern dabei gewesen. „Ach, sprach es zum Schwesterlein, laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten“ und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber, sprach es zu ihm, komm mir ja Abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, so klopfe und sprich: Mein Schwesterlein, laß mich herein! und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Thürlein nicht auf.“ Nun sprang das Rehchen hinaus und war ihm so wohl, und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Thierlein und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ Da ward ihm die kleine Thüre aufgethan, es sprang hinein und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als

das Rehlein wieder das Hüfthorn hörte und das ho! ho! der Jäger, da hatte es keine Ruh und sprach: „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schwesterchen öffnete ihm die Thüre und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da seyn und dein Sprüchlein sagen.“ Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm Alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger Abends umzingelt und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich er ihm nach, bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ und sah, daß ihm die Thüre gleich aufgethan und alsbald wieder zugeschlossen wurde. Der Jäger behielt das Alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gesagt werden.“

Das Schwesterchen aber war recht erschrocken, als das Rehlein verwundet herein kam; es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst.“ Die Wunde war aber so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte und als es die Jagdlust wieder anheben hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei seyn; so bald soll mich auch Keiner kriegen.“ Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töbten, ich laß dich nicht hinaus.“ „So sterb ich dir hier vor Betrübniß, wenn du mich abhältst, antwortete es: wenn ich

das Hüfthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Thüre auf und das Rehchen sprang ganz gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm Keiner etwas zu Leide thut.“ Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „nun komm und zeig mir das Walbhäuschen.“ Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein!“ Da ging die Thüre auf und der König trat hinein und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen aber war erschrocken, daß nicht sein Rehlein, sondern ein König mit goldener Krone herein gekommen war. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau werden?“ „Ach ja, antwortete das Mädchen, aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, so lange du lebst und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam er herein gesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm zum Walbhäuschen hinaus.

Der König führte das schöne Mädchen in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde und war es nun die Frau Königin und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgar-

ten herum. Die böse Stiefmutter aber, um herentwillen die Kinder in die Welt hinein gegangen waren, die meinte nicht anders als Schwesterchen wäre von den wilden Thieren im Walde zerissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern todt geschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen reg und zwickten und nagten es, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die Weiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt!“ „Sei nur still, sagte die Alte und sprach sie zufrieden, wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand seyn.“ „Als nun die Zeit heran gerückt war und die Königin ein schönes Knäbchen zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, da nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das soll euch wohlthun und stärken, geschwind, eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand und sie trugen die schwache Königin in die Badstube, legten sie hinein, gingen schnell fort und schlossen die Thüre ab. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllefeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter und setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur

das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wieder geben; damit aber der König nichts merken sollte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Aug' hatte. Am Abend, als der König heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte ans Bett zu seiner lieben Frau gehen und wollte sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Bei Leibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück, und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte: wie die Thüre aufging und die rechte Königin herein trat; sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Rißchen und legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thüre hinaus und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob sie Jemand in der Nacht ins Schloß gehen gesehen; aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen!“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabel; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie geträute nicht Jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?

Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr!“

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm Alles. Sprach der König: Ach Gott! was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kind wachen.“ Abends ging er auch in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?

Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr!“

und pflegte dann des Kindes wie gewöhnlich, eh sie wieder verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureben; aber die folgende Nacht machte er wieder, da sprach sie abermals:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?

Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr!“

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „du kannst niemand anders seyn, als meine liebe Frau!“ Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau!“ und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, roth und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ Beide vor Gericht führen und sie wurden verurtheilt; die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Thiere zerrissen, wie sie sie erblickten; die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie davon verzehrt war, verwandelte sich auch das Rehkalbchen und

Kindermärchen I.

©

erhielt seine menschliche Gestalt wieder und Schwesterchen und Brüderchen lebten glücklich zusammen, bis an ihr Ende.

12.

Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Diese Leute hatten in ihrem Hinterhause ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Zauberin sehen, der voll Blumen und Kräutern stand, allerlei Art, keiner aber durfte wagen, hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde lüßern darnach, und wußte doch, daß sie keine davon bekommen konnte, daß sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrak endlich und fragte nach der Ursach; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Haus zu essen krieger, so muß ich sterben.“ Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten was es will, so willst du ihr doch welche schaffen, stieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus, und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, daß keine Ruh wäre, also stieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrak gewaltig, als die Zauberin darin

stand und ihn heftig schalt, daß er es wage in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, mit dem Gelüsten seiner Frau, und wie gefährlich es sey, ihr jetzt etwas abzuschlagen, endlich sprach die Zauberin: „ich will mich zufrieden geben und dir selbst gestatten Rapunzel mitzunehmen, so viel du willst, wofern du mir das Kind gehen wirst, das deine Frau gebiert.“ In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erschien die Zauberin sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, so schloß es die Zauberin in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Zauberin hinein wollte, so stand sie unten und rief;

„Rapunzel, Rapunzel!

laß mir dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige lange Haare, fein wie gesponnen Gold, und wenn die Zauberin so rief, so band sie ihre Böpfe los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Zauberin stieg daran hinauf.

Eines Tages kam nun ein junger Königssohn durch den Wald, wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, daß er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter so hoch reichen konnte, so gerieth er in Verzweiflung; doch ging

er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Zauberin kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel!

laß dein Haar herunter.“

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel war, ging er an den Thurm und sprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,

laß dein Haar herunter!

Da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrock nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, daß sie mit ihm verabredete, er solle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und hatten sich herzlich lieb, wie Mann und Frau. Die Zauberin aber kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfang und zu ihr sagte: sag' sie mir doch Frau Gothel, sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen als der junge König.“ Ach du gottloses Kind, sprach die Zauberin, was muß ich von dir hören, und sie merkte gleich, daß sie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlug sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritsch, ritsch, waren sie abgeschnitten. Darauf verwies sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr küm-

merlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Zauberin Abends die abgeschnittenen Haare oben am Faden fest, und als der Königssohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte er, als er statt seines geliebten Rapunzels die Zauberin fand. „Weißt du was, sprach die erzürnte Zauberin, Rapunzel ist für dich Bösewicht auf immer verloren!“

Da wurde der Königssohn ganz verzweifeln und stürzte sich gleich den Thurm hinab; das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen. Traurig irrte er im Wald umher, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher gerieth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte; ihre Stimme dächte ihm so bekannt, und in demselben Augenblick erkannte sie ihn auch und fiel ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen aber fielen in seine Augen, da wurden sie wieder klar und er konnte damit sehen, wie sonst.

13.

Die drei Männlein im Walde.

Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter und die

Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren mit einander bekannt und gingen zusammen spaziren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „hör, sag deinem Vater, ich wollt ihn heirathen, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken.“ Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesprochen hatte. Der Mann sprach: „was soll ich thun? das Heirathen ist eine Freude und ist auch eine Qual!“ Endlich zog er seinen Stiefel aus und sagte: „nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, so will ich nicht.“ Das Mädchen that wie ihm geheißen war; aber das Wasser zog das Loch zusammen und der Stiefel ward voll bis obenhin. Nun meldete es seinem Vater, wie's ausgefallen war; er stieg selbst hinauf und als er sah, daß es seine Nichtigkeit hatte, ging er zu der Wittwe und freite sie und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des

Mannes Tochter und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter und dabei blieb. Die Frau ward auf ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich war.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Thal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief dann das Mädchen und sprach: „da zieh das Kleid an, und geh in den Wald und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren, ich habe Lust darnach.“ Ei, du lieber Gott, sagte das Mädchen, im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren und der Schnee hat auch alles zugebedt. Wie soll ich in dem Papierkleide gehen? es ist draußen so kalt, daß einem der Athem friert, da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mirs vom Leib.“ „Willst du mir noch widersprechen? sagte die Stiefmutter, mach, daß du fortkommst und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast.“ Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach: „davon kannst du für den Tag essen;“ und dachte, draußen wirds verfrieren und verhungern, und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen.

Nun war das Mädchen gehorsam, that das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite und kein grünes Halmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guck-

ten drei kleine Haule-Männerchen, denen wünschte es die Tageszeit und klopfte an der Thüre. Sie riefen herein und es ging in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haule-Männerchen sprachen: „gieb uns auch etwas davon.“ „Gern“ sprach es, theilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie sprachen: „was willst du zur Winterzeit in deinem Kleidchen hier im Wald?“ „Ach,“ antwortete es, ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen, und darf nicht eher nach Haus kommen, als wenn ich es mitbringe.“ Als es nun sein Brot gegessen, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „damit kehre an der Hintertüre den Schnee weg.“ Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „was sollen wir ihm schenken, weil es so artig ~~und~~ gut ist und sein Brot mit uns getheilt hat?“ Da sagte der erste: „ich schenke ihm, daß es jeden Tag schöner wird.“ Der zweite sprach: „ich schenk ihm, daß die Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht.“ Der dritte sprach: „ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin macht.“

Das Mädchen aber kehrte mit dem Besen der Haule-Männerchen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und fand darunter alles roth von schönen, reifen Erdbeeren. Da raste es in einer Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, nahm Abschied von ihnen und lief nach Haus und wollte es der Stiefmutter bringen. Und wie es eintrat und „guten Abend“ sagte, fiel schon ein Goldstück ihm aus dem Mund. Darauf er-

zählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald das ganze Haus reich wurde. Die Stieffchwester aber wurde neidisch darüber und lag der Mutter beständig an, daß sie es auch in den Wald schicken mögte, die wollte aber nicht und sprach: „nein mein lieb Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir verfrieren,“ weil es sie aber stets plagte und ihr keine Ruhe ließ, gab sie endlich ihren willen, nähte ihm aber vorher einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade nach dem kleinen Häuschen. Die drei kleinen Haule-Männer guckten wieder, aber es grüßte sie nicht, ging ohne weiteres zur Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gieb uns doch davon,“ riefen die Kleinen, aber es antwortete: „das schickt mir selber nicht, wie sollt ich andern noch davon abgeben!“ Wie es nun fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „da hast du einen Besen, fehr uns vor der Hinterthür rein.“ „Ei, fehrt euch selber, antwortete es, ich bin eure Magd nicht.“ Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Thüre hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt!“ Der erste sprach: „ich schenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird.“ Der zweite sprach: „ich schenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es spricht eine Kröte aus dem Mund

springt.“ Der dritte sprach: „ich schenk ihm daß es eines Unglücklichen Todes stirbt.“ Das Mädchen suchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund aufthät und seine Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid anthun wollte, die doch alle Tage an Schönheit zunahm. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Wazn darin. Als es gesotten war, gab sie es dem armen Mädchen und eine Art dazu, damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Wazn schlittern. Nun war es gehorsam ging hin und haute ein Loch und mitten im Hauen kam ein prächtiger Wagen hergefahen, worin der König saß. Der hielt still und fragte: „mein Kind, was machst du da?“ „Ich bin ein armes Mädchen und schlittere Wazn.“ Da wurde der König mitleidig und als er sah, wie es so gar schön war, sprach er: willst du mit mir fahren?“ „Ach ja von Herzen gern“ antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Ueber ein Jahr gebar die junge Kö-

nigin einen Sohn und als die Stiefmutter, die gehört hatte, was für ein Glück ihm zu Theil geworden, das vernahm, so kam sie mit ihrer Tochter gegangen und that, als wollten sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib sie am Kopf und ihre Tochter an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbei fließenden Strom. Dann nahm sie ihre häßliche Tochter, legte sie ins Bett und deckte sie bis über den Kopf zu. Als der König wieder zurück kam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „still, still! jetzt geht das nicht, sie liegt in großem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen.“ Der König dachte nichts böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm antworten mußte, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem großen Schweiß gekriegt und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gasse geschwommen kam und sprach:

„König, was machst du?
schläfst du, oder wachst du?“

Und als er keine Antwort gab, sprach sie:

„was machen meine Gäste?“

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste.“

Frage sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?“

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein.“

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zum trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu, und schwamm als Ente wieder durch die Gasse fort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „geh und sage dem König, daß er das Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal schwingt über mir.“ Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang dreimal über dem Geist, und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude und hielt die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft.“ „Ei, antwortete die Alte, daß sie in ein Faß gesteckt wird, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser gerollt.“ Da ließ der König ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab geküttelt, bis es in den Fluß rollte.

Die drei Spinnerinnen.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen, und die Mutter mogte sagen was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen: endlich übernahm die Mutter einmal Born und Ungebulb, daß sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfang. Nun fuhr gerade die Königin vorbei und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schläge, daß man draußen das Weinen höre. Da schämte sich die Frau, daß sie die Faulheit ihrer Tochter sollte offenbaren und sprach: „ich kann sie nicht vom Spinnen abbringen, sie will immer und ewig spinnen und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeischaffen.“ „Ei, antwortete die Königin, ich hör nichts lieber als spinnen und bin nicht vergnügter als wenn die Räder schnurren; gebt mir eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, so viel sie Lust hat.“ Die Mutter wars von Herzen gern zufrieden und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie ins Schloß gekommen waren, führte sie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinn mir diesen Flachs, sprach sie, und wenn du es fertig bringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so acht ich nicht darauf, dein unverbroßener Fleiß ist Ausstattung genug.“ Das Mädchen erschraß innerlich, denn es konnte den Flachs nicht spinnen und wars dreihundert Jahr alt geworden und hätte jeden

Tag von Morgen bis Abend dabei gefessen. Als es nun allein war fing es an zu weinen und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin und als sie sah, daß noch nichts gespunnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, daß es vor großer Betrübniß über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hätte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen, sagte aber beim weggehen: „Morgen mußt du aber anfangen zu arbeiten.“

Als nun das Mädchen wieder allein war, wußte es sich nicht mehr zu rathen und zu helfen und trat in seiner Betrübniß vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erste einen breiten Platschfuß, die zweite hatte eine so große Unterlippe, daß sie über das Kinn herunterhing, und die dritte einen breiten Daumen. Als sie vor dem Fenster waren, blieben sie stehen, schauten hinauf und trugen dem Mädchen ihre Hülfe an und sprachen: „willst du uns zur Hochzeit einladen, dich unser nicht schämen und uns deine Wasen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen und das in kurzer Zeit.“ „Ei, von Herzen gern,“ antwortete es, „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinein setzten und ihr Spinnen anhuben. Zwei, die eine zog den Faden und trat das Rad; die andere neigte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch und so oft sie schlug, fiel eine Zahl aufs feinste gesponnenen Garns zur Erde. Vor der Königin verbarg sie die drei

Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, das diese nicht genug loben konnte. Als die erste Kammer leer war, gieng an die Zweite, endlich an die dritte und die war auch bald zu Ende. Nun nahmen die dreie Abschied und sagten zum Mädchen: „vergiss nicht, was du uns versprochen hast; es wird dein Glück seyn.“

Als das Mädchen der Königin die leere Kammern und den Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme und lobte sie gar sehr. Ich habe drei Basen, sprach das Mädchen, da sie mir viel gutes gethan, ich wollte sie nicht gern in meinem Glück vergessen, erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade und daß sie mit an dem Tisch sitzen.“ Die Königin und der Bräutigam gaben gern ihre Einwilligung. Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern, in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „seyd willkommen, liebe Basen.“ „Ach, sagte der Bräutigam, wie kommst du zu der garstigen Freundschaft!“ Darauf gieng er zu der einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „warum habt ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten, antwortete sie, vom Treten.“ Da gieng der Bräutigam zur zweiten und sprach: „wovon habt ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken, antwortete sie, vom Lecken!“ Da fragte er die dritte: „wovon habt ihr den breiten Daumen?“ „Vom Faden drehen, antwortete sie, vom Faden drehen!“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „so soll mir nun und nimmermehr

meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren!" Damit war sie das böse Flachsinnen los.

15.

Hänsel und Gretel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker, der hatte nichts zu beißen und zu brechen und kaum das tägliche Brot für seine Frau und seine zwei Kinder, Hänsel und Gretel. Endlich kam die Zeit, da konnte er auch das nicht schaffen, und mußte keine Hilfe mehr für seine Noth. Wie er sich nun Abends vor Sorge im Bett herumwälzte, sprach seine Frau zu ihm: „Höre Mann, morgen früh nimm die beiden Kinder, gib jedem noch ein Stückchen Brot, dann führ sie hinaus in den Wald, mitten inne, wo er am dicksten ist, da mach ihnen ein Feuer an, und dann geh weg und laß sie dort allein; wir können sie nicht länger ernähren.“ „Nein Frau, sagte der Mann, das kann ich nicht über mein Herz bringen, meine eigenen lieben Kinder den wilden Thieren im Wald zu bringen, die sie bald würden zerrißen haben.“ „Nun, wenn du das nicht thust, sprach die Frau, so müssen wir alle miteinander Hungers sterben;“ und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte.

Die zwei Kinder waren auch noch vor Hunger wach gewesen, und hatten mit angehört, was die Mutter zum Vater gesagt hatte. Gretel dachte, nun ist es um mich geschehen und fing erbärmlich an zu weinen, Hänsel aber sprach: „sey still, Gretel, und

und gräm dich nicht, ich will uns helfen.“ Damit stieg er auf, zog sein Röcklein an, machte die Unterthüre auf und schlich hinaus. Da schien der Mond hell und die weißen Kieselsteine glänzten wie lauter Bagen. Hånsel bückte sich und streckte so viel in sein Rocktäschlein als nur hinein wollten, dann ging er zurück ins Haus. „Tröste dich, Grethel, und schlaf nur ruhig,“ sprach er, legte sich wieder ins Bett und schlief ein.

Morgens früh, ehe die Sonne noch aufgegangen war, kam die Mutter und weckte sie alle beide: „steht auf, ihr Kinder, wir wollen in den Wald gehen; da hat jedes von euch ein Stücklein Brot, aber haltets zu Rathe und hebt's euch für den Mittag auf.“ Grethel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hånsel die Steine in der Tasche hatte, dann machten sie sich auf den Weg zum Wald hinein. Wie sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hånsel still und guckte nach dem Haus zurück, bald darauf wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hånsel, was guckst du zurück und hältst dich auf, hab Acht und heb deine Beine auf.“ — „Ach, Vater, ich seh nach meinem weißen Käzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ahe sagen.“ Die Mutter sprach: „ei Narr, das ist dein Käzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.“ Hånsel aber hatte nicht nach dem Käzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Wie sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater, „nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, daß wir nicht frieren.“ Hånsel und Grethel trugen

Reißig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Da reckten sie es an, und wie die Flamme recht groß brannte, sagte die Mutter: „nun legt euch ans Feuer und schlaft, wir wollen in dem Wald das Holz fällen, wartet, bis wir wieder kommen, und euch abholen.“

Hänsel und Grethel saßen an dem Feuer, bis Mittag, da aß jedes sein Stücklein Brot; sie glaubten, der Vater war noch im Wald, weil sie die Schläge seiner Axt hörten, aber das war ein Axt, den er an einen Baum gebunden hatte und den der Wind hin und her schlug. Nun warteten sie bis zum Abend, aber Vater und Mutter blieben aus, und niemand wollte kommen und sie abholen. Wie es nun finstere Nacht wurde, fing Grethel an zu weinen, Hänsel aber sprach: „wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist. Und als der Mond aufgegangen war, faßte er die Grethel bei der Hand, da lagen die Kieselsteine, und schimmerten wie neugeschlagene Wagen und zeigten ihnen den Weg. Da gingen sie die ganze Nacht durch, und wie es Morgen war, kamen sie wieder bei ihres Vaters Haus an. Der Vater freute sich von Herzen, als er seine Kinder wieder sah, denn es hatte ihm weh gethan, wie er sie allein gelassen, die Mutter stellte sich auch, als wenn sie sich freute, heimlich aber war sie böse.

Nicht lange darnach, war wieder kein Brot im Hause und Hänsel und Grethel hörten, wie Abends die Mutter zum Vater sagte: „einmal haben die Kinder den Weg zurückgefunden und da habe ichs gut seyn lassen; aber jetzt ist wieder nichts, als nur noch ein halber Laib Brot im Haus, du mußt sie morgen tiefer in den Wald führen, daß sie den Weg nicht zurück finden, es ist

sonst keine Hilfe für uns mehr.“ Dem Manne flets schwer aufs Herz, und er gedachte, es wäre doch besser, wenn du den letzten Bissen mit deinen Kindern theiltest, weil er es aber einmal gethan hatte, so dürfte er nicht nein sagen. Als die Kinder das Gespräch gehört hatten, stand Hånsel auf und wollte wieder Kieselsteine auflesen, wie er aber an die Thüre kam, da hatte sie die Mutter zugeschlossen. Doch tröstete er die Gretel und sprach: „schlaf nur, lieb Gretel, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Morgens früh erhielten sie ihr Stücklein Brot, noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege bröckelte es Hånsel in der Tasche, stand oft still, und warf ein Bröcklein an die Erde. „Was bleibst du immer stehen, Hånsel, und guckst dich um, sagte der Vater, geh deiner Wege.“ — „Ach! ich seh nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ — „du Narr, sagte die Mutter, das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.“ Hånsel aber zerbröckelte all sein Brot, und warf die Bröcklein auf den Weg.

Die Mutter führte sie noch tiefer in den Wald hinein, wo sie ihr Lebtag nicht gewesen waren, da sollten sie wieder bei einem großen Feuer sitzen und schlafen, und Abends wollten die Eltern kommen und sie abholen. Zu Mittag theilte Gretel ihr Brot mit Hånsel, weil der seins all auf den Weg gestreut hatte, aber der Mittag verging und der Abend verging, und niemand kam zu den armen Kindern. Hånsel tröstete die Gretel und sagte: „wart, wenn der Mond aufgeht, dann seh ich die Bröck-

lein Brot, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.“ Der Mond ging auf, wie aber Hänsel nach den Bröcklein sah, da waren sie weg, die viel tausend Vöglein in dem Walde, die hatten sie gefunden und aufgepickt. Hänsel meinte doch den Weg nach Haus zu finden und zog die Gretel mit sich, aber sie verirrten sich bald in der großen Wildniß und gingen die Nacht und den ganzen Tag, da schliefen sie vor Müdigkeit ein. Dann gingen sie noch einen Tag, aber kamen nicht aus dem Walde heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts zu essen, als ein paar kleine Beerlein, die auf der Erde standen.

Als sie am dritten Tage wieder bis zu Mittag gegangen waren, da kamen sie an ein Häuslein, das war ganz aus Brod gebaut und war mit Kuchen gedeckt, und die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns niederlegen und uns satt essen, sagte Hänsel; ich will vom Dach essen, iß du vom Fenster, Gretel, das ist fein süß für dich.“ Wie nun Gretel an dem Zucker knuperte, rief drinnen eine feine Stimme:

„Knuper, knuper, Kneischen!

„wer knupert an meinem Häuschen!“

Die Kinder antworteten:

„der Wind! der Wind!

„das himmlische Kind!“

Und aßen weiter. Gretel brach sich eine ganze runde Fensterscheibe heraus und Hänsel riß sich ein gewaltig Stück Kuchen vom Dach ab. Da ging die Thüre auf und eine steinalte Frau kam herausgeschlichen: Hänsel und Gretel erschraßen so gewaltig,

daß sie fallen ließen, was sie in Händen hatten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopf und sagte: „ei, ihr lieben Kinder, wo seyd ihr denn hergelaufen, kommt herein mit mir, ihr sollts gut haben,“ faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen; Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse, und dann wurden zwei schöne Bettlein bereitet, da legten sich Hänsel und Grethel hinein, und meinten sie wären wie im Himmel.

Die Alte aber war eine böse Hexe, die lauerte den Kindern auf, und hatte um sie zu locken ihr Brodhäuslein gehaut, und wenn eins in ihre Gewalt kam, da machte sie es todt, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Da war sie nun recht froh, wie Hänsel und Grethel ihr zugelaufen kamen. Früh, ehe sie noch erwacht waren, stand sie schon auf, ging an ihre Bettlein und wie sie die zwei so lieblich ruhen sah, freute sie sich und murmelte: „das wird ein guter Bissen für mich seyn!“ Darauf packte sie den Hänsel und steckte ihn in einen kleinen Stall, wie er nun aufwachte, war er von einem Gitter umschlossen, wie man junge Hühnlein einsperrt, und konnte nur ein paar Schritte gehen. Das Grethel aber schüttelte sie und rief: „stehe auf, du Faulenzerin, hol Wasser und geh in die Küche und koch was gutes zu essen, dort steckt dein Bruder in einem Stall, den will ich erst fett machen, und wenn er fett ist, dann will ich ihn essen, jetzt sollst du ihn füttern. Grethel erschrak und weinte, mußte aber thun, was die Hexe verlangte. Da ward nun alle Tage dem Hänsel das beste Essen gekocht, daß er fett werden sollte, Grethel

aber bekam nichts, als die Krebschalen, und alle Tage kam die Alte und sagte: „Hänsel, streck deine Finger heraus, daß ich fühle, ob du bald fett genug bist.“ Hänsel streckte ihr aber immer ein Knöchlein heraus, da verwunderte sie sich, daß er gar nicht zunehmen wolle.

Nach vier Wochen sagte sie eines Abends zu Gretel: „sey klug, geh und trag Wasser herbei, dein Brüderchen mag nun fett seyn oder nicht, morgen will ich es schlachten und kochen, ich will davor den Teig anmachen, daß wir auch dazu backen können.“ Da ging Gretel mit traurigem Herzen und trug das Wasser, worin Hänsel sollte gekocht werden. Früh Morgens mußte Gretel aufstehen, Feuer anmachen und den Kessel mit Wasser aufhängen. „Gieb nun Acht, sagte die Hexe, ich will Feuer in den Backofen machen und das Brod hineinschieben!“ Gretel stand in der Küche und weinte blutige Thränen, und dachte, hätten uns lieber die wilden Thiere im Walde gestreift, so wären wir zusammen gestorben und müßten nun nicht das Herzeleid tragen, und ich müßte nicht selber das Wasser zu dem Tod meines lieben Bruders kochen: „du lieber Gott, hilf uns armen Kindern aus der Noth!“

Da rief die Alte: „Gretel, komm gleich hierher zu dem Backofen,“ wie Gretel kam, sagte sie: „guß hinein, ob das Brod schon hübsch braun und gar ist, meine Augen sind schwach, ich kann nicht so weit sehen, und wenn du auch nicht kannst, so setz dich auf das Brett, so will ich dich hineinschieben, da kannst du darin herumgehen und nachsehen.“ Wenn aber Gretel darin

war, da wollte sie zumachen und Grethel sollte in dem heißen Ofen backen, und sie wollte es auch aufessen: das dachte die böse Hexe, und darum hatte sie Grethel gerufen. Gott gab es aber dem Mädchen ein, daß es sprach: „ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, zeige mirs erst, und setz dich auf, ich will dich hineinschieben.“ Da setzte sich die Alte auf das Brett, und weil sie leicht war, schob Grethel sie hinein so weit es konnte, und dann machte es geschwind die Thüre zu und steckte den eisernen Riegel vor. Nun fing die Alte an in dem heißen Backofen zu schreien und zu jammern, Grethel aber lief fort und sie mußte elendiglich verbrennen.

Da lief Grethel zum Hänsel, machte ihm sein Thürchen auf und rief: „spring heraus, Hänsel, wir sind erlöst!“ Da sprang Hänsel heraus, wie ein eingesperrtes Vöglein aus dem Bauer. Und sie weinten vor Freude und küßten sich einander. Das ganze Häuschen aber war voll von Edelsteinen und Perlen, damit füllten sie ihre Taschen, gingen fort und suchten den Weg nach Haus. Sie kamen aber vor ein großes Wasser und konnten nicht hinüber. Da sah das Schwesterchen ein weißes Entchen hin und her schwimmen, dem rief es zu: „ach, liebes Entchen nimm uns auf deinen Rücken“ als das Entchen das hörte, kam es geschwommen und trug das Grethel hinüber und hernach holte es auch das Hänsel. Darnach fanden sie bald ihre Heimath, der Vater freute sich herzlich als er sie wieder sah, denn er hatte keinen vergnügten Tag gehabt, seit seine Kinder fort waren. Die Mutter aber

war gestorben. Nun brachten die Kinder Reichtümer genug mit und sie brauchten für Essen und Trinken nicht mehr zu sorgen.

16.

Die drei Schlangenblätter.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen einzigen Sohn, er konnte ihn aber nicht mehr ernähren. Da sprach der Sohn: „lieber Vater, es geht euch so kümmerlich, ihr könnt mir das Brot nicht mehr geben, ich will fort und sehen, wie ich mir durch die Welt helfe.“ Da gab ihm der Vater seinen Segen und nahm mit großer Trauer Abschied, der Sohn aber ward Soldat und zog mit ins Feld. Als er vor den Feind kam, da gings scharf her und regnete blaue Bohnen, daß seine Kammeraden von allen Seiten niederstürzten. Endlich fiel auch ihr Anführer, da wollten die übrigen fliehen, aber der Jüngling trat heraus, sprach ihnen Muth ein und rief: „unser Vaterland wollen wir nicht lassen!“ Da folgten sie ihm und er drang ein und schlug den Feind. Wie die Nachricht zum König kam, daß dieser allein die Schlacht gewonnen hätte, erhob er ihn, machte ihn zu einem mächtigen und angesehenen Manne und gab ihm große Schätze.

Dieser König hatte eine schöne aber wunderliche Tochter, die einen seltsamen Schwur gethan. Wer nämlich ihr Herr und Gemahl werden wolle, müsse versprechen, sie nicht zu überleben, also daß wenn sie zuerst stirbe, er sich lebendig mit ihr müsse begraben lassen; dagegen wollte sie ein gleiches thun, wenn er zuerst stirbe.

Dieser Schwur aber hatte alle Freier abgeschreckt, weil ein jeder sich fürchtete, lebendig ins Grab gehen zu müssen. Nun sah der Jüngling, als einer der ersten an des Königs Hof, die schöne Tochter und ward von ihrer Schönheit ganz eingenommen, daß er endlich bei dem alten König um sie anhielt. Da antwortete der König: „wer meine Tochter heirathet, muß sich nicht fürchten lebendig in das Grab zu gehen;“ und erzählte ihm, was sie für einen Schwur gethan. Aber seine Liebe war so groß, daß er das Versprechen that und an die Gefahr nicht dachte, und da ward ihre Hochzeit mit großer Freude gefeiert.

Nun lebten sie eine Zeit lang glücklich und vergnügt mit einander, da geschah es, daß die junge Königin krank ward und kein Arzt ihr helfen konnte, also daß sie starb. Und als sie todt da lag, fiel ihm mit Schrecken ein, was er versprochen hatte, daß er sich lebendig mit ihr wolle begraben lassen und der alte König ließ alle Thore mit Wachen besetzen, damit er nicht entfliehen sollte und sprach, nun mußte er halten was er gelobt hätte. Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigesetzt wurde, da ward er mit hinab geführt und dann das Thor verriegelt und verschlossen. Neben dem Sarg stand ein Tisch, darauf ein Licht, vier Laibe Brot und vier Flaschen Wein, wenn das zu Ende ging, mußte er verschmachten.

Nun saß er da bei dem Sarg voll Schmerz und Trauer und aß jeden Tag nur ein Bißlein Brot, trank nur einen Schluck Wein, und sah doch, wie der Tod immer näher rückte. Da geschah es, daß er einmal aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervor-

Friedrich sah, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, sie käme um die Leiche zu verlegen, zog er sein Schwert und sprach: „so lang ich lebe, sollst du sie nicht anrühren“ und hieb die Schlange in drei Stücke. Ueber eine Weile sah er, wie eine zweite Schlange aus der Erde herauskroch, doch als sie die andere da todt und zerstückt liegen fand, kroch sie eilig zurück, kam aber bald wieder und hatte drei Blätter im Munde. Dann nahm sie die drei Stücke von der Schlange, legte sie zusammen wie sichs gehörte, und that auf jede Wunde eins von den Blättern. Als bald fügte sich das Getrennte aneinander und die Schlange regte sich, war lebendig und beide eilten fort; die Blätter aber blieben auf der Erde liegen. Der Mann hatte alles mit angesehen und dachte: „welche wunderbare Kraft muß in den Blättern stecken! haben sie die Schlange wieder lebendig gemacht, so helfen sie vielleicht auch einem Menschen.“ Da hob er sie auf und legte eins davon auf den Mund der Todten und auf jedes Auge eins. Als bald bewegte sich das Blut in ihrem Leib und stieg in das bleiche Angesicht, daß es sich wieder röthete. Da zog sie Athem, schlug die Augen auf und öffnete den Mund und sprach: „Ach Gott! wo bin ich?“ „Du bist bei mir, liebe Frau,“ antwortete er, und gab ihr etwas Wein und Brot um sie zu stärken, und erzählte ihr dann alles, wie es gekommen, und er sie wieder ins Leben erweckt. Da stand sie fröhlich auf und sie klopfen an der Thüre; so laut, daß es die Wachen hörten und dem Könige meldeten. Der König kam selbst und öffnete die Thüre; da standen beide frisch und gesund und er führte sie hinauf und freute sich mit ih-

nen, daß nun alle Noth überstanden war. Die drei Schlangenblätter aber, die der junge König mitgenommen, gab er einem treuen Diener und sprach: „verwahr sie sorgfältig und trag sie zu jeder Zeit bei dir, wer weiß, wie sie uns noch helfen können.“

Es war aber, als ob der Frau, seit sie ihr Mann wieder ins Leben erweckt, das Herz sich ganz verändert und umgekehrt hätte. Und als nach einiger Zeit eine Fahrt nach seinem alten Vater geschehen sollte und sie aufs Meer kamen, vergaß sie gänzlich seine große Liebe und Treue, und es erwuchs in ihr eine böse Neigung zu dem Schiffer. Und als der junge König einmal da lag und schlief, ging ihre Bosheit so weit, daß sie zu dem Schiffer sprach: „komm und hilf mir, wir wollen ihn ins Wasser werfen und zurück fahren dann will ich sagen, er wär gestorben und du wärst würdig, mein Mann zu werden und die Krone meines Vaters zu erben.“ Da faßte sie ihm am Kopf und der Fischer an den Füßen und warfen ihn über Bord, daß er im Meer ertrinken mußte. Nun wäre der Frau ihr Anschlag gelungen, wenn nicht der treue Diener alles mit angesehen hätte, der machte heimlich ein kleines Schiffein von dem großen los und fuhr der Leiche nach, und fischte sie wieder auf. Darauf nahm er die drei Schlangenblätter und legte sie ihm auf Augen und Mund, davon ward er alsbald wieder lebendig.

Nun sprach er zu dem Diener: „wir wollen rudern Tag und Nacht, damit wir früher bei dem alten König anlangen.“ Der König aber, als er sie wieder sah, verwunderte sich und sprach: „was ist euch begegnet?“ Da erzählte ihm der junge König at-

les und der alte sprach: „ich kanns nicht glauben, daß meine Tochter so schlecht soll gehandelt haben,“ und hieß sie beide in eine verborgene Kammer gehen, da sollten sie sich vor jedermann heimlich halten. Bald darauf landete die Frau mit dem großen Schiff und kam vor ihren Vater mit ganz betrübtem Gesicht. Sprach er: „meine Tochter, warum kommst du allein, wo ist dein Mann?“ „Ach, antwortete sie, wie in großer Trauer, er ist plötzlich auf dem Meer krank geworden und gestorben; dieser gute Schiffer hat mir beigestanden und weiß, wie alles zugegangen ist.“ Da öffnete der König die Kammer und hieß die beiden herausgehen und als sie ihren Mann erblickte, war sie wie vom Donner berührt und sank auf die Knie und rief um Gnade. Der König aber sprach: „da ist keine Gnade, er hat für dich sterben wollen und du hast ihn im Schlaf umgebracht, du sollst deinen verdienten Lohn haben. Da ward sie mit dem Schiffer in ein löcheriges Schiff gesetzt und ins Meer hinausgetrieben.

17.

Die weiße Schlange.

Es war ein mächtiger und weiser König, der ließ sich jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, von einem seiner ersten Diener noch eine verdeckte Schüssel bringen, davon aß er ganz allein, deckte sie selbst wieder zu und kein Mensch wußte, was darunter lag. Nun trug sich zu, daß der Diener, als ihm der König einmal die Schüssel fortzu-

tragen gab, der Neugierde nicht widerstehen konnte, sie in seine Kammer mitnahm, wo er sie aufdeckte und eine weiße Schlange darin fand. Als er sie ansah, bekam er so große Lust, daß er sich nicht enthalten konnte, ein Stückchen davon abzuschneiden und zu essen. Kaum aber hatte er seine Zunge berührt, so hörte er deutlich, was die Sperlinge und andere Vögel vor dem Fenster zu einander sagten und merkte wohl, daß er die Thiersprache verstehe.

Es geschah aber, daß der Königin gerade an demselben Tag einer ihrer schönsten Ringe fort kam und der Verdacht auf diesen Diener fiel. Der König schalt ihn hart aus und drohte, wenn er den Dieb nicht bis Morgen zu nennen wisse, so solle er als der Thäter angesehen und gerichtet werden. Da erschrak der Diener gar sehr und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. In seiner Unruhe ging er auf dem Hof hinab, da saßen die Enten an einem fließenden Wasser nebeneinander, ruhten sich und hielten ein vertrauliches Gespräch. Nun hörte er, wie eine sagte: „wie liegt mir's so schwer im Magen! ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit geschluckt!“ Da faßte er die Ente beim Kragen, trug sie zum Koch und sprach: „schlacht doch diese fette zuerst ab!“ Der Koch schnitt ihr den Hals ab, und als er sie ausnahm, fand er den Ring der Königin im Magen liegen. Der Diener brachte ihn dem König, der sich gar sehr darüber freute, und weil er sein Unrecht gern wieder gut machen wollte, sprach er zu ihm: „fordere, was du willst und sage, was für eine Ehrenstelle du an meinem Hofe wünschst.“

Aber er schlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Geld zur Reise, weil er in die Welt ziehen wollte.

Nun ritt er fort und kam zu einem Teich, da hatten sich drei Fische im Rohr gefangen, die schnappten nach Wasser, und klagten, daß sie so elendig umkommen müßten. Weil er nun ihre Worte verstand und Mitleiden mit ihnen hatte, so stieg er ab und setzte sie wieder ins Wasser. Da riefen die Fische heraus: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten!“ Er ritt weiter, nicht lang so hörte er einen Ameisenkönig zu seinen Füßen sprechen: „wenn der Mensch nur mit seinem großen Thier weg wäre, das zertritt mir so viele von meinen Leuten.“ Er blickte zur Erde und sah, daß sein Pferd in einen Ameisenhaufen getreten hatte, da lenkte er ab und der Ameisenkönig rief: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten!“ Er ritt weiter und kam in einen Wald, da saßen zwei Raben-Eltern auf dem Nest, warfen ihre Zungen heraus und sprachen: „ihr seyd groß genug und könnt euch selbst ernähren, wir können euch nicht mehr satt machen.“ Da lagen die Zungen auf der Erde, schlugen mit ihren kleinen Fittichen und schrien: „wie sollen wir uns ernähren, wir können noch nicht fliegen, und etwas suchen, wir müssen Hungers sterben.“ Er stieg ab, zog den Degen und tödtete sein Pferd und warfs den jungen Raben vor, die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und sprachen: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten!“

Nun ging er zu Fuß weiter und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da ritt einer herum und machte bekannt, wer Gemahl der jungen Königs-tochter werden

wolle, müsse eins ausführen, das sie ihm aufgab; unternähme er's aber und vollbrächte es nicht, so hätte er das Leben verloren." Es wollte sich aber niemand mehr melden, so viele hatten schon ihr Leben eingekauft. Der Jüngling dachte, was hast du zu verlieren? du willst es wagen! trat vor den König und seine Tochter und meldete sich als Freier.

Da ward er hinausgeführt ans Meer, ein Ring hinabgeworfen und ihm aufgegeben, den Ring wieder herauszuholen. Auch wurde ihm gesagt, daß wenn er untertauche und käme ohne ihn in die Höhe, so würde er wieder ins Wasser gestürzt und müßte darin sterben. Darauf ward er allein gelassen und als er an dem Ufer stand und überlegte, was er wohl thun solle, um den Ring zu erlangen, sah er, wie die drei Fische, die er aus dem Rohr ins Wasser geworfen, daher geschwommen kamen; der mittelfte hatte eine Muschel im Mund, die legte er an den Strand, dem Jüngling zu Füßen und als er sie öffnete, lag der Ring darin. Voll Freude brachte er ihn dem König und verlangte seine Tochter, diese aber, als sie hörte, daß er kein Königssohn wäre, wollte ihn nicht. Sie ging hinaus in den Garten, schüttete zehn Säcke voll Hirsen ins Gras und sprach: „die soll er auflesen, daß kein Körnchen fehlt und fertig seyn, Morgen eh die Sonne aufgeht.“ Nun hätte es der Jüngling nicht vollbracht, wo ihm nicht die treuen Thiere beigestanden hätten. Aber in der Nacht kam der Ameisenkönig mit seinen viel tausend Ameisen, die lasen in der Nacht allen Hirsen, trugen ihn in die Säcke und waren, eh die Morgen Sonne aufging, fertig, so daß kein Körnchen weg-

gekommen war. Als die Königstochter in den Garten kam und das sah, verwunderte sie sich und sprach: „ob er gleich auch dieses vollbracht hat und jung und schön ist, so will ich ihn doch nicht eher heirathen, als bis er mir einen Apfel vom Baum des Lebens bringt.“ Aber die aus dem Nest geworfenen Raben, die er gefüttert, waren groß geworden und hatten gehört, was die Königstochter verlangte. Da flogen sie fort und bald kam einer, trug den Apfel im Schnabel und ließ ihn dem Jüngling in die Hand fallen. Als er ihn der Königstochter brachte, nahm sie ihn mit Freuden und wurde seine Gemahlin und als der alte König starb, erhielt er die Krone.

18.

Strohhalbm, Kohle und Bohne auf der Reise.

Ein Strohhalbm, eine Kohle und eine Bohne thaten sich zusammen, und wollten gemeinschaftlich eine große Reise machen. Sie waren schon glücklich durch viele Länder gezogen, da kamen sie an einen Bach ohne Brücke und konnten nicht hinüber. Endlich wußte Strohhalbm guten Rath: er legte sich quer über und die andern sollten über ihn hingehen, erst Kohle, dann Bohne. Kohle ging breit und langsam darauf, Bohne trippelte nach. Wie aber die Kohle mitten auf den Strohhalbm kam, fing der an zu brennen, und brannte durch, Kohle fiel zischend ins Wasser und starb, Strohhalbm floss in zwei Theile zerstückt fort, Bohne, die noch etwas zurück war, rutschte auch nach, und fiel hinunter, und half sich ein bißchen mit Schwimmen. Sie mußte aber doch
end-

endlich so viel Wasser trinken, daß sie zerplagte, und warb in diesem Zustand ans Ufer getrieben. Zum Glück saß da ein Schneider, der auf seiner Wanderschaft ausruhte; weil er nun Nadel und Zwirn bei der Hand hatte, nähte er sie wieder zusammen. Seit der Zeit haben alle Bohnen eine Naht.

Wie andere erzählen, so ging die Bohne zuerst über den Strohalm, kam glücklich hinüber und sah auf dem gegenseitigen Ufer der Kohle zu, wie die herüberzog. Mitten auf dem Wasser brannte sie den Strohalm durch, fiel hinab und zischte. Wie das die Bohne sah, lachte sie so stark, daß sie plagte. Der Schneider am Ufer nähte sie wieder zu, hatte aber gerade nur schwarzen Zwirn, daher alle Bohnen eine schwarze Naht haben.

19.

Von dem Fischer un siine Fru.

Daar was mat eens een Fischer un siine Fru, de waanten tosamen in'n Pispott, dicht an de See — un de Fischer ging alle Dage hen un angelt, un ging he hen lange Tid.

Daar satt he eens an de See bi de Angel, un sach in dat blanke Water, un he sach immer na de Angel — daar ging de Angel to Grun'n, deep unner, un as he se heruttreckt, so haalt he eenen groten Butt herut — de Butt sed' to 'em: „ic' bidd di, datt du mi lewen lettst, ic' bin keen rechte Butt, ic' bin een verwünscht' Prins, sett mi wedder in dat Water un laat mi swimmen“ — Nu, sed' de Mann, du bruukst nich so veele Woord'

Kindermärchen I.



to maken, eenen Butt, de spreken kan, habb ick doch woll swemmen laten. Daar sett't he en webber in dat Water, un de Butt ging fuurts weg to Grunn un leet eenen langen Stripen Bloot hinner sich.

De Mann aberst ging to siine Fru in'n Pispott, un vertellt eer, dat he eenen Butt fangen habb, de habb to em segt, he weer een verwünscht' Prins, daar habb he em webber swemmen laten. „Hest du bi den nix wünsch't?“, sed' de Fru. — „Nee! sed' de Mann, watt sull ick mi wünschen?“ — „Ach! sed' de Fru, dat is doch övel,ümmer in'n Pispott to wanen, dat is so stinkig un dreckig hier, ga du noch hen un wünsch uns ne lütte Hütt!“ den Mann was dat nich so recht, doch ging he hen na de See, un as he hen kamm, so was de See ganz geel un grün, da gāng he an dat Water staan, un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Le!“

Buttje! Buttje in de See!

Mine Fru, de Isebill,

Will nich so, as ick wol will.“

Daar kam de Butt answemmen un sed': „na, wat will se denn?“ — „Ach! sed' de Mann, ick hev bi doch fangen hätt, nu sed' mine Fru, ick habb mi doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in Pispott wanen, se wull geern ne Hütt hebben.“ — „Ga man hen, sed' de Butt, se is all daar in.“ —

Daar ging de Mann hen, unb siine Fru stund in eene Hütt in de Ddör, un sed to em: „Kumm man herin; sū, nu is dat doch veel beter!“ Unb daar was eene Stüwe un Kamer un eene

Röck 'baar in, un ba achter was een lütte Gaarn mit allerhand Grönigkeiten un een Hoff, da weeren Höner und Kanten. „Ach, seb de Mann, nu willn wi vergnügt Lewen“ — „Ja, seb de Fru, wi willnt versöken.“

So ging dat nu wol een acht oder veertein Daag, dar seb de Fru: „Mann! de Hütt wart mi to eng, de Hoff un Gaarn is to lütt, ick will in een grot steern Slott wanen; ga hen tum Butt, he sall uns een Slott schaffen.“ — „Ach Fru, seb de Mann, de Butt hett uns eerst de Hütt geven, ick mag nu nich all weder kamen, den Butt mügt et verdreeten.“ — I watt, seb de Fru, he kann dat recht good, un deet dat geern, ga du man hen!“ Daar ging der Mann hen un siin Hart was em so swar; as he awerst bi de See kam, was dat Water gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch still, dar ging he staan un seb:

„Mandje! Mandje! Timpe Le!

Buttje, Buttje in de See!

Mine Fru, de Ilsebill,

Will nich so, as ick wol will.“

„Na, wat will se denn?“ seb de Butt. — „Ach, seb de Mann, ganz bedrövd, mine Fru will in een steern Slott wanen.“ — „Ga man hen, se steit vdr de Döör“ seb de Butt.

Daar ging de Mann hen un siine Fru stund vdr eenen groten Pallast. „Sü Mann, seb se, wat is dat nu schön!“ Mit des gingen se tofamen herin, daar weeren so veel Bedeenters, un de Wände weeren all blank, un goldne Stödl un Dische weeren in de Stuw, un achter dat Slott was een Gaarn un Holt, woll

eene halve Mill lang, daar in weren Hirsche, Reeh un Hasen, un up den Hoff Kdh = und Peerbstall. „Ach! sed de Mann, nu willn wi ook in dat schdne Slott bliwen, un tofreden sin!“ — „Dat willn wi uns bedenken, sed de Fru, un willn't beschlappen.“ Mit des gingen se to Bed.

Den annern Morgen waakt de Fru up, dat was all Dag: da stidd' se den Mann mit den Ellbagen in de Siid un sed: „Mann, stah up, wi mdten Kdnig warden over all dat Land.“ — „Ach! Fru, sed de Mann, wat wulln wi Kdnig warden, id mdp nich Kdnig sin;“ — „Na, denn will id Kdnig sin.“ — „Ach! Fru, sed de Mann, wo kannst du Kdnig sin, de Butt migt dat nich boon“ — „Mann, sed de Fru, ga stracks hen, id mdt Kdnig sin.“ Daar ging de Mann un was gans bebrovd, dat sin Fru Kdnig warden wull. Un as he an de See kamm, was se all gans swartgrag un dat Water geert so van unnen up. Daar ging he staan un sed:

„Mandje! Mandje! Limpe Ae!

Buttje, Buttje in de See!

Mine Fru, de Ilsebill,

Will nich so, as id wol will.“

„Na, wat will se denn?“ sed de Butt. — „Ach! sed de Mann, mine Fru will Kdnig warden!“ — „Ga man hen, se is't all,“ sed de Butt.

Daar ging de Mann hen, un as he na den Pallast kamm, da weren daar so veele Soldaten un Pauken un Trummeln, un sine Fru satt up eenen hohen Troon van Gold up demant un

had eene grote goldne Kroon up un up beiden Siiden bi eer daar stunden sds Zimfern, ummer eene eenen Kops lüttjer as de annere. „Ach, seb de Mann, bist du nu Kdnig?“ — „Ja, seb se, ick bin Kdnig.“ Un as he eer so ne Wile anseen had, so seb he: „ach Fru! wat lett dat schön, wenn du Kdnig bist, nu willen wi ook nich meer wünschen.“ — „Nee Mann, seb se, mi buurt dat all to lang, ick kan dat nich meer uthollen, Kdnig bin ick, nu mdt ick ook Kaiser werden!“ — „Ach! Fru, seb de Mann, wat wullst du Kaiser werden?“ — „Mann, seb se, ga tum Butt, ick wull Kaiser sin“ — „Ach! Fru, seb de Mann, Kaiser kann he nich maken, ick mag den Butt dat nich segen.“ — „Ick bin Kdnig, seb de Fru, un du bist min Mann, ga glijk hen!“ Daar ging de Mann weg, un as he so ging, dacht he: „bit geit un geit nich good, Kaiser is to unverschamt, de Butt ward am Ende möde.“ Mit des kamm he an de See, dat Water was ganz swart un dick, un et ging so een Reekwind aver hen, dat dat sik so fdret; daar ging he staan un seb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!

Buttje, Buttje in de See!

Mine Fru, de Ilsebill,

Will nich so, as ick wol will.“

„Na, wat will se denn? seb de Butt. — „Ach, seb he, min Fru will Kaiser werden.“ — „Ga man hen, seb de Butt, se is't all.“

Daar ging de Mann hen, un as he daarkamm, so satt siine Fru up eenen seer hogen Kroon, de was van een Stuck Gold, un had eene grote Kron up, de was wol twee Ellen hoch, bi eer

up de Siiden dar stunnen de Trabanten, immer een lüttjer as de anner, von den allgrötsten Risen, bet to den lüttsten Dwarf, de was man so lang, as miin lüttje Finger. Vor eer dar stunden so veele Fürsten un Graven, da ging de Mann unner staan, un se: „Fru! bist du nu Kaiser?“ — Ja, se se, ic bin Kaiser.“ — „Ach! se de Mann, un sach se so recht an, Fru, wat lett dat schön, wenn du Kaiser bist.“ — „Mann, se se, wat heist du daar, ic bin nu Kaiser, nu will ic äwerst oof Pabst werden.“ — „Ach! Fru, se de Mann, wat wist du Pabst werden, Pabst is man eenmal in de Christenheit.“ — „Mann, se se, ic mdt hüt noch Pabst werden.“ — „Ne Fru, se he, to Pabst kan de Butt nich maken, dat geit nich good.“ — „Mann wat Snak, kan he Kaiser maken, kan he oof Pabst maken, ga fuurts hen!“ Daar ging de Mann hen, un em was ganz flau, dee Knee un de Waden schlackerten em, un buten ging de Wind, un dat Water was, as kaakt dat, de Schep schoten in de Noot un dansten un sprungen up de Bülgen, doch was de Himmel in de Mitte noch so'n beeten blag, äwerst an de Siiden, daar toog dat so recht rood up, as een swaar Gewitter. Da ging he recht vorzufft staan un se:

„Mandje! Mandje! Limpe Le!

Buttje, Buttje in de See!

Mine Fru, de Ilsebill,

Will nich so, as ic wol will.“

„Na, wat will se denn?“ se de Butt, — „Ach! se de Mann,

miin Fru will Pabst warben." — „Ga man hen, sed de Butt, se is't all."

Daar ging he hen, und as he daar kamm, satt sine Fru up eenen Tron, de was twee Mil' hoch, un had bree groote Kroonen up, un um eer da was so veel van geistlike Staat, un up de Siiden bi eer, daar stunden twee Keegen Lichter, dat grötste so dick un groot as de aller grötste Torm, het to dat alle lüttste Köken=Licht. „Fru, sed de Mann, un sach se so recht an, bist du nu Pabst?" — „Ja, sed se, ic bin Pabst!" — „Ach, Fru, sed de Mann, wat lett dat schön, wenn du Pabst bist; Fru, nu wes tofreden, nu du Pabst bist, kannst du nix meer warben." — „Dat will ic mi bedenken, sed de Fru, daar gingen see beede to Bed, averst se was nich tofreden un de Gierigkeit leet eer nich slapen, se dacht immer, wat se noch wol warben wull. Mit des ging de Sünne up; ha, dacht se, as se se ut den Finster so herup kamen sach, kann ic nich ook de Sünne upgaan laten? daar wurde se recht so grimmig, un stodd eeren Mann an: „Mann, ga hen tum Butt, ic will warben, as de lewe Gott!" de Mann was noch meist im Schlaap, averst he verschrack sich so, dat he ut den Bed feel. „Ach! Fru, sed he, ga in di un bliw Pabst." — „Ne, sed de Fru, un reet sich dat Liivken up, ic bin nich ruhig, un kan dat nich uthollen, wenn ic de Sünne un de Maan upgaan see, un kan se nich ook upgaan laten, ic mdt warben, as de lewe Gott!" — „Ach Fru, sed de Mann, dat kan de Butt nich, Kaiser un Pabst kan he maeken, averst dat kan he nich." —

„Mann, seß se, un sach so recht gräßig ut, icß will warden as de lewe Gott, ga gliif hen to'm Butt.“

Dat fuur den Mann so dörch de Gleder, dat he bewt vör Angst; buten awer ging de Storm, dat alle Bäume un Felsen umweigten, un de Himmel was ganz swart, un dat dunnet un blist; daar sach man in de See so swarte hoge Bülgen as Barg' un hadden bāpen all eene witte Kroon van Schuum up, da se he:

„Mandje! Mandje! Timpe Ze!

Buttje, Buttje in de See!

Mine Fru de Isebill,

Will nich so, as icß woll will.“

„Na, wat will se den?“ seß de Butt. — „Ach! seß he, se will warden as de lewe Gott.“ — Ga man hen, se sitt all wedder in'n Pispott. Daar sitten se noch hüt up dissen Dag.

20.

Das tapfere Schneiderlein.

An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster und nähte. Nun kam eine Bauersfrau die Straße daher und rief: „gut Mus feil! gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, es streckte sein zartes Hauptlein zum Fenster hinaus und rief: „nur hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Waare los.“ Als die Frau hinauf kam, mußte sie ihren ganzen Korb auspacken; das Männlein besah alle Töpfe, endlich kauft es nur ein Viertelpfund, daß die Frau ganz ärgerlich

und brümmig fortging. „Nun das soll mir Gott gesegnen, sprach das Schneiderlein, und soll mir Kraft und Stärke geben!“ holte das Brot, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darauf. „Du wirst gut schmecken, sprach es, aber ich will erst den Wams fertig machen, eh ich anbeiße,“ legte es neben sich, nähte und machte vor Freude immer größere Stiche. Indeß ging der Geruch von dem Mus auf an die Wand, zu den Fliegen, also daß sie in großer Menge herab kamen und sich darauf niederließen. Da aber das Schneiderlein zuweilen nach dem Musbrot sich umsah, entdeckte es die fremden Gäste. „Ei, sprach es, wer hat euch eingeladen“ und jagte sie fort. Die Fliegen aber verstanden kein Deutsch und ließen sich nicht abweisen und nicht lange, so kamen sie mit noch größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein die Laus über die Leber: es langte aus seiner Höhle einen großen Tuchlappen und: „wart, ich wills euch geben,“ schlug es drauf. Darnach zog es ab und zählte, da lagen sieben vor ihm todt und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl!“ sprach es in Herzens-Verwunderung, „das soll die Stadt erfahren.“ Und in einer Hast schnitt es sich einen Gürtel, nähte ihn und stückte mit großen Buchstaben darauf: „siebene auf einen Streich!“ „Ei was Stadt! sprach es weiter, die ganze Welt solls erfahren!“ und sein Herz wackelte ihm vor Freude, wie ein Hämmerschwänzchen.

Nun band es seinen Gürtel um den Leib und suchte im Haus herum, ob nichts da wäre, das es mitnehmen könnte, denn es wollte hinaus in die Welt. Es war aber nichts zu finden, als ein alter Käse, den steckte es ein. Vor dem Thor sings durch gut

Glück noch einen Vogel, der mußte zu dem Käse in die Tasche. Nun nahm den Weg zwischen die Beine und flog einen hohen Berg hinauf; wie es oben ankam, saß da ein großer Riese auf der Spitze. „Gelt, Kammerad, sprach es zu ihm, du sitzt da und schaust in die Welt? Ich bin willens mich auch hinein zu begeben; hast du Lust mit zu gehen!“ der Riese sah es an und sprach: „du bist ein miserabler Kerl!“ „Das wahr“ sagte das Schneiderlein, knöpfte seinen Rock auf und zeigte dem Riesen seinen Gürtel und sprach: da hast du's schriftlich, was ich für ein Mann bin.“ Der Riese las: siebene auf einen Streich!“ meinte das wären Menschen gewesen, die er erschlagen hätte und kriegte vor dem Schneiderlein doch ein wenig Respect. Erst aber wollte er es prüfen. Da nahm er einen Stein in seine Faust, und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das thu mir nach, sprach er zu ihm, wenn du stark seyn willst.“ „Ist's weiter nichts, sprach das Schneiderlein das kann ich auch;“ griff in die Tasche, holte den faulen Käse und drückte ihn, daß der Saft herauslief. „Gelt, sprach es, das war ein bißchen besser?“ Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte und konnte gar nicht von dem Männlein glauben. Da hob er einen Stein auf und warf ihn so hoch, daß er kaum noch zu sehen war. „Du Erpelmannchen, das thu mir nach“ sprach er. „Gleich, sagte es, dein Wurf war gut, aber der Stein hat doch wieder zur Erde müssen herabfallen; ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wieder herabkommen.“ Darauf griff es in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft, und der Vogel froh, daß er frei geworden, flog auf und flog fort. „Nun, Kammerad, wie gefällt

dir das? sprach es zum Riesen. „Werfen kannst du, sprach der Riese, aber nun wollen wir auch sehen, ob du etwas ordentliches tragen kannst.“ Darauf führte er es zu einem schweren und mächtigen Eichbaum, der da gefällt lag: „den wollen wir zusammen aus dem Wald tragen.“ „So nimm du unten das dicke Ende auf deine Schulter, sprach das Männlein, ich will dann die Keste mit all ihrem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch schwerer.“ Der Riese hob den Stamm und legte ihn auf die Schulter, das Schneiderlein statt zu heben setzte sich hinten auf einen Ast und der Riese mußte den ganzen Baum und es dazu allein tragen. Auch machte es sich dahinten ganz lustig und pfiß allerlei Piederchen, als wär, das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs mit der großen Last gegangen war, konnte es nicht länger aushalten und sprach: „hör, ich muß den Baum fallen lassen.“ das Schneiderlein sprang behend herab, faßte den Baum mit beiden Armen, daß es ausah als trüg es, und sprach zum Riesen: „bist ein so großer Kerl und kannst den Baum nicht tragen!“ Nun gingen sie weiter und kamen an einem Kirschbaum vorbei, da faßte der Riese die Krone, wo die zeitigsten Früchte hingen und gab sie dem Schneiderlein in die Hand, damit es auch äße. Das Schneiderlein aber war zu schwach, konnte der Stärke des Baums nicht widerstehen und ward mit in die Höhe geschleudert. „Was ist das? sprach der Riese, kannst du die schwache Krone nicht halten!“ „Das wär was, antwortete es, für einen dazu, der siebene mit einem Streich getroffen! weißt du was es ist? da unten schießen die Jäger ins Gebüsch, darum bin ich über den Baum herüber gesprungen, das

thu mir einmal nach.“ Der Riese wollte auch über den Baum springen, konnte aber nicht, denn er sprang immer in die Kette und verwickelte sich darin; also daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt. „Nun, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns,“ sprach der Riese, und das Schneiderlein war willig und folgte ihm. Da gab ihm der Riese ein Bett, worin es sich ausruhen sollte. Das Schneiderlein aber legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke. Als es nun Mitternacht war, kam der Riese mit einem Stab Eisen und schlug das Bett, worin er meinte, daß das Schneiderlein schlief, mit einem Schlag ganz durch und dachte, nun ist's aus mit dem Grashüpfer, der wird sich nicht weiter sehen lassen. Am andern Tag gingen die Riesen in den Wald und hatten das todte Schneiderlein ganz vergessen, da kams auf einmal lustig und fröhlich hergeschritten. Die Riesen erschraßen, fürchteten, es schlug sie alle todt und liefen in einer Hast fort.

Nun ging das Schneiderlein allein weiter immer seinem spitzigen Mäuschen nach, bis es in eines Königs Hof kam. Und weil es müd war, legte es sich in das Gras und schlief ein. Während es da lag, kamen des Königs Leute, betrachteten es von allen Seiten und lasen auf dem Gürtel: „siebene auf einen Streich!“ „Ach, sprachen sie, was will der große Kriegsheld hier mitten in Friedenszeit, das ist gewiß ein mächtiger Herr.“ Sie meldeten es dem König und sprachen zu ihm: das wär, wenn Krieg ausbrechen sollte, ein gar wichtiger und nützlicher Mann, den dürft er nicht fortlassen. Dem König gefiel der Rath und er

schickte einen hin, der mußte dem Schneiderlein, als es ausgeschlafen hatte, Dienste anbieten. „Ja antwortete es, eben darum bin ich hergekommen, um dem König Dienste zu leisten.“ Also ward es wohl empfangen und ihm eine besondere Wohnung eingegeben.

Die Kriegsleut aber waren dem Schneiderlein aufgesessen und wünschten es wär beim Teufel. „Was soll draus werden, sprachen sie untereinander, wenn wir Bank mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich siebene. Da kann unser einer nicht bestehen!“ Also faßten sie einen Entschluß, gingen alle sammt zum König, baten um Abschied und sprachen: „wir sind nicht gemacht, neben einem solchen starken Mann auszuhalten.“ Der König war traurig, daß er um des einen Willen alle seine Diener verlieren sollte, wär ihn gern los gewesen und wollte, daß ihn seine Augen nie gesehen hätten. Doch getraute er sich nicht ihm den Abschied zu geben, weil er sich fürchtete, er mögte ihn sammt seinem Volk todt schlagen und sich hernach auf den Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rath, schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, weil er nun wohl wüßte, was für ein gewaltiger Kriegsheld er wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hätte er zwei Riesen, die thäten großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen, denen niemand nachkommen dürfte, er mögte bewaffnet seyn, wie er wollte, wo er die tödtete, so wollte er ihm seine Tochter zur Gemahlin und das halbe Königreich zur Ehesteuer geben; auch sollten ihm hundert Reuter zur Hülfe mitzie-

hen. Das war so was für einen Mann, wie du bist, sprach das Schneiderlein in seinen Sinn, die schöne Königstochter und ein halbes Reich, das ist nicht bitter. „D ja, gab es zur Antwort, die Riesen will ich schon abthun und die hundert Reuter brauch ich nicht einmal, wer siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten.“ Nun zog es hinaus zu dem Wald, als es ankam, sprach es zu den Reutern: „bleibt nur außen, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden,“ trat hinein und ließ seine Knechte nach ihnen hin und her gehen. Endlich fand es sie beide unter einem Baum schlafend und schnarchend, daß sich die Keste auf und abbogen. „Gewonnen Spiel!“ sprach das Schneiderlein, las seine Taschen voll Steine und flog über den Riesen auf den Baum hinauf. Nun fing es an und warf dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust, bis er zornig aufwachte, seinen Gesellen anstieß und sprach: „ei, was schlägst du mich?“ „Du träumst, sagte der andere, ich schlag dich nicht.“ Sie wollten wieder einschlafen, da warf das Schneiderlein dem zweiten einen Stein auf die Brust; der fuhr auf und sprach: „was hast du vor, was wirfst du mich.“ „Ich werf dich nicht,“ sprach der erste; so zankten sie eine Weile, doch weil sie müde waren, ließen sie es gut seyn und die Augen fielen ihnen zu. Jetzt fing das Schneiderlein wiederum sein Spiel oben an, suchte den dicksten Stein und warf den ersten Riesen damit, so stark es konnte, auf die Brust. Da schrie dieser: „das ist mir zu arg!“ sprang wie ein Unsinniger auf und schlug seinen Gesellen; der ließ sich das nicht gefallen und gab ihm gleiche Münze zurück. Da geriethen

sie in Wuth, rissen Bäume aus, schlugen auf einander los und schlugen sich endlich todt. „Es ist nur gut, sprach das Schneiderlein, daß sie nicht meinen Baum ausgerissen haben, sonst hätte ich einen garstigen Sprung thun müssen.“ Darauf stieg es lustig hinunter, zog sein Schwert und hieb mit aller Bequemlichkeit jedem ein paar Wunden in die Brust, und ging dann hinaus zu den Reutern. „Drin liegen die zwei Riesen, sprach es, ich habe ihnen beide den Garauß gemacht, dazu gehört aber einer, der siebene auf einen Streich schlägt, denn sie haben in der Todesangst noch Bäume ausgerissen.“ „Habt ihr gar keine Wunde?“ fragten die Reuter. „Das hat gute Wege, sprach das Schneiderlein, sie haben mir kein Haar gekrümmt.“ Die Reuter wollten nicht glauben und ritten in den Wald hinein, da fanden sie die Riesen in ihrem Blut und die ausgerissene Bäume rings herum liegen. Sie verwunderten sich, erschrecken aber noch mehr vor dem Schneiderlein und zweifelten nicht, daß es sie all umbrächte, wo es ihnen feind würde. Sie ritten nun heim und erzählten dem König die That; das Schneiderlein kam auch und sprach: „nun wollte ich mir die Königstochter mit dem halben Reich ausgebeten haben.“ Den König aber reute seine Verheißung und er dachte aufs neue, wie er des Kriegshelben könnte los werden, dem er seine Tochter zu geben nicht gesinnt war. Da sprach er zu ihm: „im Walde laufe noch ein Einhorn, das großen Schaden schon angerichtet an Thieren und Menschen, das solle er erst fangen, wenn er seine Tochter haben wolle.“ Nun das Schneiderlein wars zufrieden, nahm ein Stricklein, ging zum Wald und hieß die, welche

ihm zugeordnet waren, haüßen warten, er wollt das Einhorn schon allein festhalten. Es trat in den Wald, ging auf und ab und suchte das Einhorn. Indem kam es daher gesprungen, gerade auf das Schneiderlein zu und wollt es aufspießen. „Sachte, sachte,“ sprach es, blieb stehen, wartete bis das Thier nahe war und sprang dann gar behendiglich hinter den nebenstehenden Baum. Das Einhorn, das im vollen Laufe sich nicht wenden konnte, rennte gegen den Baum und rennte sein Horn so fest hinein, daß es dasselbe mit aller Kraße nicht wieder herausziehen konnte; und also war es gefangen. Nun kam das Schneiderlein hinter dem Baum hervor, that ihm das Stricklein um den Hals und führte das Thier hinaus zu seinen Gefellen und darnach vor den König, den er wieder um das Versprochene bat. Der König erschrak, sann aber eine neue List aus und sprach zu ihm, eh die Hochzeit könnte gehalten werden, müßt er ihm erst ein Wildschwein, das im Wald lief, fangen; seine Jäger sollten ihm Beistand leisten. „Gern, sprach das Schneiderlein, das ist das geringste.“ Also ging es wiederum in den Wald, ließ die Jäger haüßen, die waren wohl zufrieden, denn das Schwein hatte sie oft so empfangen, daß sie ihm nicht nachzustellen beehrten. Das Schwein, als es das Männlein erblickte, lief mit schaumendem Mund und wehenden Zähnen auf es zu und wollts zur Erde werfen. Das Schneiderlein stand aber neben einer Kapelle, sprang hinein und oben zum Fenster gar leichtlich wieder hinaus. Das Schwein folgte ihm nach, alsbald sprang das Schneiderlein wieder hervor, schlug die Thüre zu und hatte nun das Gewild darin gefangen,

das

das zu dem Fenster in die Höhe nicht springen konnte. Er rief die Jäger herbei damit sie's sähen, dann ging es zurück zum König und sprach: „die Sau hab ich gefangen und die Königstochter damit auch.“ Ob der König über die Nachricht traurig oder lustig war, ist leicht zu denken, er wußte sich aber nicht zu helfen, mußte sein Versprechen halten und dem Schneiderlein seine Tochter geben. Dennoch glaubte er, es wär ein großer Kriegsheld, hätt' er gewußt, daß es ein Schneiderlein war, er hätte ihm lieber einen Strick gegeben. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einigen Tagen hörte Nachts die junge Königin wie das Schneiderlein träumte und sprach: „Junge, mach mir den Wams und flic mir die Hosen, oder ich will dir die Ohren über die Ohren schlagen!“ Da merkte sie in welcher Gasse ihr junger Herr Gemahl geboren war, und am Morgen klagte sie es dem König und bat ihn, ihr von dem Mann zu helfen, der nur ein Schneider wäre.“ Der König tröstete sie und sprach: „laß morgen deine Kammer offen, dann sollen einige Diener davor stehen und wann er schläft eingehen und ihn überwältigen!“ das war der Frau recht. Es hatte aber des Königs Waffenträger alles mit angehört und weil er dem jungen Herrn gewogen und hold war, lief er hin und erzählte ihm alles. Das Schneiderlein war gutes Muths und sprach: „dem Ding will ich wohl steuern.“ Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett und that bald als schlief es, da stand sie auf und öffnete die Thür

und legte sich wieder. Nun hub es an, gleich als im Schlafe, mit heller Stimme zu reden: „Jung, mach mir den Wams und flic mir die Hosen, oder ich will dir die Ohre über die Ohren schlagen! ich hab siebene auf einen Streich geschlagen, ich hab zwei Riesen getödtet, ein Einhorn und eine wilde Sau gefangen und sollt die vor der Kammer fürchten!“ Als die draußen die Worte hörten, flohen sie, als wären tausend Teufel hinter ihnen und keiner wollt sich an das Schneiderlein wagen. Also war es und blieb sein Lebtag ein König.

21.

Aschenputtel.

Einem reichen Mann wurde seine Frau krank und als sie fühlte, daß ihr Ende heran kam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen und ich will vom Himmel herab auf dich blicken und um dich seyn.“ Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus auf ihr Grab, und weinte und blieb fromm und gut. Der Schnee aber deckte ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter, die sie mit ins Haus brachte, und die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stieffind an.“ Was will der Unnütz in den Stuben, sprach

„Sie, wer Brod essen will, muß es erst verdienen, fort mit der Küchenmagd.“ Da nahmen ihm die Schwestern seine schöne Kleider, gaben ihm einen grauen alten Kittel anzuziehen, und dann lachten sie es aus und führten es in die Küche. Nun mußte es so schwere Arbeit thun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, Kochen und waschen. Dabei thaten ihm die Schwestern alles Herzeleid an, spotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es müd war, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Heerd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? Schöne Kleider, sagte die eine und Perlen und Edelsteine die zweite. „Nun, Aschenputtel, sprach er, was willst du haben?“ „Vater das erste Reis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut stößt“ antwortete Aschenputtel. Er kaufte nun für die beiden Stieffschwestern die Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihm ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis und als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel nahm es, ging damit zu seiner Mutter Grab und pflanzte es darauf und weinte so sehr, daß das Reis von seinen Thränen begossen ward. Es

wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete und allemal kam ein Vöglein auf den Baum und gab ihm, was es sich wünschte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen könnte. Die zwei Stiefschwestern waren auch dazu eingeladen, riefen Aschenputtel und sprachen: „nun kämm uns die Haare,bürst uns die Schuhe und schnall uns die Schnallen, wir tanzen auf des Königs-Fest.“ Das that Aschenputtel und weinte, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wär, und bat die Stiefmutter gar sehr, sie mögt es ihm erlauben. „Du Aschenputtel, sprach sie, hast nichts am Leib und hast keine Kleider und kannst nicht tanzen und willst zur Hochzeit!“ Als es noch weiter bat, sprach sie endlich: „ich will dir eine Schüssel Linsen in die Asche schütten und wenn du die in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen.“ Nun schüttete sie ihm die Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging vor die Hintertüre nach dem Garten zu und rief: „ihr zahmen Läubchen, ihr Turteltaubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

die guten ins Töpfchen,

die schlechten ins Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Läubchen herein, und darnach die Turteltaubchen und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Läubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an: pik, pik! pik, pik! und da fingen die übrigen

auch an pik, pik! pik, pik! und lasen alle gute Körnlein in die Schüssel. Wie eine Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus, da brachte es die Schüssel der Stiefmutter und freute sich und glaubte, nun mit auf die Hochzeit gehen zu dürfen. Aber sie sprach: „nein, du Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, du sollst nicht mitgehen.“ Als es nun weinte, sprach sie: „wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen“ und dachte dabei, das kann es nimmermehr. Nun schüttete sie zwei Schüsseln Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging vor die Hinterthüre nach dem Garten zu und rief: „ihr zahmen Taubchen, ihr Turteltaubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Aschpfännchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Taubchen herein und darnach die Turteltaubchen und endlich schwirrten und schwärzten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Taubchen nickten mit ihren Köpfchen und singen an pik, pik! pik, pik! und da singen die übrigen auch an pik, pik! pik, pik! und lasen alle gute Körner in die Schüsseln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus; da brachte es der Stiefmutter die Schüsseln und freute sich und glaubte nun mitgehen zu dürfen. Aber sie sprach: „es hilft alles nichts, du kommst nicht mit, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen und wir müßten

und nur schämen." Darauf ging sie mit ihren zwei Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen rüttel dich und schüttel dich!

wirf Gold und Silber über mich!"

da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter, und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Das zog es an und ging zur Hochzeit. Ihre Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten es müßt ein fremdes Königsfräulein seyn, so schön sah es in den reichen Kleidern aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht, und glaubten es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen und nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „das ist meine Tänzerin." "

Es tanzte bis Abend war, da wollte es nun nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „ich gehe mit und begleite dich" denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwißte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen war in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: sollte es Aschenputtel sein, und sie mußten ihm Art und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte; aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschen-

puttel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche und sein trübes Dehlämpchen brannte im Schornstein. Denn es war geschwind durch das Taubenhaus gesprungen und zu dem Haselbäumchen gegangen, da hatte es die schönen Kleider ausgethan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, es aber hatte sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub, und die Eltern und Stieffchwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Als es damit auf die Hochzeit kam, erstaunte jedermann über seine Schönheit, der Königssohn aber hatte schon auf es gewartet, nahm es bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten sprach er: „das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort und der Königssohn ging mit und wollte sehen, in welches Haus es ginge, aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner, großer Birnbaum voll herrlichem Obst, auf den stieg es gar behend und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam und sprach zu ihm: „das fremde Mädchen ist mir entwischt und ich glaube, daß es auf den Birnbaum gesprungen ist.“ Der Vater dachte, sollte es Aschenputtel seyn! und

ließ sich die Art holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie gewöhnlich, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein grau Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag als die Eltern und Schwestern dahin waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig, wie es noch keins gehabt, und die Pantoffel waren ganz golden. Als es zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten, der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm und wenn es einer aufforderte, sprach er: „es ist meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort und der Königssohn wollte es begleiten, aber es sprang ihm fort. Doch verlor es seinen linken ganz goldenen Pantoffel, denn der Königssohn hatte Pech auf die Treppe streichen lassen und daran blieb er hängen. Nun nahm er den Schuh und ging am andern Tag damit zu dem Mann und sagte: „die, welcher dieser goldene Schuh paße, die solle seine Gemahlin werden.“ Da freuten sich die beiden Schwestern, weil sie schöne Füße hatten. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn an-

probiren und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „hau die Zehe ab, wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte nun den Schuh hinein und ging zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Haselbäumchen, das auf dem Grabe stand, vorbei, da saßen die zwei Läubchen drauf und riefen:

„Rucke di guck! rucke di guck!

Blut ist im Schuck (Schuh),

der Schuck ist zu klein,

die rechte Braut sitzt noch daheim!“

da blickte er auf ihren Fuß und sah wie das Blut herausquoll. Nun wendete er sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte: „das ist nicht die rechte, die andere Schwester soll den Schuh anziehen.“ Sie ging in die Kammer und kam mit den Zehen in den Schuh, aber hinten die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „hau ein Stück von der Ferse ab, wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh und ging heraus zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Läubchen darauf und riefen:

„Kucke bi guck! Kucke bi guck!
Blut ist im Schuck,
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!“

Er blickte nieder auf ihren Fuß, und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz roth heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder zurück. „Das ist nicht die rechte, sprach er, habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein, sagte der Mann, nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines, garstiges Aschenputtel da, das kann aber nicht die Braut seyn.“ Der Königssohn sprach, er sollt' es herausschicken, die Mutter aber antwortete: „ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.“ Er aber wollte es durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm seinen goldenen Schuh reichte. Nun streifte es den schweren Schuh vom linken Fuß ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig, so stand es darin, als wär er ihm angegossen. Und als es sich aufbückte, erkannte er es im Angesicht und sprach: „das ist die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschrocken und wurden bleich vor Aerger, aber er nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei weißen Taubchen:

„Kucke bi guck! rucke bi guck!
kein Blut im Schuck,

der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim!"

Und als sie das gerufen, kamen sie beide hergestoben und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Theil an seinem Glück nehmen. Als es nun zur Kirche ging, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite, da pickten die Tauben einer jeden das eine Aug aus, hernach als sie heraus ging war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

22.

Das Räthsel.

Es war eine Königstochter, die war stolz und wußte gar nicht, was sie vor Hochmuth anfangen sollte und trieb's endlich so weit, daß sie ein Gebot ausgehen ließ, darin stand, wer ihr ein Räthsel brächte, das sie rathen könnte, der hätte dafür sein Leben verloren; wenn sie es aber nicht errieth, so wollte sie auch seine Gemahlin werden. Nun war sie schön, wie Milch und Blut, daß keiner die Gefahr scheute und einer nach dem andern mit seinem Räthsel kam, aber sie errieth es jedesmal. Als sie schon

neune nach einander hatte hinrichten lassen, da begab sich, daß ein Kaufmannssohn von dem Gebot hörte und bei sich beschloß, hingzureisen und sein Diener, der klug war, sollte mit ihm gehen und ihm Beistand leisten. Vier Augen, dachte er, sehen mehr als zwei, wir wollen uns schon durchschlagen, frisch gewagt, ist halb gewonnen. Vater und Mutter aber, wie sie davon hörten, waren in großer Trauer und weil sie gewiß glaubten, ihr liebes Kind müsse dort sterben, wollten sie ihn nicht hingehen lassen und sprachen: „es ist besser, daß er bei uns stirbt und begraben wird, als in der Fremde.“ Darum tröpfelten sie Gift in den Abschieds-Wein und sprachen: „lieber Sohn, trink zum letztenmal mit uns,“ aber es war, als merkte er ihr Vorhaben, denn er wollte nicht trinken, sondern bestieg das Pferd und sprach: „lebt wohl, liebe Eltern, ich muß fort, eh ein anderer die schöne Jungfrau gewinnt;“ da reichten sie ihm das Glas hinauf, daß er mit Gewalt trinken sollte, aber er gab dem Pferde die Sporn, daß der Wein verschüttete und dem Pferde davon ins Ohr sprühte. Als sie eine Weil geritten waren, fiel das Pferd um, da wollte sich der Herr auf des Dieners Pferd setzen und der Diener sollte zu Fuß hinter drein gehen und den Bündel auf den Rücken tragen. Nun ließen sich Raben auf das todtte Pferd nieder und fraßen davon, weil aber das Fleisch vergiftet war, werden sie auch vergiftet und fielen bald um. Da hob der Diener drei von den todtten Raben auf, nahm sie mit ins Wirthshaus und dachte: das soll Futter geben für die Spitzbuben. Und ließ sie klein hacken und drei Brote daraus backen. Am andern Morgen kamen sie im

dicken Nebel durch einen Wald, da sprangen zwölf Spigbuben herzu und hielten Herrn und Diener an. Der Diener sprach: „schenkt uns das Leben, wir haben kein Geld, aber drei Brote, die wollen wir euch geben.“ Das waren die Spigbuben zufrieden, nahmen die Brote, theilten sie unter sich und aßen sie; nicht lange, so traf sie das Gift und alle zwölf fielen todt zur Erde.

Nun ritten die zwei in die Stadt und der junge Kaufmann trat vor die Königstochter und sagte, er wolle ihr ein Räthsel aufgeben. Das ward ihm bewilligt und er sprach: „auf einen Schlag eins, auf zwei Schlag drei, auf drei Schlag zwölf: wie ist das zu lösen?“ Die Königstochter besann sich, aber sie konnte das Räthsel nicht herausbringen; sie suchte in ihren Räthselbüchern, aber es stand nicht darin. Nun hatte sie drei Tage Zeit, da schickte sie in der ersten Nacht ihre Magd in das Schlafgemach des Herrn, die sollte hordchen, ob er nicht im Schlafe davon spräche. Aber der Diener war flug gewesen und hatte sich in das Bett an die Stelle seines Herrn gelegt und als die Magd kam, nahm er ihr das Kleid, das sie anhatte und jagte sie mit Ruthen fort; das Kleid aber steckte er in seinen Hosen. In der zweiten Nacht schickte die Königstochter ihre Kammerjungfer, aber der nahm der Diener auch das Kleid und jagte sie mit Ruthen fort. In der dritten Nacht aber kam die Königstochter selber und hatte ein nebelgraues Kleid umgethan und setzte sich an das Bett des Herrn. Und als sie dachte, daß er träumte, redete sie ihn an und hoffte, er würde im Traum antworten, aber er war wach und verstand und hörte alles wohl. Da sprach sie: „auf

einen Schlag eins, was ist das?" Er antwortete: „mein Pferd, das fiel von Gift, das in sein Ohr getropft war.“ — „Auf zwei Schlag drei: was ist das?" „Drei Raben, die von dem vergifteten Pferde fraßen und davon starben.“ — „Auf drei Schlag zwölf: was ist das?" „Zwölf Spießbuben, die aßen die vergifteten Raben, die in drei Broten zerhackt waren und starben davon.“ Als sie nun das Räthsel wußte, wollte sie wieder fortschleichen, aber er hielt das graue Kleid fest, daß sie es mußte zurücklassen. Am andern Morgen sprach sie: „ich habe das Räthsel errathen" und ließ die zwölf Richter kommen und löste es vor ihnen. Aber der Jüngling bat sich noch ein Gehör von ihnen aus und sprach: „wenn sie nicht in der Nacht gekommen wäre und hätte mich ausgefragt, so wüßte sie es nicht." Sie antworteten ihm: „bringt uns Wahrzeichen;" da zeigte der Diener die drei Kleider und als die Richter das nebelgraue sahen und erkannten, sprachen sie: „laßt das Kleid sticken!" Da warb zu einem Hochzeitskleid gestickt und ihm die Königstochter zur Gemahlin gegeben.

23.

Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst.

Es waren einmal ein Mäuschen, ein Vögelchen und eine Bratwurst in Gesellschaft gerathen, hatten einen Haushalt geführt, lang wohl und köstlich im Frieden gelebt und trefflich an Gärten zugenommen. Des Vögelchens Arbeit war, daß es täglich

im Wald fliegen und Holz beibringen mußte. Die Maus sollte Wasser tragen, Feuer anmachen und Tisch decken, die Bratwurst aber sollte kochen.

Wem zu wohl ist, den gelüstert immer nach neuen Dingen! Also eines Tages stieß dem Böglein unterwegs ein anderer Vogel auf, dem es seine treffliche Gelegenheit erzählt und gerühmet. Derselbe andere Vogel schalt es aber einen armen Tropfen, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so begab sie sich in ihr Kämmerlein zur Ruhe, bis man sie heiße den Tisch decken. Das Würstlein blieb heim. Hase zu, daß die Speise wohl kochte, und wann es halb Essenszeit war, schlingte es sich ein mal viere durch den Brei oder das Gemüse, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet: kam dann das Böglein heim und legte seine Würbe ab, so saßen sie zu Tisch und nach gehabtem Mahl schiefen sie sich die Haut voll bis den andern Morgen, und das war ein herrlich Leben.

Das Böglein anderes Tages wollte aus Anstiftung nicht mehr ins Holz, sprechend: es wäre laß genug Knecht gewest, und hätte gleichsam ihr Narr seyn müssen, sie sollten einmal umwechseln und es auf eine andere Weise auch versuchen. Und wie wohl die Maus heftig dafür bate, auch die Bratwurst, so war der Vogel doch Meister, es mußte gewagt seyn, spielten derowegen und kam das Loos auf die Bratwurst, die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel sollte Wasser holen.

Was geschieht? das Bratwürstchen zog fort gen Holz, das

Wöglein machte Feuer an, die Maus stellte den Topf zu und erwarteten allein, bis Bratwürstchen heim käme und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würstlein so lang unterwegs, daß ihnen beiden nichts guts vorkam, und das Wöglein ein Stück Luft hinaus entgegen flog. Unfern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürstlein als freie Beut angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Wöglein beschwerte sich auch dessen als eines offenbaren Raubs sehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn sprach der Hund, er hätte falsche Briefe bei der Bratwurst gefunden, deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen.

Das Wöglein, traurig, nahm das Holz auf sich und heim und erzählte, was es gesehen und gehöret. Sie waren sehr betrübt, verglichen sich aber das beste zu thun und beisammen zu bleiben. Derwegen so deckte das Wöglein den Tisch und die Maus rüstete das Essen und wollte anrichten, und in den Hafen wie zuvor das Würstlein, und durch das Gemüs schlingen und schlupfen, dasselbe zu schmelzen; aber ehe sie in die Mitte kam, ward sie angehalten und mußte Haut und Haar und dabei das Leben lassen.

Als das Wöglein kam, und wollte das Essen auftragen, da war kein Koch vorhanden. Das Wöglein warf bestürzt das Holz hin und her, rufte und suchte, konnte aber seinen Koch nicht mehr finden. Aus Unachtsamkeit kam das Feuer in das Holz, also daß eine Brunst entstand; das Wöglein eilte Wasser zu langen, da
ent-

entfiel ihm der Eimer in den Brunnen, und es mit hinab, daß es sich nicht konnte mehr erholen, und da ersaufen mußte.

25.

Frau Holle.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und war recht der Aschenputtel im Haus. Es mußte sich täglich hinaus auf die große Straße bei einen Brunnen setzen und so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spuhle einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen, sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Weinend lief es zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück, sie schalt es aber heftig und war so unvarmherzig, daß sie sprach: „hast du die Spuhle hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht was es anfangen sollte und sprang in seiner Angst in den Brunnen hinein. Als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brodt; das Brodt aber rief: „ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken!“ da trat es

fleißig herzu und holte alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „ach! schüttel mich! schüttel mich! wir Äpfel sind alle mit einander reif!“ Da schüttelt' es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, so lang bis keiner mehr oben war, darnach ging es wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Bähne hatte, ward ihm Angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „fürcht dich nicht, liebes Kind, bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehn: nur mußt du Acht geben, daß du mein Bett gut machst, und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; *) ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte so gut ihm zusprach, willigte das Mädchen ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen und ob es hier gleich viel tausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin; endlich sagte es zu ihr: „ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben.“ Die Frau Holle sagte: „du hast Recht

*) Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit: die Frau Holle macht ihr Bett.

und weil du mir so treu gebient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das ward aufgethan und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist,“ sprach die Frau Holle und gab ihm auch noch die Spuhle wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki

unsere goldene Jungfrau ist wieder hier!“

Da ging es hinein zu seiner Mutter und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen, und sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen, damit ihr die Spuhle blutig ward, stach sie sich in die Finger und zerstiess sich die Hand an der Dornenhecke. Darnach warf sie sie in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfad weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brod wieder: „ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken!“ die Faule aber antwortete: „da hättest du Lust, mich schmutzig zu machen!“ und ging fort.

Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „ach! schüttel mich! schüttel mich! wir Äpfel sind alle mit einander reif“ sie antwortete aber: „du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen!“ ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag that sie sich Gewalt an und war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie gedachte an das viele Gold, daß sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzten, am dritten noch mehr, da wollte sie Morgens gar nicht aufstehen, sie machte auch der Frau Holle das Bett schlecht und schüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle halb müd und sagte der Faule den Dienst auf. Die war es wohl zufrieden und meinte, nun werde der Golbregen kommen, die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Golds ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste“ sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen. Der Hahn aber auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki!

unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!“

Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr ers auch wünschte, endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde und wie's zur Welt kam, wars ein Mädchen. Ob es gleich gar schön war, so wars doch auch schwächlich und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nothtaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, aber die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen seyn und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen; da standen sie verlegen und wußten nicht, was sie thun sollten und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unter der Weile angst, das Mädchen mußte ungetauft verschwinden und wußte gar nicht, warum die Jungen so lange ausblieben. „Gewiß, sprach er, haben sie's wieder über ein Spiel vergessen! und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Keger: „ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!“ Kaum war das Wort ausgerebet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte auf und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt, denn

die Eltern hüteten sich ihrer vor ihm zu erwähnen, bis es eines Tags von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte: ja, sie wäre wohl schön, aber doch eigentlich Schuld, daß ihre sieben Brüder durch sie unglücklich geworden. Da wurde sie tief betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob sie denn Brüder gehabt und wo sie hingerathen wären? Nun durften die Eltern das Geheimniß nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sey so des Himmels Verhängniß und ihre Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen; allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte sich fest verbunden, ihre Geschwister zu erlösen und hatte nicht Ruhe und Rast, bis sie sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, ihre Brüder irgendwo aufzuspüren und, es koste was da wolle, zu befreien? Sie nahm nichts mit sich als ein Ringlein von ihren Eltern, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit, weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war gar zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder; eilig lief es weg, und hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und böß und als er das Kind merkte, sprach er: „ich rieche, rieche Menschenfleisch!“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut und jeder saß auf seinem besondern Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „wenn du das Beinchen nicht hast,

„Kannst du nicht in den Glasberg aufschließen und in dem Glasberg da sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen holen, aber wie es das Tüchelchen aufmachte, so war es leer und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen, seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg? das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich sein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hinein getreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen und sprach: „mein Kind, was suchst du?“ „Ich suche meine Brüder die sieben Raben,“ antwortete es. Der Zwerg sprach: „die Herrn Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlüßchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „jetzt kommen die Herren Raben heim geflogen!“ Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen, da sprach einer nach dem andern: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Men-

schon Mund gewesen!" Und wie der siebente auf den Grund kam, fiel ihm das Kinglein entgegen, da sah er ihn an und erkannte, daß er von Vater und Mutter war und sprach: „Gott geb, unser Schwesterlein war da, so wären wir erlöst!" Wie das das Mädchen hörte, das hinter der Thüre stand und lauschte, so trat es hervor und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie hertzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

26.

Rotchkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirn, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerlichsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von röthem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotchkäppchen; da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotchkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus, weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sey aber hübsch artig und grüß sie von mir, geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts.“

Rotchkäppchen sagte: „ja ich will alles recht gut ausrichten“ und versprach der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber

wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf, Rothkäppchen aber wußte nicht, was er für ein böses Thier war und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen,“ sprach er — „Schönen Dank, Wolf“ — „Wo willst du so früh hinaus, Rothkäppchen,“ — „zur Großmutter.“ — Was trägst du unter der Schürze? — „Kuchen und Wein, für die Kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken.“ — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichenbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen,“ sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich, das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für dich, wie fängst du's an, daß du den kriegst. Da ging er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: Rothkäppchen, sieh' einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? du gehst ja für dich hin als wie zur Schule und ist so lustig haufen in dem Wald.“

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb seyn; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint es, dort stünd noch eine schönere und lief darnach und lief immer wei-

ter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradewegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer ist draußen“ — „das Rothläppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mach mir auf.“ — „Drück nur auf die Klinke, rief die Großmutter, ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen.“ Der Wolf drückte an der Klinke, und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothläppchen aber war herum gelaufen nach Blumen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stand die Thüre auf, darüber verwunderte es sich, und wie es in die Stube kam, sah es so seltsam darin aus, daß es dachte: ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heut zu Muth, und bin sonst so gern bei der Großmutter. Drauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „daß ich dich besser hören kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!“ — „daß ich dich besser sehen kann.“ — „Ei Großmutter was hast du für große Hände!“ — „daß ich dich besser packen kann.“ — „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ — „daß ich dich besser fressen kann.“ Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bett und auf das arme Rothläppchen, und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bissen im Leib hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei sich: wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vors Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, vielleicht hat er die Großmutter gefressen und ich kann sie noch retten und schos nicht, sondern nahm eine Scheere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „ach wie war ich erschrocken, was wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große schwere Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: du willst dein Festtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dir die Mutter verboten hat.

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rothkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Weg ableiten wollen. Rothkäpp-

den aber hütete sich und ging gerad fort ihres Wegs, und sagte der Großmutter, daß sie den Wolf gesehen, daß er ihm guten Tag gewünscht aber so böß aus den Augen geguckt; „wenns nicht auf offner Straße gewesen, er hätt mich gefressen.“ — „Komm, sagte die Großmutter, wir wollen die Thüre verschließen, daß er nicht herein kann.“ Bald darnach klopste der Wolf an und rief: „mach auf, Großmutter, ich bin das Rothkäppchen, ich bring dir Gebackenes.“ Sie schwiegen aber still und machten die Thüre nicht auf, da ging der Böse etlichemal um das Haus und sprang endlich aufs Dach, und wollte warten bis Rothkäppchen Abends nach Haus ging. dann wollt' er ihm nachschleichen und wollts in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog, da sprach sie zu dem Kind: „hol' den Eimer, Rothkäppchen, gestern hab ich Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog.“ Rothkäppchen trug so lange bis der große, große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte, und anfing zu rutschen; so rutschte er vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rothkäppchen aber ging fröhlich nach Haus und that ihm niemand etwas zu Leid.

Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, dachte er, kannst du ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weildchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müd gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach, sagte der Hund, weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da habe ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „weißt du was, sprach der Esel, ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Der Hund wars zufrieden und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Kage auf dem Weg und machte ein gar trübselig Gesicht. „Nun, was ist dir dann in die Quere gekommen?“ sprach der Esel. „Ei, antwortete die Kage, wer kann da lustig seyn, wenns einem an den Kragen geht; weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich hab mich zwar noch fortgemacht aber nun

ist guter Rath theuer; wo soll ich hin?“ geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Kage war zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein, sprach der Esel, was hast du vor.“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Lächer gewaschen hat und sie trocknen will, aber weil Morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und der Köchin gesagt, sie wolle mich Morgen in der Suppe essen und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals so lang ich noch kann.“ „Ei was du Rothkopf, sagte der Esel, zieh lieber mit uns fort, nach Bremen, etwas besseres, als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einem großen Baum und die Kage und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn flog bis in die Spitze, wo's am sichersten für ihn war und sah sich ehe er einschlief, noch einmal nach allen vier Winden um. Da dächte ihn, er sah in der Ferne ein Häufchen brennen und

rief seinen Gefellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus seyn, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „so müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht“ und der Hund sagte: „ja ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut!“ Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du? Grauschimmel,“ fragte der Hahn. „Was ich sehe? antwortete der Esel, einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassens sich wohl sein.“ „Das wär was für uns“ sprach der Hahn. „Ja, Ja, ach wären wir da!“ sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wies anzufangen wäre, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Raze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Raze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen; der Esel schrie, der Hund bellte, die Raze miaute und der Hahn krächte, indem stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber, die schon über das entsetzliche Geschrei erschrocken waren, meinten nicht anders als ein Gespenst käm herein und entflohn in größter Furcht in den Wald. Nun setzten sich die vier Gefellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb,

was übrig geblieben war und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Kage auf den Heerd bei die warme Asche und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müd waren von ihrem Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgesandte fand alles still, ging in die Küche wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Kage für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Kage verstand keinen Spaß, sprang ihm in das Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihm ins Bein, und als er über den Hof an der Miste vorbei rennte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß, der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „ach, in dem Haus sitzt eine-arduliche Pexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und

und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich los geschlagen, und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „bringt mir den Schelm her!“ Da machte ich, daß ich fortkam. Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiel es aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

28.

Der singende Knochen.

In einem großen Wald lief ein mächtiges Wildschwein herum, das die Aecker umwühlte, das Vieh tödtete und den Menschen mit seinen Hauern den Leib aufriß, also daß sich niemand mehr in die Nähe des Waldes wagte und es zu einer Plage für das ganze Land ward. Der König bot auf was er konnte, aber noch jeder, der es einfangen oder tödten wollte, war schlimm weggekommen, so daß niemand Kühn genug war, das Wagniß zu übernehmen. Endlich ließ der König bekannt machen, wer das Wildschwein erlege, solle seine einzige Tochter zur Gemahlin haben.

Nun waren zwei Brüder im Reich, Söhne eines armen Mannes, die meldeten sich dazu: der älteste, der listig und klug war, aus Hochmuth; der jüngste, der unschuldig und dumm war, aus Kindermärchen I.

R

gutem Herzen. Der König hieß sie von verschiedenen Seiten in den Wald gehen und ihr Heil versuchen; da ging der jüngste von Morgen aus, der älteste von Abend. Als der jüngste hinein gekommen war, trat ein kleines Männlein zu ihm, das hielt eine schwarze Lanze in der Hand und sprach: „siehst du, mit dieser Lanze kannst du ohne Furcht auf das Wildschwein eingehen und es tödten; die geb ich dir, weil dein Herz gut ist.“ Nun nahm er den Speiß, dankte dem Männlein und ging getrost weiter. Bald sah er das Thier wüthend heran rennen, aber er hielt den Speiß vor und es rennte sich in seiner blinden Wuth so gewaltig hinein, daß es sich selbst das Herz durchschnitt. Da nahm er seinen Fang auf die Schulter, ging vergnügt heimwärts und wollte ihn dem Könige bringen.

Der andere Bruder hatte auf seinem Weg ein Haus gefunden, wo sich die Menschen mit Tanz und Wein lustig machten und war da eingegangen. „Das Wildschwein, dachte er, läuft dir doch nicht fort, du willst dir hier erst ein Herz trinken. Der jüngste kam nun bei seinem Heimweg daran vorbei und als ihn der älteste sah, mit der Beute beladen, ward er neidisch und sann darauf ihm zu schaden. Da rief er: „Komm doch herein, lieber Bruder, und ruh dich ein wenig aus und trink einen Becher Wein zur Stärkung.“ Der jüngste, der in seiner Unschuld an nichts böses dachte, ging hinein und erzählte ihm, wie es zugegangen war und daß er mit einer schwarzen Lanze das Schwein getödtet hätte. Nun hielt ihn der älteste zurück bis gegen Abend, wo sie zusammen sich aufmachten. Als sie aber in der Dunkel-

heit zu der Brücke über einen Bach kamen, ließ der älteste den jüngsten vorangehen und mitten drauf gab er ihm einen Schlag, daß er todt hinabstürzte. Dann begrüß er ihn unter der Brücke, nahm das Schwein und brachte es vor den König, mit dem Vorgeben, er habe es getödtet, und erhielt darauf die Tochter des Königs zur Gemahlin. Als der jüngste Bruder nicht wiederkommen wollte, sagte er: „das Schwein wird ihm den Leib aufgerissen haben.“ Und das glaubte jedermann.

Weil aber vor Gott nichts verborgen bleibt, so sollte auch diese schwarze That an des Tages Licht kommen. Nach langen Jahren trieb ein Hirt seine Heerde über die Brücke, und sah unten im Sande ein schneeweißes Knöchlein liegen und dachte, das gäbe ein gutes Mundstück. Da stieg er hinab, hob es auf und schnitzte ein Mundstück für sein Horn daraus, und als er es zum erstenmal ansetzen und darauf blasen wollte, so fing das Knöchlein an, von selbst zu singen:

„Ach, du liebes Hirtlein,
du bläst auf meinem Knöchlein!
mein Bruber hat mich erschlagen
unter der Brücke begraben,
am das wilde Schwein
für des Königs Tochterlein.“

„Et, was für ein Hornlein, das von selber singt!“ sprach der Hirt, wußte nicht, was es zu bedeuten hatte, brachte es aber vor den König. Da fing das Knöchlein wieder an, dieselben Worte zu singen; der König verstand wohl, was es sagen wollte, ließ

unter der Brücke graben und das ganze Gerippe des Erschlagenen kam hervor. Der böse Bruder konnte sein Verbrechen nicht leugnen und ward lebendig ins Wasser geworfen und ersäuft, die Gebeine des Gemordeten aber wurden auf den Kirchhof in ein schönes Grab zur Ruhe gelegt.

29.

Der Teufel mit den drei goldenen Haaren.

Es war eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, das hatte eine Glückshaut um, wie es zur Welt kam. Da ward ihm geweissagt, daß es im vierzehnten Jahr die Königstochter zur Frau haben würde. Es geschah aber, daß der König unerkannt nach wenig Tagen durch das Dorf kam und fragte, was es neues gäbe? „Ei,“ antworteten die Leute, es ist ein Kind mit einer Glückshaut geboren worden, das soll des Königs Tochter im vierzehnten Jahr zur Frau haben.“ Dem König gefiel das nicht, ging zu den armen Eltern und fragte, ob sie ihm das Kind nicht verkaufen wollten. Nein, sprachen sie; doch weil ihnen der fremde Mann so zusetzte und schweres Gold bot, sie aber kein Brot zu essen hatten, so willigten sie endlich ein und dachten, es ist ein Glücks-Kind, dem kanns doch nicht fehlen.

Der König nahm das Kind, legte es in eine Schachtel und ritt dann mit ihm fort; als er aber zu einem tiefen Wasser kam, warf er es hinein und dachte, nun wird es nicht der Mann meiner Tochter werden. Die Schachtel schwamm fort und durch Gottes

Gnade geschah es, daß kein Tröpfchen Wasser hinein kam. Sie schwamm fort, bis zwei Meilen von des Königs Hauptstadt, da blieb sie bei einer Mühle an dem Wehr hängen. Ein Mahlbursche sah die Schachtel, nahm einen großen Hacken und zog sie herbei und weil sie so schwer war, meinte er, es läge Geld darin, aber als er sie aufmachte, lag ein kleiner, schöner Junge darin und frisch und lebendig. Die Müllersleute hatten keine Kinder, waren froh über das Gefundene und sprachen: „Gott hat es uns bescheert.“ Also pflegten sie es wohl und zogen es in allen Tugenden groß.

Als etwa dreizehn Jahre herum waren, kam der König zufällig in die Mühle und fragte die Müllersleute, ob das ihr Sohn wäre? „Nein,“ antworteten sie, der Mahlbursch hat ihn gefunden in einer Schachtel, die ans Wehr geschwommen ist.“ „Wie lang ist das schon geschehen?“ fragte der König weiter. „Vor etwa dreizehn Jahren.“ „Das ist ja recht schön, sprach der König, mein, kann mir der Jung nicht einen Brief an die Frau Königin forttragen? es wäre mir ein großer Gefallen und ich will ihm zwei Goldstücke dafür geben.“ „Wie der Herr König gebietet“ sprach der Müller, der König aber, der wohl merkte, daß es das Glückskind war, schrieb einen Brief an die Königin, darin stand: „sobald dieser Knabe mit dem Schreiben angelangt ist, soll er getödtet und begraben werden, und alles soll geschehen sein, eh ich komme.“

Mit diesem Brief ging der Knabe fort, verirrte sich aber und kam Abends in einen großen Wald. Wie es ganz dunkel war, sah er darin ein Licht, auf das er zuging und das ihn zu einem kleinen Häuschen führte. Es war niemand darin, als eine alte

Frau, die erschrak, als sie ihn hereintreten sah und sprach: „wo kommst du her und wo willst du hin?“ „Zu der Frau Königin, der soll ich einen Brief bringen, ich habe mich verirrt und wollte gern hier übernachten.“ „Du armer Junge, sprach die Frau, du bist hier in ein Räuberhaus gerathen, wenn sie heimkommen, bringen sie dich um.“ „Ich bin so müd, daß ich nicht weiter kann,“ antwortete er, legte den Brief auf den Tisch, dann streckte er sich auf eine Bank und schlief ein. Als die Räuber kamen und ihn sahen, fragten sie, was das für ein fremder Knabe wäre? „Aus Barmherzigkeit hab ich ihn geherbergt, sprach die Alte, er soll der Königin einen Brief bringen und hat sich verirrt.“ Die Räuber nahmen den Brief und brachen ihn auf und lasen darin, daß der Knabe sollte ermordet werden. Da zerriß ihn der Anführer und schrieb einen andern, darin stand, sobald der Knabe kam, sollt er mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen den Knaben schlafen bis zum andern Morgen, da gaben sie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg, auf dem er zur Königin gelangte. Als sie den Brief gelesen, ließ sie gleich die Hochzeit anstellen und weil das Glückskind schön war, nahm ihn das Königsfräulein gern zum Mann und sie lebten vergnügt miteinander.

Nach einiger Zeit kam der König wieder nach Haus und als er sah, daß die Weissagung erfüllt und das Glückskind mit seiner Tochter verheirathet war, erschrak er und sprach: „wie ist das zugegangen? was hab ich in den Brief geschrieben?“ „Lieber Mann, sagte die Königin, hier ist dein Brief; lies selber, was darin steht.“ Der König las und sah wohl, daß der Brief ver-

tauscht war und fragte den Jüngling, wie es mit dem Schreiben, das er ihm anvertraut, zugegangen wäre? „Ich weiß von nichts,“ antwortete er, es müßte in der Nacht geschehen sein, als ich geschlafen habe.“ Der König aber war zornig und sprach: „nein, so soll es nicht gehen, wer meine Tochter will haben, muß mir aus der Hölle drei goldne Haare von des Teufels Haupt holen; bringst du mir die, so sollst du meine Tochter behalten.“ „Die will ich schon holen,“ sprach das Glückskind! nahm Abschied von seiner Frau und zog fort.

Nun kam er vor eine große Stadt, da fragte ihn der Wächter vor dem Thor, was er für ein Gewerbe verstehe und was er wisse? „Ich weiß alles,“ gab er zur Antwort. „So kannst du uns einen Gefallen thun und sagen, warum unser Marktbrunnen, der sonst Wein quoll, jetzt nicht einmal Wasser quillt; wir wollen dir zwei Esel mit Gold dafür geben.“ „Recht gern, antwortete er, wenn ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam vor eine andere Stadt, deren Wächter fragte auch: „was für ein Gewerbe verstehst du und was weißt du?“ „Ich weiß alles“ antwortete er. So kannst du uns einen Gefallen thun und sagen, warum ein Baum, der sonst goldne Äpfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt?“ „Recht gern, antwortete er, wann ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam an ein groß Wasser, über das er hinüber mußte. Der Schiffmann fragte ihn: „was für ein Gewerbe verstehst du und was weißt du?“ „Ich weiß alles“ antwortete er. „So kannst du mir einen Gefallen thun, sprach der Schiffmann und mir sagen, warum ich ewig fahren muß und

nicht abgelöst werde? ich will dir vergüten.“ „Recht gern, antwortete er, wann ich wiederkomme.“

Als er nun über das Wasser gefahren war, kam er in die Hölle, da saß schwarz und rußig aus; der Teufel war aber nicht zu Haus, nur seine Ellermutter, die saß in einem breiten Sorgenstuhl. „Was willst du?“ sprach sie. „Drei goldene Haare von des Teufels Kopf, antwortete er, sonst kann ich meine Frau nicht behalten.“ „Du jammerst mich, antwortete sie, wenn der Teufel kommt, so bringt er dich ums Leben, doch will ich sehen, was ich für dich thun kann.“ Da verwandelte sie ihn in eine Ameise und sprach: „Kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher.“ „Ja, sagte er, ich mögt auch gern wissen, warum ein Brunnen, der sonst Wein quoll, nicht mehr Wasser quillt, warum ein Baum der sonst goldne Kessel trug, nicht einmal Laub treibt, und warum ein Schiffmann immer fahren muß, und nicht abgelöst wird.“ „Das sind drei schwere Fragen, sprach sie, aber sey still und hab acht, was der Teufel spricht, wann ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe.“

Darnach nicht lange, als es Abend ward, kam der Teufel nach Haus. Er roch hin und her und sprach: „ich rieche, rieche Menschenfleisch, es ist nicht rein!“ Dann suchte er und guckte sich um, aber umsonst. Die Ellermutter schalt und sprach: „wirf mir nicht alles untereinander, ich habe eben erst gekehrt: sitz und isß dein Abendbrot, du hast immer Menschenfleisch in der Nase.“ Nun aß und trank der Teufel und hernach legte er der Ellermutter seinen Kopf in den Schoos und sagte, er wäre müd, sie

sollte ihn ein wenig laufen. Bald schlummerte er ein, blies und schnarchte; da faßte sie ein goldenes Haar und riß es aus und legte es neben sich. „Au weh! rief der Teufel, was ist das?“ „Ich hatte einen schweren Traum, sprach die Ellermutter, da hab ich dir in die Haare gefaßt.“ „Was träumte dir denn?“ „Mir träumte ein Marktbrunnen, der sonst Wein quoll, wäre versiegt, und wollte nicht einmal Wasser quellen; was ist wohl Schuld?“ „He! wenn sie's wüßten! antwortete der Teufel, es sitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen, die müssen sie tödten, dann wird er schon wieder anfangen zu fließen.“ Nun laufte ihn die Ellermutter wieder, bis er einschlief und schnarchte, daß die Fenster zitterten, da riß sie ihm das zweite Haar aus. „Hu! was machst du?“ schrie der Teufel zornig. „Sei'nicht böse, sprach sie, ich hab's im Traume gethan.“ „Was träumte dir denn?“ „Mir träumte, in einem Königreich ständ ein Obstbaum, der hatte sonst goldne Äpfel getragen, und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben: was ist wohl Schuld?“ „He! wenn sie's wüßten! antwortete der Teufel, an der Wurzel nagt eine Maus, wo sie die tödten, wird er schon wieder Goldäpfel tragen; nagt sie noch weiter, so verborrt er. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruh und wenn du mich noch einmal weckst, so kriegst du eine Ohrfeige.“ Die Ellermutter laufte ihn wieder, bis er einschlief und schnarchte; dann faßte sie auch das dritte goldne Haar und riß es aus. Der Teufel fuhr in die Höhe und wollte übel wirthschaften, aber sie besänftigte ihn und sprach: „das sind böse Träume!“ — „Was träumte dir denn?“ — „Mir träumte von

einem Schiffmann, der fuhr immer hin und her und wurde gar nicht abgeldt: was ist wohl Schuld?" „Ei der Dummbart! antwortete der Teufel, wenn einer kommt und will überfahren, muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der fahren und er ist frei. Aber laus mich, daß ich wieder einschlafe." Nun ließ ihn die Ellermutter schlafen bis es Tag ward, da zog der Teufel fort. Als sie sicher war, holte sie die Ameise wieder aus der Rockfalte und machte ihn zu dem Menschen, der er gewesen war. Dann gab sie ihm die drei goldenen Haare und sprach: „hast du auch alles gehört und verstanden, was der Teufel gesagt hat?" „Ja, antwortete er, ich wills auch wohl behalten." So ist dir geholfen, sprach sie, nun zieh deiner Wege."

Also bedankte sich das Glückskind bei des Teufels Ellermutter, und verließ die Höhle. Als er zu dem Schiffmann kam, der ihn wieder überfahren mußte, wollte dieser die versprochene Antwort haben. „Fahr mich nur erst hinüber, sagte er, dann will ich dir's sagen." Und wie er aus dem Schiff gestiegen war, gab er ihm des Teufels Rath: „wenn einer wieder kommt, der will überfahren sehn, so gieb ihm die Stange in die Hand und lauf davon." Da ging er weiter und kam zu der Stadt, worin der unfruchtbare Baum stand, und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da sagte er ihm, wie er vom Teufel gehört hatte: „tödtet die Maus, die an seiner Wurzel nagt, so wird er wieder goldne Kessel tragen." Da bedankte er sich und gab ihm zwei Kessel mit Gold beladen, die mußten ihm nachfolgen. Nun kam er auch zuletzt wieder zu der Stadt, deren Brunnen

versiegt war, da wollte der Wächter auch die Antwort haben. Da sprach er, wie der Teufel gesprochen: „es sitzt eine Kröte unter einem Brunnenstein, die lacht und tödtet, so wird er wieder Wein geben.“ Er dankte ihm und gab ihm auch zwei Esel mit Gold beladen.

Nun langte das Glückskind daheim bei seiner Frau an, die sich herzlich freute, als sie ihn wieder sah und hörte, wie wohl ihm alles gelungen war. Dem König gab er die drei goldenen Haare des Teufels, so daß er nichts mehr gegen ihn einwenden konnte; und als dieser gar die vier Esel mit dem Golde sah, war er ganz vergnügt und sprach: „ei, lieber Schwiegersohn, wo ist das viele Gold her? das sind gewaltige Schätze!“ „Bei einem Wasser, antwortete das Glückskind, hab ichs kriegt, und da ist es noch zu haben.“ „Kann ich mir davon auch holen?“ sprach der König, und war ganz begierig. „So viel ihr wollt, antwortete er, es ist ein Schiffmann auf dem Wasser, von dem laßt euch überfahren, drüben liegt das Gold wie Sand am Ufer.“ Da eilte der alte König hin und wie er an das Wasser kam, winkte er dem Schiffmann, der nahm ihn auf, wie er aber drüben aussteigen wollte, gab ihm der Schiffmann die Ruderstange in die Hand und sprang davon. Nun mußte der Alte fahren zur Strafe für seine Sünden. — „Fährt er wohl noch?“ „Was dann? es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben!“

Läuschen und Flöbchen.

Ein Läuschen und ein Flöbchen, die lebten zusammen in einem Haushalt und brauten sich Bier in einer Eierschale. Da fiel das Läuschen hinein und verbrennte sich. Darüber fing das Flöbchen laut an zu schreien. Da sprach die kleine Stubenthüre:

„was schreist du, Flöbchen?“ —

„weil sich Läuschen verbrennt hat.“

Da fing das Thürchen an zu knarren. Da sprach ein Besenchen in dem Hausehörn:

„was knarrst du, Thürchen?“ —

„soll ich nicht knarren?“

Läuschen hat sich verbrennt,
Flöbchen weint.“

Da fing der kleine Besen an entseßlich zu kehren.

Da kam ein Wägelchen vorbei:

„was kehrtst du, Besenchen?“ —

„Soll ich nicht kehren?“

Läuschen hat sich verbrannt,
Flöbchen weint,
Thürchen knarrt.“

Da sagt das Wägelchen, so will ich entseßlich rennen und rennt entseßlich. Da sagt das Mistchen, an dem es vorbeirennt:

„was rennst du, Wägelchen?“

„Soll ich nicht rennen?“

Käuschen hat sich verbrennt,
Flöbchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt."

Da sagt das Mistchen, so will ich anfangen zu brennen, und brennt entseßlich.

Da stand ein Bäumchen das sagt:

„Mistchen, was brennst du?“ —

„Soll ich nicht brennen?“

Käuschen hat sich verbrennt,
Flöbchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt,
Wägelchen rennt."

Da sagt das Bäumchen, so will ich mich schütteln, und schüttelte all sein Laub ab. Da sagt ein Mädchen mit dem Wasserkrügelchen:

„Bäumchen, was schüttelst du dich?“ —

„Soll ich mich nicht schütteln?“

Käuschen hat sich verbrennt,
Flöbchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt,
Wägelchen rennt,
Mistchen brennt."

Da sagt das Mädchen, so will ich mein Wasserkrügelchen

zerbrechen, und zerbrach sein Wasserkrügelchen; da sagt das Brunnlein:

„Mädchen, was zerbrichst du dein Wasserkrügelchen?“ —

„Soll ich mein Wasserkrügelchen nicht zerbrechen?

Läuschen hat sich verbrennt,

Flöschchen weint,

Thürchen knarrt,

Besenchen kehrt,

Wägelchen rennt,

Mistchen brennt,

Bäumchen schüttelt sich.“

„Ei! sagte das Brunnchen, so will ich anfangen zu fließen,“ und fing so entseßlich an zu fließen, daß alles ertrunken ist, das Mädchen, das Bäumchen, das Mistchen, das Wägelchen, das Besenchen, das Thürchen, das Flöschchen und das Läuschen, alles miteinander.

31.

Das Mädchen ohne Hände.

Es war ein Müller nach und nach in Armuth gerathen, daß er nichts mehr hatte, als seine Mühle und einen großen Apfelbaum dahinter. Einmal war er in den Wald gegangen, Holz zu holen, da trat ein alter Mann zu ihm und sprach: „was quälst du dich da mit Holzhacken, ich will dich reich machen und

du versprichst mir dagegen, was hinter deiner Mühle steht; nach drei Jahren komm ich und hol's ab." Was kann das seyn, dachte der Müller, als mein Kesselbaum, sagte ja und verschrieb es dem Manne. Der lachte dazu und ging fort, und der Müller ging auch heim, da trat ihm seine Frau entgegen und sprach: „ei, Müller, woher kommt der große Reichtum in unser Haus, alle Kisten und Kasten sind voll und kein Mensch hat's heringebracht.“ Der Müller antwortete: „ein alter Mann begegnete mir im Wald, von dem kommt's; ich hab ihm dafür verschrieben, was hinter der Mühle steht.“ „Ach Mann, sagte die Frau erschrocken, das wird schlimm werden, das ist der Teufel gewesen, der hat unsere Tochter damit gemeint, sie stand gerade hinter der Mühle und lehrte den Hof.“

Die Müllerstochter war ein gar schönes und frommes Mädchen, und lebte die drei Jahre in Gottesfurcht und ohne Sünde. Als nun der Tag kam, wo sie der Bße holen wollte, da wusch sie sich rein und machte mit Kreide einen Kranz um sich. Der Teufel erschien ganz früh, aber er konnte sich ihr nicht nähern. Bornig sprach er zum Müller: „thu ihr alles Wasser weg, damit sie sich nicht mehr waschen kann und ich Gewalt über sie habe.“ Der Müller fürchtete sich und that es. Am andern Tag kam der Teufel wieder, aber sie hatte auf ihre Hände geweint und sie waren ganz rein. Da konnte ihr der Teufel wiederum nicht nahen. Wüthend sprach er zum Müller: „hau ihr die Hände ab, damit ich ihr etwas anhaben kann.“ Der Müller aber entsetzte sich und antwortete: „wie könnt' ich meinem Kinde die

Hände abhauen!" Da drohte ihm der Böse und sprach: „wo du es nicht thust, so bist du mein und ich hab dich selber." Nun ward dem Vater Angst und er versprach dem Teufel zu gehorchen. Darnach ging er zu dem Mädchen und sagte: „mein Kind, wenn ich dir nicht beide Hände abhaue, so führt mich der Teufel fort, und in der Angst hab ichs ihm versprochen, ich bitte dich um Verzeihung." Sie antwortete: „Vater, macht mit mir, was ihr wollt, ich bin euer Kind." Darauf legte sie beide Hände hin und ließ sie sich abhauen. Zum drittenmal kam der Teufel, aber sie hatte so lange und viel auf die Stümpfe geweint, daß sie doch ganz rein war; und er mußte weichen und hatte alles Recht an ihr verloren.

Nun sprach der Müller: „ich habe so großes Gut durch dich gewonnen, ich will dich Zeitlebens aufs köstlichste halten." Aber sie antwortete: „hier kann ich nicht bleiben, ich will fortgehen; mitleidige Menschen werden mir schon so viel geben, als ich brauche." Darauf ließ sie sich die verstümmelten Arme auf den Rücken binden und mit Sonnenaufgang ging sie fort und ging den ganzen Tag bis es Nacht ward. Da kam sie zu einem königlichen Garten und beim Mondschimmer sah sie, daß schöne Bäume voll Früchte darin standen, aber es war ein Wasser darum. Und weil sie den ganzen Tag nichts genossen hatte und so hungrig war, dachte sie, ach wäre ich darin, damit ich etwas von den Früchten aße, sonst muß ich verschmachten. Da kniete sie nieder, rief Gott den Herrn an und betete. Auf einmal kam ein Engel, der machte eine Schleiße in dem Wasser zu, so daß der

Gra:

Graben trocken warb und sie hindurch gehen konnte. Nun ging sie in den Garten und der Engel ging mit ihr. Sie sah einen Baum mit Obst, das waren schöne Birnen, aber sie waren alle gezählt. Da trat sie hinzu und aß eine mit dem Munde vom Baum ab, ihren Hunger zu stillen. Der Gärtner sah es mit an, weil aber der Engel dabei stand, fürchtete er sich und meinte, es war ein Geist und hatte nicht gerufen, auch nichts gesagt. Als sie aber die Birne gegessen, war sie satt davon und versteckte sich in das Gebüsch. Der König, dem der Garten gehörte, kam am andern Morgen herab, da zählte er und sah, daß eine der Birnen fehlte und fragte den Gärtner, wo sie hin wäre? sie liege nicht unter dem Baum und sey doch weg. Da antwortete der Gärtner: „in dieser Nacht kam ein Geist herein, der hatte keine Hände und aß eine mit dem Munde ab.“ Der König sprach: „wie ist der Geist über das Wasser hereingekommen, und wo ist er hingegangen?“ Der Gärtner antwortete: „es kam einer im schneeweißen Kleide vom Himmel, der hat die Schleuße vorgezogen und das Wasser gehemmt; und weil das ein Engel muß gewesen seyn, habe ich mich gefürchtet, nicht gefragt und nicht gerufen. Darnach ist der Geist wieder zurückgegangen.“ Der König sprach: „künftige Nacht will ich bei dir wachen.“

Als es nun dunkel ward, kam der König in den Garten und hatte einen Priester mitgebracht, der sollte den Geist anreden. Sie setzten sich alle drei unter den Baum und gaben acht. Um Mitternacht kam sie aus dem Gebüsch gekrochen, trat zu dem Baum und aß mit dem Munde wieder eine Birne ab. Neben

Kindermärchen I. E

ihr stand der Engel im weißen Kleide. Da ging der Priester hervor und sprach: „bist du von Gott oder der Welt gekommen? bist du ein Geist oder ein Mensch?“ „Nein, antwortete sie, ich bin kein Geist, sondern ein armer Mensch, von allen verlassen nur von Gott nicht.“ Der König sprach: „wenn du von aller Welt verlassen bist, so will ich dich nicht verlassen.“ Darauf nahm er sie mit in sein Schloß, ließ ihr silberne Hände machen, und weil sie so schön und fromm war, liebte er sie von Herzen und nahm sie zu seiner Gemahlin.

Nach einem Jahre mußte der König über Geld ziehen, da befahl er seiner Mutter die Königin und sprach: „wenn sie ins Kindbett kommt, so haltet und verpflegt sie wohl und schreibt mir eilig.“ Nun gebahr sie einen schönen Sohn, da schrieb es die alte Mutter eilig und meldete ihm die frohe Nachricht. Der Bote aber ruhte unterwegs an einem Bach und schlief ein, da kam der Teufel, welcher der frommen Königin immer zu Schaden trachtete und vertauschte den Brief mit einem andern, darin stand, daß die Königin einen Wechselbalg zur Welt gebracht hätte. Als der König den Brief las, erschrak er und betrüßte sich sehr, doch schrieb er zur Antwort, sie sollten die Königin wohl halten und pflegen, bis zu seiner Rückkunft. Der Bote ging mit dem Brief heim, ruhte an der nämlichen Stelle und schlief wieder ein, da kam der Teufel abermals und legte ihm einen andern Brief in seine Tasche, darin stand, sie sollten die Königin mit ihrem Kind tödten. Als die alte Mutter den Brief erhielt, erschrak sie heftig und schrieb dem König noch einmal

dasselbe, aber sie bekam keine andere Antwort, da der Teufel dem schlafenden Boten jedesmal einen falschen Brief untergeschoben hatte und in dem letzten Brief des Königs stand noch, sie sollten zum Wahrzeichen der Königin Zunge und Augen aufheben.

Aber die alte Mutter weinte, daß so unschuldig Blut sollte vergossen werden, ließ in der Nacht eine Hirschkuh holen und schlachten, und schnitt ihr Zunge und Augen aus und hob sie auf. Dann sprach sie zur Königin: „ich kann dich nicht tödten lassen, aber länger darfst du nicht hier bleiben, geh mit deinem Kinde in die Welt hinein und komm nimmer wieder hierher.“ Darauf band sie ihr das Kind auf den Rücken, und die arme Frau ging mit weinigen Augen fort in einen großen wilden Wald. Da setzte sie sich auf ihre Knie und betete zu Gott und der Engel des Herrn erschien ihr und führte sie zu einem kleinen Haus, daran war ein Schildchen mit den Worten: „hier wohnt jeder frei.“ Aus dem Haus kam eine schneeweiße Jungfrau, die sprach: „willkommen Frau Königin!“ und führte sie hinein. Da band sie ihr den kleinen Knaben vom Rücken und hielt ihn an ihre Brust, damit er trank, und legte ihn dann auf ein schönes gemachtes Bettlein. Da sprach die arme Frau: „woher weißt du, daß ich eine Königin war?“ die weiße Jungfrau antwortete: „ich bin ein Engel von Gott gesandt, dich und dein Kind zu verpflegen.“ Da blieb sie in dem Haus sieben Jahre, und war wohl verpflegt, und durch Gottes Gnade wegen ihrer Frömmigkeit wuchsen ihr die abgehauenen Hände wieder.

Der König aber, als er nach Haus gekommen war, wollte

seine Frau mit dem Kinde sehen; da fing die alte Mutter an zu weinen und sprach: „du böser Mann, was hast du mir geschrieben, daß ich die zwei unschuldige Seelen ums Leben bringen sollte!“ und zeigte ihm die beiden Briefe, die der Böse verfälscht hatte und sprach weiter: „ich habe gethan, wie du befohlen hast“ und wies ihm die Wahrzeichen, Zunge und Augen. Da fing der König an, noch viel bitterlicher zu weinen über seine arme Frau und sein Edhlein, daß es die alte Mutter erbarmte und sie sagte: „gieb dich zufrieden, sie lebt noch: ich habe eine Hirschkuh heimlich schlachten lassen und von der die Wahrzeichen genommen, deiner Frau aber habe ich ihr Kind auf den Rücken gebunden und sie geheißsen in die weite Welt gehen, und sie hat versprochen müssen, nicht wieder hierher zu kommen, weil du so zornig über sie wärst.“ Da sprach der König: „ich will gehen, so weit der Himmel blau ist und nicht essen und nicht trinken bis ich meine liebe Frau und mein Kind wiedergefunden habe, wenn sie nicht Hungers gestorben sind.“ Darauf zog er umher, an die sieben Jahre lang und suchte sie in allen Steinkluppen, aber er fand sie nicht, und dachte, sie wäre verschmachtet. Er aß nicht und trank nicht in dieser ganzen Zeit, aber Gott erhielt ihn. Endlich fand er in dem großen Wald das kleine Häuschen, daran das Schildchen war mit den Worten: „hier wohnt jeder frei.“ Da kam die weiße Jungfrau heraus, nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinein und sprach: „seyd willkommen Herr König!“ und fragte ihn, wo er herkäme. Er antwortete: „ich bin bald sieben Jahre herum gezogen und suche meine Frau mit ih-

rem Kinde, ich kann sie aber nicht finden; sie mögen wohl verschmachtet seyn!“ Der Engel bot ihm zu essen und zu trinken an, er nahm es aber nicht und wollte nur ein wenig ruhen; da legte er sich schlafen und deckte sein Tuch über das Gesicht.

Darauf ging der Engel in die Kammer, wo die Königin mit ihrem Sohne saß, den sie gewöhnlich Schmerzenreich nannte, und sprach zu ihr: „geh heraus mit sammt deinem Kinde, dein Gemahl ist gekommen.“ Da ging sie hin, wo er lag und das Tuch fiel ihm vom Angesicht; da sprach sie: „Schmerzenreich, heb deinem Vater das Tuch auf und deck ihm sein Gesicht wieder zu.“ Und er hob es auf und deckte es wieder über sein Gesicht. Das hörte der König im Schlummer, und ließ das Tuch noch einmal gerne fallen. Da sprach sie wiederum: „Schmerzenreich, heb deinem Vater das Tuch auf und deck ihm sein Gesicht wieder zu.“ Da ward das Knäbchen ungeduldig und sagte: „liebe Mutter, wie kann ich meinem Vater das Gesicht zudecken, ich habe ja auf der Welt keinen Vater. Ich habe das Beten gelernt: unser Vater der du bist im Himmel! da hast du gesagt, mein Vater war im Himmel und wäre der liebe Gott: wie soll ich einen so wilden Mann kennen? der ist mein Vater nicht!“ Nun richtete sich der König auf und fragte, wer sie wäre. Da sagte sie: „ich bin deine Frau und das ist dein Sohn Schmerzenreich.“ Und er sah ihre lebendigen Hände, und sprach: „meine Frau hatte silberne Hände.“ Sie antwortete: „die natürlichen Hände hat mir Gott wieder wachsen lassen“ und der Engel ging in die Kammer, holte die silbernen und zeigte sie ihm. Da sah

er erst gewiß, daß das seine liebe Frau und sein liebes Kind war, und küßte sie und war von Herzen froh. Da speiste sie der Engel Gottes noch einmal zusammen und da gingen sie nach Haus zu seiner alten Mutter, da war große Freude überall und der König und die Königin hielten noch einmal Hochzeit, und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.

32.

Der gescheidte Hans.

Hansens Mutter spricht: „wohin Hans?“ Hans antwortet: „zur Grethel.“ — „Mach's gut, Hans“ — „Schon gut machen, Abies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“ —

Grethel schenkt dem Hans eine Nadel, Hans spricht: „Abies, Grethel.“ — „Abies, Hans.“ — Hans nimmt die Nadel und steckt sie in einen Heuwagen und geht hinterher nach Haus. „Guten Abend, Mutter.“ — Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat sie dir gegeben?“ — „Nadel gegeben.“ — „Wo hast du die Nadel, Hans.“ — „In Heuwagen gesteckt.“ — „Das hast du dumm gemacht, mußt's an Kermel stecken.“ — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Mach's gut, Hans.“ —

„Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel schenkt dem Hans ein Messer. „Adies, Grethel“ — „Adies, Hans.“ — Hans nimmt das Messer, steckt's an den Ärmel und geht nach Haus. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat sie dir gegeben?“ — „Messer gegeben.“ — „Wo hast du das Messer, Hans?“ — „An den Ärmel gesteckt.“ — „Das hast du dumm gemacht, mußt's in die Tasche stecken.“ — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Mach's gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel schenkt dem Hans eine junge Ziege. „Adies Grethel“ — „Adies, Hans.“ Hans nimmt die Ziege bindet ihr die Beine und steckt sie in die Tasche; wie er nach Haus kommt, ist sie erstickt. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat sie dir gegeben?“ — „Ziege gegeben.“ — „Wo hast du die Ziege, Hans?“ — „In die Tasche gesteckt.“ — „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußt's an ein Seil binden.“ — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Mach's gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „Guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“ —

Grethel schenkt dem Hans ein Stück Speck. Hans bindet den Speck an ein Seil und schleift's hinter sich, die Hunde kommen und fressen es ab, wie er nach Haus kommt, ist das Seil leer. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat sie dir gegeben?“ — „Stück Speck gegeben?“ — „Wo hast du den Speck, Hans?“ — „Ans Seil gebunden, heim geführt, fort gewesen.“ — „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußt's auf dem Kopf tragen.“ — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Mach's gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ —

Grethel schenkt dem Hans ein Kalb, Hans setzt es auf den Kopf, und es zertritt ihm das Gesicht. — „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat sie dir gegeben?“ — „Kalb gegeben.“ — „Wo hast du das Kalb, Hans?“ — „Auf den Kopf gesetzt, Gesicht zertreten.“ — „Das hast du dumm ge-

macht, Hans, mußt's leiten und an die Raufe stellen." — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Mach's gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Abies, Mutter.“ — „Guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel sagt: „ich will mit dir gehen.“ Hans bindet die Grethel an ein Seil, leitet sie, führt sie vor die Raufe und knüpft sie fest. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans: wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hat sie dir gegeben?“ — „Grethel mitgegangen.“ — „Wo hast du die Grethel?“ — „Geleitet, vor die Raufe geknüpft, Gras vorgeworfen.“ — „Das hast du dumm gemacht, mußt ihr die Augen freundlich zuwerfen.“ — „Thut nichts, besser machen.“

Hans geht in den Stall, sieht allen Kälbern und Schafen die Augen aus, und wirft sie der Grethel ins Gesicht; da wird Grethel böse, reißt sich los, und läuft fort und ist Hansens Braut gewesen.

33.

Die drei Sprachen

In der Schweiz lebte einmal ein alter Graf, und hatte nur einen einzigen Sohn, aber der war dumm und konnte nichts lernen. Da sprach der Vater: „hör mein Sohn, ich bringe

nichts in deinen Kopf, ich mag es anfangen, wie ich will, du sollst mir fort, damit berühmte Meister es mit dir versuchen.“ Nun ward der Junge in eine fremde Stadt geschickt, und blieb bei den Meistern ein ganzes Jahr. Nach Verlauf desselben kam er wieder heim, da fragte ihn der Vater: „nun, was hast du gelernt?“ Der Sohn antwortete: „Vater, ich habe gelernt, was die Hunde bellen.“ „Das Gott erbarm! sprach der Vater, das ist alles, was du gelernt hast! nun sollst du in eine andere Stadt, zu andern Meistern.“ Der Junge ward hingebraht und blieb wieder ein ganzes Jahr; als er darnach zurück kam, sprach der Vater: „nun, was hast du gelernt?“ Der Sohn antwortete: „Vater, ich habe gelernt, was die Vögli sprechen.“ Da ward der Vater zornig und rief: „o du verlornen Mensch! hast die kostbare Zeit wieder zugebracht und nichts gelernt, und schämst dich nicht mir vor die Augen zu kommen? nun schick ich dich zum drittenmal zu andern Meistern, aber lernst du diesmal nichts, so will ich dein Vater nicht mehr seyn.“ Da ward der Sohn wieder in eine andere Stadt zu den Meistern gebracht und blieb das ganze Jahr da; als er nach Haus kam, fragte der Vater: „nun, was hast du gelernt?“ „Lieber Vater, antwortete er, ich habe dieses Jahr gelernt, was die Frösche quacken.“ Da ward der Vater ganz zornig, sprang auf, rief seine Leute und sagte: „dieser Mensch ist mein Sohn nicht mehr, ich stoße ihn von mir und gebiet euch, ihn hinaus in den Wald zu führen und zu tödten.“ Sie nahmen ihn und führten ihn hinaus, aber als sie ihn tödten sollten, konnten sie nicht vor Mitleiden und ließen ihn ge-

hen, und schnitten einem Hühn Augen und Zunge aus, damit sie dem Alten die Wahrzeichen bringen konnten.

Der Jüngling wanderte fort und kam nach einiger Zeit zu einer Burg, da bat er um Nachtherberge. „Ja, sagte der Burgherr, wenn du da unten in dem alten Thurm übernachten willst, so geh hin, aber er ist lebensgefährlich, denn er ist voll wilder Hunde, die bellen und heulen in einem fort und müssen zu gewissen Stunden einen Menschen ausgeliefert haben, den sie gleich verzehren.“ Darüber war aber die ganze Gegend umher in Trauer und Leid, und konnte doch niemand helfen. Der Jüngling sprach: „laßt mich nur hinab zu den bellenden Hunden, und gebt mir etwas, das ich ihnen vorwerfen kann, mir sollen sie nichts thun.“ Weil er es nun selber nicht anders wollte, so gaben sie ihm etwas Essen für die wilden Thiere und führten ihn hinab zu dem Thurm. Und als er hineintrat, wedelten die Hunde freundlich um ihn herum und krümmten ihm kein Händchen, sondern aßen, was er ihnen hinsetzte. Am andern Morgen kam er zu jedermanns Erstaunen gesund und unverfehrt wieder heraus, und sagte zum Burgherrn. „Die Hunde haben mir in ihrer Sprache offenbart, warum sie da hausen und dem Lande schaden: sie sind verwünscht, so lang einen großen Schatz im Thurme zu hüten, bis dieser gehoben ist, dann kommen sie zur Ruhe. Ich habe auch aus ihren Reden vernommen, auf was Art und Weise dieß geschehen muß.“ Bei diesen Worten war allgemeine Freude und der Burgherr sprach: „wenn du mir den Schatz glücklich hebst, so soll meine Tochter deine Braut seyn.“ Da un-

ternahm es der Jüngling und hob den großen Schatz, worauf die wilden Hunde verschwanden. Nun ward ihm die schöne Jungfrau angetraut und sie lebten vergnügt zusammen.

Ueber eine Zeit setzte er sich mit ihr in einen Wagen und wollte nach Rom fahren; auf dem Weg kamen sie an einem Sumpf vorbei, in welchem Frösche saßen und quackten. Der junge Graf verstand was sie sprachen und war ganz nachdenklich und traurig, sagte aber die Ursache seiner Traurigkeit nicht. Endlich gelangten sie in Rom an, da war gerade der Papst gestorben und unter den Cardinälen großer Zweifel, wem sie zum Nachfolger bestimmen sollten. Sie wurden zuletzt einig, derjenige, an dem sich ein göttliches Wunderzeichen offenbaren würde, sollte zum Papst erwählt werden. Und als sie das eben beschlossen, in demselben Augenblick trat der junge Graf in die Kirche und plötzlich flogen zwei schneeweiße Tauben auf jede seiner Schultern und blickten da sitzen. Wie das die Geistlichkeit sah, erkannte sie das Zeichen Gottes und frug ihn auf der Stelle, ob er ihr Papst werden wolle? er war unschlüssig und wußte nicht, ob er dessen würdig sey, aber die Tauben redeten ihm zu, daß er es thun mögte und er antwortete: ja! Da wurde er gesalbt und geweiht und so war eingetroffen, was ihm die Frösche unterwegs gesagt hatten, und worüber er so bestürzt geworden, daß er der heilige Papst werden sollte. Darauf mußte er eine Messe singen und wußte kein Wort davon, aber die zwei Tauben saßen ihm stets auf den Schultern und redeten ihm jedes Wort in das Ohr, das er zu sagen hatte.

Die fluge Else.

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die fluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „wir wollen sie heirathen lassen.“ „Ja, sagte die Mutter, wenn nur einer käme, der sie haben wollte.“ Endlich kam von weither einer, der hieß Hans und hielt um sie an, unter der Bedingung, daß die fluge Else auch recht gescheidt wäre. „O, sprach der Vater, die hat Zwirn im Kopf“ und die Mutter sagte: „ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten.“ „Ja, sprach der Hans, wenn sie nicht recht gescheidt ist, so nehm ich sie nicht.“ Als sie nun zu Tisch saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else geh in den Keller und hol Bier.“ Da nahm die Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Faß, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht weh thäte und unverhofften Schaden nähme. Dann that sie die Kanne vor sich, und drehte den Hahn auf und während der Zeit, daß das Bier hinein lief, wollte sie doch ihre Augen nicht müßig lassen, und sah oben an die Wand hinauf, und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhacke gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen. Da fing die fluge Else an zu weinen und sprach: „wenn ich den Hans kriege und wir

kriegen ein Kind und das ist groß und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's todt!"

Da blieb sie sitzen, und weinte aus Jammer über das bevorstehende Unglück. Die oben saßen, warteten auf den Trunk, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt.“ Die Magd ging und fand sie vor dem Faß sitzend, und laut schreiend. „Else was weinst du?“ fragte die Magd. „Ach, antwortete sie, soll ich nicht weinen! wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's todt.“ Da sprach die Magd: „was haben wir für eine kluge Else!“ setzte sich zu ihr und fing auch an, über das Unglück zu weinen. Ueber eine Weile, als die Magd nicht wiederkam und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: „geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleibt.“ Der Knecht ging hinab, da saß die kluge Else und die Magd und weinten beide zusammen, da fragte er: „was weint ihr denn?“ „Ach, sprach die Else: soll ich nicht weinen! wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's todt.“ Da sprach der Knecht: „was haben wir für eine kluge Else!“ setzte sich zu ihr und fing auch an, laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht, als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur

Frau: „geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt.“ Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Ursache, da erzählte ihr die Else auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke todtgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen sollte, und die Kreuzhacke fiele herab. Da sprach die Mutter gleichfalls: „ach, was haben wir für eine kluge Else!“ setzte sich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete auch ein Weilchen, als aber seine Frau nicht wieder kam und sein Durst immer stärker ward, sprach er: „ich muß nur selber in den Keller gehn und sehen, wo die Else bleibt.“ Als er aber in den Keller kam, und alle da bei einander saßen und weinten und er die Ursache hörte, daß das Kind der Else schuld wäre, daß sie vielleicht einmal zur Welt brächte und von der Kreuzhacke könnte todtgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herab fiel, darunter säße Bier zu zapfen, da rief er: „was für eine kluge Else!“ setzte sich hin und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein, da niemand wiederkommen wollte, dachte er, sie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und sehen was sie vorhaben. Als er hinab kam, saßen da fünfse und schrien und jammerten ganz erbärmlich, einer immer besser als der andere. „Ei, was für ein Unglück ist denn geschehen?“ fragte er. „Ach, lieber Hans, sprach die Else, wann wir einander heirathen und haben ein Kind und es ist groß und wir schiffens vielleicht hierher Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhacke die da oben ist stecken geblieben, wenn sie herabfallen

sollte, den Kopf zerschlagen, daß es liegen bleibt: sollen wir da nicht weinen?" „Nun sprach Hans, mehr Verstand ist nicht nöthig, weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben," packte sie bei der Hand und nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie der Hans eine Weil hatte, sprach er: „Frau, ich will ausgehen arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid das Korn, daß wir Brot haben.“ „Ja, mein lieber Hans, das will ich thun.“ Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei, und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst: „was thu ich? schneid ich ehr oder eß ich ehr? hei! ich will erst essen!“ „Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus und als sie dick satt war, sprach sie wieder: „was thu ich? schneid ich ehr, oder schlaf ich ehr? hei! ich will erst schlafen!“ Da legte sie sich ins Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Haus, aber die Else wollte nicht kommen, da sprach er: „was hab ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Haus kommt und ißt.“ Als sie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte, aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte Hans geschwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen, und hängte es um sie herum, und sie schlief noch immer fort. Dann lief er heim, setzte sich auf seinen Stuhl und schloß die Hausthüre zu. Endlich erwachte die kluge Else, wie es schon ganz dunkel war und als sie aufstand, ruppelte es um sie herum,
bei

bei jedem Schritt den sie that. Da erschrak sie und ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Else wäre und sprach: „bin ichs, oder bin ichs nicht?“ Sie wußte aber nicht, was sie darauf antworten sollte und stand eine Zeitlang zweifelhaft, endlich dachte sie: „ich will nach Haus gehen und fragen, ob ichs bin oder nicht, die werdens ja wissen.“ Da lief sie vor ihre Hausthüre, die war verschlossen, also klopfte sie an das Fenster und rief: „Hans, ist die Else drinnen?“ „Ja, antwortete der Hans, sie ist drinnen.“ Da war sie erschrocken und sprach: „Ach Gott! dann bin ichs nicht!“ und ging vor eine andere Thür, aber als die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen und so gings ihr überall, da lief sie fort zum Dorf hinaus.

35.

Der Schneider im Himmel.

Es trug sich zu, daß ein Schneider starb, der lahm war und deshalb vor den Himmel nicht gegangen, sondern gehinkt kam. Er klopfte an die Pforte, der heil. Petrus aber, der dabei die Wache hat, wollte sie nicht gleich aufthun, sondern fragte: „wer klopft?“ „Ein armer, ehrlicher Schneider bittet um Einlaß.“ „Ja, ehrlich, wie der Dieb am Galgen, sprach der heil. Petrus, du hast lange Fingern gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickelt. Geh in die Hölle, wo du das Geflohlne doch hingeworfen hast, in den Himmel kommst du nicht.“ „Ach du barmherziger Gott! rief das Schneiderlein, ich hinke und habe von dem Weg daher Blasen am

Kindermäuschen L.

W

den Füßen, ich kann nicht wieder umkehren. Laßt mich doch in den Himmel ein, ich will gern hinter dem Ofen sitzen und die schlechte Arbeit thun, ich will die kleinen Kinder halten und reinigen, die Windeln waschen, die Bänke, darauf sie gespielt haben, abwischen und säubern, laßt mich nur ein.“ Der heil. Petrus war mitleidig, ließ sich erweichen, und machte dem Schneiderlein die Himmels- pforte so weit auf, daß es hereinschlüpfen konnte.

Das geschah etwa um Mittag, als der Herr gerade mit den Erzengeln und dem himmlischen Heer in den Garten gehen und sich erlustigen wollte. Da befahl er dem Schneider, dieweil niemand zugegen wäre, den Himmel in Ordnung zu halten, und zu achten, daß nicht jemand käme und etwas hinaustrüge. „Ja, sprach der Schneider, soll alles gar wohl besorgt werden.“ Als sie nun fortgegangen waren, besah der Schneider alle Gelegenheit im Himmel und stieg zuletzt vollends auf den Stuhl des Herrn, von welchem herab man alles sehen kann, was auf dem ganzen Erdr- reich geschieht. Da sah er unten auf der Welt ein altes, wüstes Weib bei einem Bache stehen und waschen und sah, wie es heim- lich zwei Frauenschleier wegthat und stahl. Und ob er nun gleich im Leben mit dieser Arbeit sich oft abgegeben und der heil. Pe- trus ihm deshalb den Eingang zum Himmel fast versagt hatte, so gerieth er doch in einen solchen Zorn, daß er des Herrn Sche- mel, der vor dem Stuhl stand, erwischte, und ihn der alten Die- bin hinab in die Rippen warf, daß sie umfiel. Das Weib er- schrak, wußte nicht, welcher Teufel nach ihr geworfen, lief heim

und ließ die Schleier liegen, welche nun wieder an die Eigenthümerin kamen.

Als der Herr und Meister mit dem himmlischen Heere zurück kam, sah er, daß vor seinem Stuhl der Schemel mangelte und fragte den Schneider, wer ihn weggethan hätte. „O Herr, antwortete er ganz freudig, ich hab ihn nach einem alten Weib geworfen, das sah ich unten auf Erden waschen und zwei Schleier stehlen.“ Da sprach der Herr: „mein lieber Sohn, wollt ich richten, wie du richtest, wie meinst du, daß es dir schon längst ergangen wäre? ich hätte auch schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, sondern alles nach den Sündern hinab geworfen. Fortan kannst du aber nicht mehr im Himmel bleiben, sondern mußt wieder hinaus vor das Thor, da sieh zu, wo du hinkommst, hierinnen soll niemand strafen, denn ich, der Herr.“

Da mußte der heil. Petrus den Schneider wieder hinaus bringen vor das Himmelsthor, und weil er zerrissene Schuhe hatte und die Füße voll Blasen, nahm er einen Stecken in die Hand und zog nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten saßen und sich lustig machten.

36.

**Tischchen deck dich, Goldesel und Knüttel aus
dem Sack.**

Es war ein Schneider, der hatte drei Söhne und nur eine Ziege, die alle zusammen mit ihrer Milch ernähren mußte. „Da-

für soll sie auch ihr gutes Futter haben, sagte der Schneider, und jeden Tag auf die Weide geführt werden." Nun mußten sie die Edhne nach der Reihe hinausführen. Der älteste brachte sie auf den Kirchhof, wo schöne Kräuter standen und ließ sie da herum springen und fressen. Abends, als er mit ihr heim wollte, sprach er: „Ziege, bist du satt?“ die Ziege antwortete:

„ich bin so satt,

ich mag kein Blatt, meh! meh!“

„So komm nach Haus“ sprach der Junge, faßte sie am Strick. Men und führte sie heim in den Stall und band sie fest. „Nun, sagte der alte Schneider, hat die Ziege ihr Futter?“ „D, sprach der Sohn, sie ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Vater wollte aber selbst nachsehen, ging in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Da antwortete das Thier:

„Wovon sollt ich satt sein?

ich sprang nur über Gräbelein

und fand kein einzig Blättlein: meh! meh!“

Der Schneider ward zornig, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „ei du Lügner, was hast du meine Ziege hungern lassen?“ nahm seinen Stock von der Wand und jagte ihn hinaus. Am andern Tag war die Reihe am zweiten, der führte die Ziege auch unter lauter gute Kräuter, die fraß sie alle rein ab. Abends als er heim wollte, sprach er: „Ziege bist du satt?“ die Ziege antwortete:

„ich bin so satt,

ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, zog sie heim und band sie fest. „Nun, fragte der alte Schneider, hat die Ziege ihr Futter?“ „D, antwortete der Sohn, die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der alte Schneider aber wollte selbst nachsehen, ging hinab und fragte: „Ziege bist du auch satt?“ das Thier antwortete:

„wovon sollt ich satt sein?

ich sprang nur über Gräbelein

und fand kein einzig Blättlein: meh! meh!“

„O der Bösewicht!“ schrie der Schneider, so ein frommes Thier hungern zu lassen!“ lief hinauf, nahm den Stock und schlug den Jungen zur Hausthüre hinaus. Die Reihe kam an den dritten, der wollte sich versehen und suchte der Ziege, das saftigste Futter von der Welt aus; Abends als er heim wollte, fragte er: „Ziege bist du auch satt?“ Sie antwortete:

„ich bin so satt,

ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus,“ sagte der Junge und führte sie in den Stall und band sie an. „Nun, sagte der Vater, hat die Ziege endlich ihr Futter?“ „D, sprach der Sohn, die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der alte Schneider aber wollte nicht trauen, ging hinab und fragte: „Ziege bist du auch satt?“ Das kochhafte Thier sprach:

„wie sollt ich satt sein?

Ich sprang nur über Gräbelein

und fand kein einzig Blättlein: meh! meh!“

„Wart du Lügenbart! rief der Schneider im größten Zorn, willst du mich zum Narren haben!“ sprang mit einem rothen Gesicht hinauf nach seinem Stock, und jagte auch den jüngsten Sohn fort. Nun war er mit seiner Ziege ganz allein, am andern Morgen sprach er zu ihr: „Komm, liebes Thierlein, ich will dich zur Weide führen,“ nahm es am Strick und brachte es an grüne Hecken und unter Schafrippe und was die Ziegen sonst gern haben und ließ sie weiden bis zum Abend. Da sprach er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete.

„Ich bin so satt,

ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So Komm nach Haus“ sprach der Schneider, brachte sie in den Stall und band sie fest. „Nun bist du doch einmal satt!“ sprach er beim Fortgehen; die Ziege aber machte es ihm nicht besser und rief:

„wie sollt ich satt sein?

Ich sprang nur über Gräbelein

und fand kein einzig Blättlein: meh! meh!“

Als der Schneider das hörte, stugte er und sah wohl, daß er seine drei Kinder unschuldig verstoßen hatte: „wart, rief er, du gottloses, undankbares Geschöpf, du sollst dich nicht mehr unter ehrlichen Menschen sehen lassen!“ sprang hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor ihn so glatt, wie seine flache Hand; darauf nahm er die Peitsche und jagte sie hinaus.

Nun war der Schneider traurig, daß er so ganz allein sein

Leben zubringen mußte, und hätte gern seine Söhne wieder zu sich genommen, aber niemand wußte wo sie hingerathen waren. Der älteste war aber zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, lernte fleißig und unverbroffen und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, gab ihm der Meister ein Tischchen, das sah gar nicht sonderlich aus und war von ganz gewöhnlichem Holz, aber wenn mans hinstellte und sprach: „Tischchen deck dich!“ ja, da wars auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller mit Messer und Gabel und auf Schüsseln Gesottenes und Gebratenes, so viel nur Platz hatte, und ein groß Glas mit rothem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Nun dachte der junge Gesell, du hast genug für dein Lebtag, zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirthshaus gut oder schlecht war, und hatte er Lust, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald oder auf einer Wiese, wo er war, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „deck dich!“ so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich dachte er, du mußt doch deinen Vater wieder sehen, der wird dich mit dem Tischchen gern aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg Abends in ein Wirthshaus kam, darin viel Gäste saßen, die hießen ihn willkommen und sprachen, so er was haben wollte, sollte er sich zu ihnen setzen. „Nein, antwortete der Schreiner, ich will euch die paar Bissen nicht von dem Mund wegnehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein.“ Sie meinten er trieb seinen Spaß, aber er stellte sein hölzernes Tischlein mitten in die Stube und

sprach: „Tischchen deck dich!“ Da wars alsbald mit Speisen besetzt, die der Wirth gar nicht hätte herbeischaffen können und wovon der Geruch den Gästen gar lieblich in die Nase stieg. „Ei, ist's so gemeint, sprachen sie, so wollen wir zulangen, rückten heran, zogen ihre Messer und ließen sich's wohlschmecken, denn wenn eine Schüssel abgenommen war, stellte sich eine andere von selbst an den leeren Platz. So waren sie mit dem Gesellen guter Dinge, der Wirth aber stand in einer Ecke und sah zu und wußte nicht was er davon denken sollte, sprach aber für sich: „so einen Koch könnte ich bei der Wirthschaft wohl brauchen.“ Als es spät ward, legten sich die Gäste nach einander schlafen, und der junge Gesell war auch zu Bett gegangen und hatte sein Wunschtischchen in eine Ecke gestellt. Um Mitternacht aber machte sich der Wirth auf, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe, ging in seine Kumpelkammer, holte ein altes Tischchen, das gerade so aussah, wie das Tischchen deck dich, stellte das in die Ecke und vertauschte es mit dem guten. Am andern Morgen zahlte der Geselle das Schlafgeld, nahm sein Tischchen aus der Ecke mit, dachte gar nicht, daß er ein falsches hätte und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der freute sich von Herzen, als er ihn wieder sah und sprach: „nun mein Sohn, was hast du gelernt?“ „Vater, antwortete er, ich bin ein Schreiner geworden.“ „Was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?“ sagte der Alte. „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen da.“ Der Schneider sah es an und sah, daß es ein altes, schlechtes Tischchen war, aber der Sohn sprach: „Vater,

es ist ein Tischchen deck dich; wenn ich das hinstelle und sag ihm es sollt sich decken, so stehen auch die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut; labet nur alle Verwandten ein, damit sie sich erquicken und erlaben können, denn das Tischchen macht sie alle satt.“ Als nun alle Verwandten beisammen waren, stellte der Geselle sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich!“ aber es ließ sich nichts sehen und es blieb so leer, wie ein anderer Tisch auch, der die Sprache nicht versteht. Da sah der Sohn wohl, daß er ihm gestohlen war, schämte sich, daß er wie ein Lügner da stand, und die Verwandten gingen ungetrunken und ungeessen wieder heim. Der Vater aber mußte fort schneidern, und der Sohn bei einem Meister in die Arbeit gehen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und hatte bei ihm gelernt. Als er nun seine Jahre herum hatte, sprach der Müller: „weil du dich so wohl gehalten hast, so schenk ich dir einen Esel, der zieht aber nicht und trägt auch keine Sacke!“ „Wozu ist er dann nütze?“ fragte der junge Geselle. „Der speit Gold“ antwortete der Müller, wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: „Brieklebrit“ so speit dir das gute Thier Goldstücke aus, hinten und vorn.“ „Das ist eine schöne Sache“ sprach der Geselle, dankte seinem Meister und zog in die Welt. Wo er hinkam, war ihm das beste gut genug, und je theurer, je lieber, denn er konnts bezahlen. Als er sich nun ein wenig in der Welt umgesehen, dachte er, du mußt doch sehen, was dein Vater macht, mit dem Esel wird er dich gern aufnehmen. Nun

trug sich zu, daß er in dasselbe Wirthshaus kam, wo sein Bruder auch gewesen war. Der Wirth wollte ihm seinen Esel abnehmen, aber er sprach: „nein, meinen Grauschimmel, den führ ich selbst in den Stall und bind ihn fest, denn ich muß wissen, wo er steht.“ Darauf fragte er den Wirth, was zu haben wäre und hieß ihn das beste aufzischen.“ Der Wirth machte Augen und dachte: einer, der seinen Esel selbst anbindet, der hat auch nicht viel zu verzehren; als aber der Geselle in die Tasche griff und ihm zwei Goldstücke gab, um dafür einzukaufen, so lief er und suchte das beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit sprach der Geselle: „was bin ich dafür schuldig?“ „Noch ein paar Goldstücke“ antwortete der Wirth; der Gast griff in die Tasche, aber sein Geld war gerade zu Ende, da nahm er das Tischtuch und ging mit hinaus. Der Wirth wußte nicht, was das bedeuten sollte, schlich ihm nach und sah, wie er in den Stall ging und schaute durch ein Astloch in der Thüre. Da breitete der Gesell das Tuch unter den Esel und rief: „Bricklebrit!“ als bald fing das Esel ein an, Gold zu speien von hinten und vorn, daß es ordentlich auf das Tuch niederregnete. „Ei der tausend! sprach der Wirth, so ein Geldbeutel der ist nicht übel!“ Als der Geselle seine Beche bezahlt hatte, legte er sich schlafen, der Wirth aber schlich in der Nacht herab, band einen andern Esel an die Stelle, und führte das Goldeselin in einen andern Stall. Morgens zog der Geselle fort, meinte, er hätte seinen Esel und hatte einen andern. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der freute sich, als er ihn sah und sprach: „mein Sohn, was bist du ge-

worden?" „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Nun was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" „Vater, einen Esel." Sprach der Vater: „Esel giebt's hier auch, wenn's weiter nichts ist." „Ja, sprach der Sohn, es ist aber ein Goldesel, sag ich zu ihm: Bricklebrit! so speit es Gold ein ganzes Tuch voll. Laßt nur alle Verwandte rufen, ich will sie reich machen." Da wurden alle Verwandte berufen und als sie beisammen waren, sprach der Müller: „macht ein wenig Plag" und breitete das beste Tuch auf die Erde, das im Haus war, und dann ging er und zog seinen Esel herein und stellte ihn darauf. Als er nun rief: „Bricklebrit!" und meinte, die Goldstücke sollten in der Stube herumspringen, zeigte sich, daß der Esel nichts davon verstand, denn nicht jeder Esel bringt es so weit. Da machte er ein lang Gesicht, und sah, daß er betrogen war, die Verwandten aber gingen so arm heim, als sie gekommen waren, und er mußte sich wieder bei einem Müller verbinden.

Der dritte Bruber war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen und mußte am längsten lernen. Seine Brüder aber schrieben ihm, wie es ihnen ergangen wäre und wie sie der Wirth noch am letzten Abend um ihre schönen Wunsch-Dinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun wandern wollte, sprach sein Meister zu ihm: „weil du dich so wohl gehalten, so schenk ich dir da einen Sack, darin liegt ein Knüttel." „Den Sack kann ich wohl umhängen, sprach der Geselle, aber was soll ich den Knüttel drin tragen." „Das will ich dir sagen, sprach der Meister, hat dir jemand ein Leid angethan, ruf nur: Knüttel aus dem Sack! so

springt dir der Knüttel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken herum, daß sie acht Tage darnach ruhen müssen und sich nicht regen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du zu ihm sagst: „Knüttel in den Sack!“ Da dankte ihm der Geselle, hing den Sack um und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüttel aus dem Sack!“ da sprang der Knüttel aus dem Sack, und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams auf dem Rücken aus und wartete gar nicht, bis er ihn erst auszog und das ging so geschwind, daß, eh sich einer versah, die Reihe schon an ihm war. Nun kam der Drechsler auch eines Abends in das Wirthshaus, wo seine Brüder bestohlen waren. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch, und erzählte von köstlichen Dingen, die auf der Welt manchmal gefunden würden, als ein Tischchen deck dich, einen Goldesel, das war aber noch alles nichts gegen den Schatz, den er erlangt habe und da in seinem Sack mit sich führe. Der Wirth spigte die Ohren und dachte: was mag das seyn? aller guten Dinge sind drei, das sollte ich billig auch noch haben. Der Gast streckte sich darnach auf die Bank und legte den Sack als Kissen unter den Kopf. Als der Wirth nun meinte, er schlief fest und sonst niemand in der Stube war, ging er herbei und fing an, den Sack vorsichtig zu rücken und daran zu ziehen, ob er ihn vielleicht hervor langen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange auf ihn gewartet, wie nun der Wirth eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief jener: „Knüttel aus dem Sack!“ alsbald fuhr das Knüttelchen her-

aus, dem Wirth auf den Leib und rieb ihm die Nätze, daß es eine Art hatte. Der Wirth fing an, jämmerlich zu schreien und je lauter er schrie, desto besser schlug es ihm den Taft dazu auf dem Rücken, bis er endlich zur Erde fiel. Sprach der Drechsler: „willst du jetzt das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder heraus geben? oder der Tanz geht von neuem an.“ „Ach nein, sprach der Wirth, ich geb alles gern heraus, laßt nur den kleinen Teufel wieder in den Sack kriechen.“ Sprach der Geselle: „diesmal solls geschehen, aber hüt dich vor Schaden!“ dann sprach er: „Knüttel in den Sack!“ und ließ ihn ruhen.

Nun zog der Drechsler am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der freute sich, als er ihn sah und sprach: „nun, was hast du gelernt?“ „Vater, ich bin ein Drechsler geworden.“ „Ein schönes Handwerk; was hast du aber von der Wanderschaft mitgebracht?“ „Vater, einen Knüttel in dem Sack.“ „Ein Knüttel, das ist was rechtes!“ „Ja, aber sag ich: Knüttel aus dem Sack! so springt er heraus und tanzt mit dem, der mir nicht gut ist, und damit hab ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder gewonnen. Laßt nur meine Brüder und alle Verwandten kommen, ich will sie reich machen und speisen und tränken.“ Als sie nun alle beisammen waren, deckte er ein Tuch auf, holte den Esel und sprach: „lieber Bruder, nun sprich mit ihm.“ Da rief der Müller: „Brütlebrit!“ Ei! da sprangen die Goldstücke, daß es klang und hörten nicht eher auf, als bis die Leute alle ihre Taschen angefüllt hatten. Dann holte der Drechsler das Tischchen und

sprach: lieber Bruder, nun sprich zu ihm." Da rief der Schreiner: „Tischchen deck dich!" alsbald war es gedeckt und vollaufbesetzt, nun wurden die Verwandten gespeist und getränkt und gingen vergnügt nach Haus. Der Schneider aber mit seinen drei Söhnen lebte von nun an in Glück und Freude.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die Schuld war, daß die drei Schneiders-Söhne fortgejagt worden? die lief in eine Fuchshöhle; als nun der Fuchs heim kam und in sein Haus schaute, da funkelten ihm aus der Dunkelheit ein paar große Augen entgegen, er erschrak und lief wieder zurück. Der Bär begegnete ihm, und sah, daß der Fuchs ganz verstört war. Da sprach er: „Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?" „Ach, antwortete der rothe, ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglogt!" „Das will ich dir schon heraustreiben," sprach der Bär, ging mit ihm zur Höhle und schaute hinein, als er aber die feurigen Augen sah, kam die Furcht auch über ihn, daß er gleichfalls auszog und vor dem Feind nicht Stich halten wollte. Es begegnete ihm aber die Biene, die merkte, daß er nicht ganz in seiner Lustigkeit war und sprach: „Bär, was machst du ein verdrießlich Gesicht?" „Ja, es sitzt dir auch ein grimmig Thier mit ein paar Glogaugen in des rothen Bruders Haus, das hinauszujaßen sind wir zu schwach." Die Biene sprach: „ich bin ein armes, schwaches Ding, das ihr nicht im Wege anseht, aber ich will doch sehen, ob ich euch helfen kann." Darauf flog sie zu der Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten, geschnittenen Kopf und

stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrie, und wie toll in die Welt hinein lief, und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

37.

Daumesdick.

Es war ein armer Bauersmann, der saß Abends beim Heerd und schürte das Feuer und die Frau saß und spann. Da sprach er: „wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben, es ist so still bei uns und in den andern Häusern ist's so laut und lustig!“ „Ja, antwortete die Frau und seufzte und sprach; wenn's nur ein einziges wäre und wenn's auch ganz klein wäre, nur Daumesdick groß, so wollt ich schon zufrieden seyn, wir hätten's doch von Herzen lieb.“ Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „es ist doch, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind seyn“ und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb wie es in der ersten Stunde gewesen war, doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfang.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen, da sprach er so vor sich hin: „nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.“ „O Da-

ter, rief Daumesdick, das will ich schon ausrichten, der Wagen soll zur bestimmten Zeit im Wald sein." Da lachte der Mann und sprach: „wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das thut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setz mich dem Pferd ins Ohr und sag ihm, wie es gehen soll.“ „Nun, antwortete der Vater, einmal wollen wirs versuchen.“ Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr, darauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, jäh und hoch, hott und har! Nun es ging ganz ordentlich, als wie bei einem Meister und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, daß, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine har! har! rief, zwei fremde Männer daher kamen. „Mein, sprach der eine, was ist das? da fährt ein Wagen und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu und ist doch nicht zu sehen!“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu, sagte der andere, wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und zu dem Platz, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumesdick seinen Vater erblickte rief er ihm zu: „siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“ Der Vater faßte das Pferd mit der linken und holte mit der rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohholm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern bei Seit und sprach: hör, der

der Kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt vor Geld sehen ließen, wir wollen ihn kaufen.“ Sie gingen zu dem Bauer und sprachen: „verkauft uns den kleinen Mann, er solls gut bei uns haben.“ „Nein, antwortete der Vater, mein Herzblatt ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein schön Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst du sitzen?“ sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren wie auf einer Gallerie, und die Gegend betrachten.“ Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen, machten sie sich mit ihm fort. So gingen sie bis es Abend und dämmerig ward, da sprach der Kleine: „hebt mich einmal herunter, es ist nöthig.“ „Bleib nur droben, sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal etwas darauf fallen.“ „Nein, sprach Daumesdick, ich weiß auch, was sich schickt; hebt mich nur geschwind herab.“ Der Mann nahm den Hut ab, und setzte den Kleinen auf einen Ast am Weg, da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich gesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herrn, ihr habt mich gehabt,“ rief er heraus. Sie liefen herbei, stachen mit Stöcken in die Höhlung, aber das

war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück, bald auch war es stichdunkel, so daß sie voll Aerger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unterirdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Dunkelheit so gefährlich gehen, sprach er, wie leicht bricht einer Hals und Bein!“ zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus: „gottlob! da kann ich die Nacht sicher zubringen!“ und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon sprach der eine: „wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?“ „Das könnt ich dir sagen,“ sprach Daumesdick dazwischen. „Was war das! rief der eine Dieb erschrocken, ich hörte jemand sprechen.“ Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder: „nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“ „Wo bist du denn?“ „Sucht nur hier auf der Erde und merkt wo die Stimme herkommt,“ antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du Kleiner Wicht, was willst du uns helfen!“ sprachen sie. „Seht, antwortete er, ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein und reich euch heraus, was ihr haben wollt.“ „Nun, sagten sie, wir wollen sehen, was du kannst.“ Als sie bei dem Pfarrhaus waren, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschrafen und sagten: „so sprich doch leise, damit niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick that, als hätte er

sie nicht verstanden und schrie von neuem: „was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurück gelaufen, endlich faßten sie wieder Muth, dachten, der kleine Kerl will uns necken, kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „nun mach Ernst, und reich uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal so laut er konnte: „ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thüre herein. Die Diebe gingen los und rannten, als wär Feuer hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmden herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen darin gefunden, da wollte er sich ausruhen bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heim gehen. Aber was muß er nicht für andere Dinge erfahren! ja, es giebt viel Trübsal und Noth auf der Welt! die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so

fest, daß er nichts gewahr wurde, und nicht eher aufwachte als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott, rief er, wie bin ich in die Balkmühle gerathen!“ aber er merkte bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und darnach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen, sprach er und bricht keine Sonne hindurch; ein Licht wird auch nicht wohl zu haben seyn!“ Ueberhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst so laut er konnte: „bringt mir kein neu Futter mehr! bringt mir kein neu Futter mehr!“ Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet.“ Der Pfarrer antwortete der Magd: „du bist verrückt!“ ging aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „bringt mir kein neu Futter mehr! bringt mir kein neu Futter mehr!“ Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte es wär ein böser Geist und hieß die Kuh tödten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, aber

das war nicht leicht, endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber, als er eben sein Hauptlein herausstrecken wollte, kam das Unglück von neuem: ein Wolf sprang vorbei und schlang den ganzen Magen mit einem hungrigen Schluck. Daumesdick verlor den Muth nicht; vielleicht, dachte er, läßt der Wolf mit sich reden und rief ihm aus dem Wanste zu: „lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß.“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gasse hinein kriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst,“ und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gasse hinein und fraß in der Vorrathskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Daumesdick hatte eben darauf gerechnet und fing nun an, in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärmen zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du still seyn!“ sprach der Wolf, du weckest die Ecute auf.“ „Ei was, antwortete der Kleine, du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen!“ und fing von neuem an aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschrafen sie und der Mann holte die Art und die Frau die Sense. „Bleib dahinten, sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, wann ich ihm einen Schlag gegeben und er ist noch nicht todt, daß du auf ihn

haut und ihm den Leib zerschneidest.“ Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs!“ Sprach der Vater voll Freuden: „gottlob, unser liebstes Kind hat sich wieder gefunden,“ und hieß die Frau die Sense wegthun, damit es nicht beschädigt würde. Darnach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er todt niederstürzte, dann suchten sie Messer und Scheere, schnitten ihm den Leib auf, und zogen ihr liebes Kind wieder hervor. „Ach, sprach der Vater, was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!“ „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen, gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe.“ „Wo bist du denn all gewesen?“ „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Banst, nun bleib ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich um alle Reichthümer der Welt nicht wieder.“ Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu Essen und Trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn seine waren ihm auf der Reise verborben.

38.

Von der Frau Fuchsin.

I.

Es war einmal ein alter Fuchs mit neun Schwänzen, der wollte sehen, ob ihm seine Frau treu wäre, streckte sich unter die Bank, regte sich nicht und stellte sich mausetodt. Da ging die

Frau Fuchsin hinauf in ihre Kammer, schloß sich ein und ihre Magd, die Rake, saß auf dem Herd und kochte. Als es nun bekannt wurde, daß der alte Fuchs gestorben war, klopfte es an die Hausthür:

„was macht sie, Jungfer Rake?

schläft se oder wacht se?“

Die Rake ging und machte auf: da stand ein junger Fuchs draußen. Sie sprach zu ihm:

„ich schlafe nicht, ich wache,
ich koche warm Bier und Butterlein,
will der Herr mein Gast seyn?“

„Nein, ich bedanke mich, was macht die Frau Fuchsin?“ Die Magd antwortete:

„Sie sitzt auf ihrer Kammer,
beklagt ihren Jammer,
weint ihre Auglein seidenroth,
weil der alte Herr Fuchs ist todt.“

„Sag sie, es wär ein junger Fuchs da, der wollte sie gern freien!“

Da ging die Rake die Tripp die Trapp,
da schlug die Thür, die Klipp die Klapp:

„Frau Fuchsin sind sie da?“ —

„ach ja mein Räkchen ja!“ —

„es ist ein Freier drauß.“

Da sprach die Frau Fuchsin:

„mein Kind, wie sieht er aus?“

hat er denn auch neun so schöne Zwißelschwänze, wie der selige Herr Fuchs?" — „Ach nein, antwortete die Rake, er hat nur einen." — „So will ich ihn nicht haben."

Da ging die Rake hinunter und schickte den Freier fort; bald darauf klopfte es wieder an, und war ein anderer Fuchs vor der Thür, der hatte zwei Schwänze, aber es ging ihm nicht besser, als dem ersten. Darauf kamen noch andere, immer mit einem Schwanz mehr, die alle abgewiesen wurden, bis zuletzt ein Freier erschien, der auch neun Schwänze hatte, wie der alte Herr Fuchs. Als die Wittve das hörte, sprach sie voll Freude zur Rake:

„nun macht mir Thor und Thür auf
und fehr den alten Herrn Fuchs hinaus!"

Als aber eben die Hochzeit angehen sollte, da regte sich der alte Fuchs unter der Bank, sprang hervor, prügelte das ganze Gefinde, und jagte es mit der Frau Füchsin zum Haus hinaus.

II.

Der alte Herr Fuchs war gestorben, da kam als Freier der Wolf vor die Thür und klopfte an:

„guten Tag, Frau Rak von Rehrewiß,
wie kommts, daß sie alleine sitzt?
was macht sie gutes da?"

Rak: „Brock mir Beck und Milch ein,
will der Herr mein Gast seyn?"

Wolf: „Danke schön; Frau Füchsin nicht zu Haus?"

Kage: „Sie sitzt droben in der Kammer,
beweinet ihren Jammer,
beweinet ihre große Noth,
daß der alte Herr Fuchs ist todt.“

Wolf: „Will sie einen andern Mann han,
so soll sie heruntergan.“ —

Die Kage die lief die Trepp hinan,
und ließ ihr Zeilchen rummergan,
bis sie kam vor den langen Saal,
klopft an mit ihren fünf goldenen Ringen:
„Krau Füchsin, ist sie drinnen?
will sie einen andern Mann han,
so soll sie nur heruntergan.“

Die Frau Füchsin fragte: „hat der Herr rothe Höslein an und
ein spiß Mäulchen? „Nein,“ sagte die Kage. „So kann er mir
nicht dienen.“

Als der Wolf abgewiesen war, kam ein Hund, ein Hirsch, ein
Hase, ein Bär, ein Löwe und nacheinander alle Waldthiere.
Aber es fehlte immer etwas, das der alte Herr Fuchs hatte, und
die Kage mußte die Freier jedesmal wegschicken. Endlich kam
ein junger Fuchs. Da sprach die Frau Füchsin: „hat der Herr
rothe Höslein an und ein spiß Mäulchen?“ „Ja,“ sagte die
Kage. „So soll er heraufkommen,“ sprach die Frau Füchsin, und
hieß die Magd darauf die Hochzeit bereiten:

„Kag, fehr die Stube aus
und schmeiß den alten Fuchs zum Fenster naus!

bracht so manche dicke fette Maus ins Haus,
fraß sie immer alleine,
gab mir aber keine.“

Nun ward die Hochzeit gehalten und getanzt, und wenn sie nicht aufgehört haben, so tanzten sie noch.

39.

Die Wichtelmänner.

I. Von einem Schuster, dem sie die Arbeit gemacht.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld allmählig so arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb, als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er das Abends zu um es Morgen in die Arbeit zu nehmen, und weil er ein gutes Gewissen hatte, legte er sich darauf ruhig zu Bett, befahl sich Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit setzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tisch. Er wußte nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte, als er sie näher betrachtete, waren sie auch so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch war, als sollte es ein Meisterstück seyn. Auch trat denselben Tag schon ein Käufer ein und dem gefielen die Schuhe so gut, daß er mehr als gewöhnlich dafür bezahlte, und der Schuster von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln konnte. Abends schnitt er die zu und wollte Morgens frisch an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon

fertig und es blieben auch nicht Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, daß er zu vier Paar Schuhen das Leder kaufen konnte. Die schnitt er Abends wieder zu und fand sie am Morgen fertig und so ging immer fort, was er Abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder zu einem wohlhabenden Manne ward mit ehrlichem Auskommen. Nun geschah es, daß eines Abends kurz vor Weihnachten, nachdem der Mann wieder zugeschnitten hatte, er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „wie wär's, wenn wir diese Nacht aufbleiben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leiste?“ Die Frau wars zufrieden und steckte ein Licht an, darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleibern, die da aufgehängt waren, und gaben Acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche, nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, nähen, klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tisch stand, und das war lange vor Tag; und dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: „die kleinen Männer haben uns reich gemacht, dafür müssen wir dankbar seyn. Sie bauern mich, daß sie so herumlaufen und nichts am Leib haben und frieren. Weißt du was? ich will Hemblein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu.“ Der Mann

war es wohl zufrieden; Abends, wie sie alles zusammen hatten, legten sie es statt der zugeschnittenen Arbeit auf den Tisch und versteckten sich dann, weil sie sehen wollten, wie sich die Männlein dabei anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie beide gelaufen und wollten arbeiten, als sie aber die Kleider liegen sahen, bezeugten sie große Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sie an und dann hüpfen, sprangen und tanzten sie darin, tanzten zur Thüre hinaus und blieben von nun an aus, dem Schuster aber ging es sein Lebtag wohl.

II. Von einem Dienstmädchen, das Gevatter bei ihnen gestanden.

Ein armes Dienstmädchen war fleißig und reinlich, undkehrte alle Tage den Schmutz vor die Thüre auf einen großen Haufen. Eines Morgens lag ein Brief darauf, und weil es nicht lesen konnte, bracht es ihn seiner Herrschaft, da war es eine Einladung von den Wichtelmännern an das Mädchen, es mögte ihnen ein Kind aus der Taufe heben. Das Mädchen besann sich, endlich auf vieles Zureden, daß man so etwas nicht abschlagen dürfe, sagte es ja. Da kamen drei Wichtelmänner und führten es in einen hohlen Berg. Darin war alles klein, aber so zierlich und prächtig, daß es nicht zu sagen ist; die Kinderbetten lag in einem Bett von schwarzem Ebenholz mit Knöpfen von Perlen, die Decken waren ganz golden, die Wiege von Elfenbein und die Wanne von Gold. Das Mädchen stand nun Gevatter und wollt darnach wieder fort, die Wichtelmännlein baten es

aber, drei Tage bei ihnen zu bleiben. Die verlegt' es in Freuden und ward ihm alles zu Lieb gethan, als sie aber herum waren und es heim wollte, da steckten sie ihm die Taschen ganz voll Gold und führten es dann wieder aus dem Berg. Und als es nach Haus kam, war es statt drei Tage ein ganzes Jahr darin gewesen.

III. Von einer Frau, der sie das Kind vertauscht haben.

Einer Mutter war ihr Kind von den Wichtelmännern aus der Wiege geholt, und ein Wechselbalg mit dickem Kopf und starren Augen hineingelegt, der nichts als trinken und essen wollte. In ihrer Noth ging sie zu ihrer Nachbarin und fragte sie um Rath. Die sagte, sie solle den Wechselbalg in die Küche tragen, auf den Herd setzen, Feuer anmachen und in zwei Eierschalen Wasser kochen, das bringe den Wechselbalg zum Lachen, und wenn er lache, dann sey es aus mit ihm. Die Frau thut alles; wie sie die Eierschalen mit Wasser übers Feuer setzt, spricht der Klogkopf:

„nun bin ich so alt

wie der Westerwald,

und hab nicht gesehen, daß jemand in Schalen kocht!“

und muß darüber lachen, und wie er lacht, kommt auf einmal eine Menge von Wichtelmännern, die bringen das rechte Kind, setzen es auf den Herd, und nehmen ihren Gesellen wieder mit fort.

Der Räuberbräutigam.

Es war einmal ein Müller, der hatte eine schöne Tochter, als sie nun herangewachsen war, dachte er, wenn ein ordentlicher Freier kommt und um sie anhält, so will ich sie ihm geben, damit sie versorgt wird. Es trug sich zu, daß einer kam, der sehr reich schien, und da der Vater nichts an ihm auszusagen wußte, so versprach er ihm seine Tochter; das Mädchen aber hatte ihn nicht recht lieb, wie eine Braut ihren Bräutigam lieb haben soll, und fühlte ein Grauen in seinem Herzen, so oft es ihn ansah, oder an ihn dachte. Er sprach zu ihr: „warum besuchst du mich nicht, da du meine Braut bist?“ „Ich weiß nicht, wo euer Haus ist,“ sagte das Mädchen. „Draußen ist's, im grünen dunkeln Wald,“ antwortete der Bräutigam. Da suchte es Ausreden und sprach: „da kann ich den Weg dahin nicht finden.“ Der Bräutigam aber sagte: „bis Sonntag mußt du hinaus zu mir kommen, dazu hab ich schon Gäste eingeladen, und damit du den Weg durch den Wald findest, so will ich dir Asche streuen.“ Als es nun Sonntag war, und das Mädchen fort gehen sollte, ward ihm so Angst, und es steckte sich beide Taschen voll Erbsen und Linsen. Es kam zu dem Wald; da fand es die Asche gestreut und ging auf dem Weg fort, aber rechts und links warf es bei jedem Schritt ein paar Erbsen und Linsen auf die Erde. Nun ging es fast den ganzen Tag, bis es zu einem Haus kam, das mitten im dunkelsten Walde stand. Es sah niemand darin und

es war alles still, aber auf einmal rief eine Stimme:

„kehr um, kehr um, du junge Braut,
du bist in einem Mörderhaus!“

Wie es sich umsah, wars ein Vogel, der da in einem Bauer saß
und der noch einmal rief:

„kehr um, kehr um, du junge Braut,
du bist in einem Mörderhaus.“

Nun ging die schöne Braut weiter aus einer Stube in die andere und durchs ganze Haus, aber es war alles leer und keine Menschenseele war zu finden. Endlich kam sie auch in den Keller, da saß eine steinalte Frau. „Könnt ihr mir nicht sagen, sprach das Mädchen, ob mein Bräutigam hier wohnt.“ „Ach! du liebes Kind, antwortete die alte Frau, du bist in eine Mördergrube gekommen; deine Hochzeit soll mit dem Tod seyn, der Räuber will dich ums Leben bringen. Siehst du, da hab ich einen großen Kessel mit Wasser aufsetzen müssen; wenn sie dich haben, zerhacken sie dich und kochen dich darin und wollen dich dann essen. Wenn ich dich nicht rette, so bist du verloren!“

Darauf versteckte sie das Mädchen hinter ein großes Faß und sprach: „reg dich und beweg dich nicht, sonst ißt um dich geschehen: wann die Räuber schlafen, so wollen wir entfliehen, ich habe auch schon längst fortgewollt.“ Kaum war das geschehen, so kamen die Räuber heim und führten eine andere Jungfrau mit, waren trunken, und hörten nicht ihr Schreien und Jamern. Sie gaben ihr Wein zu trinken, drei Gläser, ein Glas weißen Wein, ein Glas rothen und ein Glas gelben, davon zer-

sprang ihr das Herz. Darauf rissen sie ihr die feinen Kleider ab, legten sie auf einen Tisch und zerhackten ihren schönen Leib in Stücken, und streuten Salz darüber. Da ward der Braut hinter dem Faß Angst, als müßte sie nun auch sterben. Und einer sah, daß an dem kleinen Finger der Gemordeten ein goldener Ring war, und weil er sich nicht gut abziehen ließ, nahm er ein Beil und hieb den Finger ab, aber der Finger sprang in die Höhe und fiel hinter das Faß, der Braut gerade in den Schoos. Der Räuber nahm ein Licht und suchte darnach, konnte ihn aber nicht finden, da sprach ein anderer: „hast du auch schon hinter dem großen Faß gesucht?“ „Ei, rief die alte Frau, kommt und eßt, und laßt das Suchen bis Morgen, der Finger läuft euch nicht fort.“

Da ließen die Räuber vom Suchen ab, gingen und aßen und tranken, die Alte aber tröpfelte ihnen einen Schlafrunk in den Wein, daß sie sich bald in den Keller hinlegten, schliefen und schnarchten. Als die Braut das hörte, trat sie hinter dem Faß hervor und mußte über die Schlafenden hinwegschreiten, die da reihenweis lagen, und hatte große Angst, sie mögte einen aufwecken. Aber Gott half ihr, daß sie glücklich durchkam, und die Alte stieg mit ihr hinauf und sie machten sich aus der Mördergrube hinaus. Die gestreute Asche war fortgeweht, aber die Erbsen und Linsen hatten gekeimt und waren aufgegangen, und zeigten ihnen beim Montschein den Weg. Da gingen sie die ganze Nacht, bis sie Morgens in der Mühle ankamen. Das Mädchen aber erzählte seinem Vater alles, wie es sich zugetragen hatte.

Als

Als nun der Tag kam, wo die Hochzeit sollte gehalten werden, erschien der Bräutigam, der Müller aber ließ alle seine Verwandte und Bekannte einladen. Wie sie bei Tische saßen, ward einem jedem aufgegeben, etwas zu erzählen. Da sprach der Bräutigam zur Braut: „nun, mein Herz, weißt du nichts? erzähl uns auch etwas.“ Sie antwortete: „so will ich einen Traum erzählen. Ich ging durch einen Wald und kam an ein Haus, da war keine Menschenseele darin, aber ein Vogel im Bauer rief zweimal:

„kehr um, kehr um, du junge Braut,
du bist in einem Mörderhaus!“

mein Schatz, das träumte mir nur. — Da ging ich durch alle Stuben, die waren alle leer, bis ich in den Keller kam, wo eine steinalte Frau saß. Ich sprach: „wohnt mein Bräutigam hier?“ Sie aber antwortete: „ach! du liebes Kind, du bist in eine Mördergrube gekommen, der Bräutigam will dich zerhacken und tödten, und will dich dann kochen und essen.“ — mein Schatz, das träumte mir nur. — Aber sie versteckte mich hinter ein großes Faß und kaum war das geschehen, so kamen die Räuber heim und schleppten eine Jungfrau mit sich, der gaben sie dreierlei Wein zu trinken: weißen, rothen und gelben, davon zersprang ihr das Herz. — Mein Schatz, das träumte mir nur. — Darauf zogen sie ihr die feinen Kleider ab, und zerhackten auf einem Tisch ihren schönen Leib in Stücke, und bestreuten sie mit Salz — mein Schatz, das träumte mir nur. — Und einer von den Räubern sah, daß an dem Goldfinger noch ein Ring steckte, und weiß

er schwer abziehen war, nahm er ein Beil und hieb ihn ab, aber der Finger sprang in die Höhe und sprang hinter das große Faß, und fiel mir gerade in den Schoos und da ist der Finger mit dem Ring!" Bei diesen Worten zog sie ihn hervor, und zeigte ihn den Anwesenden.

Der Räuber, als er das sah und hörte, wurde vor Schrecken kreideweiß und wollte entfliehen, aber die Gäste hielten ihn fest, und überlieferten ihn dem Gericht. Da ward er und die ganze Bande für ihre Schandthaten gerichtet.

41.

H e r r K o r b e s.

Es war einmal ein Hühnchen und Hähnchen, die wollten zusammen verreisen, da baute das Hähnchen einen schönen Wagen mit vier rothen Rädern, und spannte vier Mäuschen davor, dann setzte sich das Hühnchen mit dem Hähnchen auf, und so fuhren sie fort. Da begegnete ihnen eine Kage, die sprach: „wo wollt ihr hin?“ da antwortete das Hähnchen:

„als hinaus

nach dem Herrn Korbes seinem Haus.“

Die Kage sprach: „nehmt mich auch mit.“ Das Hähnchen antwortete: „recht gern, setz dich hinten auf, daß du vornen nicht herabfällst:

nehmt euch wohl in Acht,

daß ihr mir meine rothe Räderchen nicht schmutzig macht.

Ihr Räderchen schweift!

Ihr Mäuschen pfeift!

als hinaus

nach des Herrn Korbes seinem Haus."

Darnach kam noch ein Mühlstein, ein Ei, eine Ente, eine Stecknadel und eine Nähnadel, die setzten sich auch alle auf den Wagen; wie sie aber zu des Herrn Korbes seinem Haus kamen, war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Scheuer, das Hühnchen flog mit dem Hühnchen auf eine Stange, die Kaze setzte sich ins Kamin, die Ente in die Bornstunde, die Stecknadel steckte sich ins Stuhlriß, die Nähnadel ins Bett ins Kopfriß, der Mühlstein legte sich über die Thüre, und das Ei wickelte sich in das Handtuch. Da kam der Herr Korbes nach Haus, ging ans Kamin und wollte Feuer anmachen, da warf ihm die Kaze das ganze Gesicht voll Asche; er ging geschwind in die Küche und wollte sich abwaschen, wie er an die Bornstunde kam, sprühte ihm die Ente Wasser ins Gesicht, als er sich abtrocknen wollte, rollte ihm das Ei aus dem Handtuch entgegen, ging entzwei und klebte ihm die Augen zu; er wollte sich ruhen und setzte sich auf den Stuhl, da stach ihn die Stecknadel, darüber wurde er ganz verbrüßlich und ging ins Bett und wie er den Kopf aufs Rißen niederlegte, da stach ihn die Nähnadel; da ward er so böse und toll, daß er zum Haus hinaus laufen wollte, wie er aber an die Thüre kam, sprang der Mühlstein herunter und schlug ihn todt.

Der Herr Gevatter.

Ein armer Mann hatte so viel Kinder, daß er schon alle Welt zu Gevatter gebeten hatte, und als er noch eins bekam, wußte er nicht, wen er noch zu Gevatter bitten könnte, da wurde er sehr betrübt und legte sich hin und schlief ein. Da träumte ihm, er solle vor das Thor gehen, und den ersten, der ihm begegne, den solle er zu Gevatter bitten. Das that der Mann, und es begegnete ihm einer, den bat er zum Gevatter, und der schenkte ihm ein Gläschen mit Wasser und sprach: „damit kannst du alle Kranke gesund machen, wenn du den Tod beim Kopf stehen siehst, steht er aber bei den Füßen, so muß der Kranke sterben.“ Nun wurde des Königs Kind krank, und der Tod stand beim Kopf, da heilte er es mit dem Wasser, und das zweitemal als es krank wurde, da machte es wieder gesund, weil der Tod wieder beim Kopf stand, das drittemal aber stand er bei den Füßen, da mußte es sterben.

Da ging der Mann zu seinem Gevatter und wollte ihm das alles erzählen, aber als er in das Haus kam, war eine so wunderliche Wirthschaft darin, denn auf der ersten Treppe standen Schippe und Besen und schmissen sich. Da fragte er sie, wo der Gevatter wohne; der Besen sagte: „eine Treppe höher.“ Wie er auf die zweite Treppe kam, sah er eine Menge todter Finger liegen. Da fragte er wieder, wo der Gevatter wohne? „eine Treppe höher,“ antwortete etwas. Auf der dritten Treppe lag

ein Haufen tochter Köpfe, die sagten wieder: „eine Treppe höher.“ Auf der vierten sah er Fische über dem Feuer stehen, die briggelten im Kochen und backten sich selber. Sie sagten auch: „eine Treppe höher.“ Wie er auf die fünfte kam, da war eine Stube, da guckte er durch das Schlüßelloch, und sah den Gevatter, der ein paar lange, lange Hörner auf hatte, und als er hineinging, legte er sich geschwind aufs Bett und deckte sie zu. Da sprach der Mann: „Herr Gevatter, wie ich auf eure erste Treppe kam, da sah ich eine Schippe und einen Besen stehen, die sich schmissen.“ — „Wie seid ihr so einfältig, antwortete der Gevatter, das waren der Knecht und die Magd, die sprachen zusammen.“ — „Auf der zweiten Treppe sah ich todtte Finger liegen.“ — „Ei, wie seid ihr dumm, das waren Storzenerwurzel.“ — „Auf der dritten lag ein Haufen Todtenköpfe.“ — „Dummer Mann, das waren Krautköpfe.“ — „Auf der vierten sah ich Fische im Kochtopf, die briggelten und backten sich selber.“ Wie er das Wort sprach, kamen die Fische und trugen sich selber auf. — „Und auf der fünften guckte ich durchs Schlüßelloch, da sah ich, daß ihr lange, lange Hörner hattet.“ — „Ei, das ist nicht wahr.“

43.

Die wunderliche Gasterei.

Auf eine Zeit lebte eine Blutwurst und eine Leberwurst in Freundschaft, und die Blutwurst bat die Leberwurst zu Gast. Wie es Essenszeit war, ging die Leberwurst auch ganz vergnügt

zu der Blutwurst, als sie aber in die Hausthüre trat, sah sie allerlei wunderliche Dinge, auf jeder Stiege der Treppe, deren viele waren, immer etwas anderes, da war etwa ein Besen und eine Schippe, die sich miteinander schlugen, dann ein Affe mit einer großen Wunde am Kopf und dergleichen mehr.

Die Leberwurst war ganz erschrocken und bestürzt darüber, doch nahm sie sich ein Herz, trat in die Stube und wurde von der Blutwurst freundschaftlich empfangen. Die Leberwurst hub an, sich nach den seltsamen Dingen zu erkundigen, die draußen auf der Treppe wären, die Blutwurst that aber, als hörte sie es nicht, oder als sei es nicht der Mühe werth davon zu sprechen, oder sie sagte etwa von der Schippe und dem Besen: „es wird meine Magd gewesen seyn, die auf der Treppe mit jemand geschwätzt hat,“ und brachte die Rede auf etwas anderes.

Die Blutwurst ging darauf hinaus und sagte, sie müsse in der Küche nach dem Essen sehen, ob alles ordentlich angerichtet werde, und nichts in die Asche geworfen. Wie die Leberwurst derweil in der Stube auf und abging und immer die wunderlichen Dinge im Kopf hatte, kam jemand, ich weiß nicht, wer's gewesen ist, herein und sagte: „ich warne dich, Leberwurst, du bist in einer Blut- und Mörderhöhle, mach dich eilig fort, wenn dir dein Leben lieb ist.“ Die Leberwurst besann sich nicht lang, schlich zur Thür hinaus und lief, was sie konnte; sie stand auch nicht eher still, bis sie aus dem Haus mitten auf der Straße war. Da blickte sie sich um, und sah die Blutwurst oben im Boden-

loch stehen mit einem langen, langen Messer, das blinkte, als wärs frisch gewegt, und damit drohte sie, und rief herab:

„hätt ich dich, so wollt ich dich!“

44.

Der Gevatter Tod.

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Noth nicht zu helfen, lief hinaus und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte und sprach zu ihm: „armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben und will für es sorgen, daß es glücklich wird auf Erden.“ Der Mann sprach: „wer bist du?“ „Ich bin der liebe Gott.“ „So begehrt ich dich nicht zum Gevatter, denn du gibst den Reichen und lässest die Armen hungern.“ So sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichthum und Armuth vertheilt; wendete sich ab von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „was suchst du? ich bin der Pathe deines Kindes und will ihm Gold geben und alle Lust der Welt.“ Der Mann fragte: „wer bist du?“ „Ich bin der Teufel.“ „So begehrt ich dich nicht zum Gevatter, du betrügst und verführst die Menschen,“ und ging weiter. Da kam der Tod auf ihn zu geschritten und sprach:

„nimm mich zum Gevatter.“ „Wer bist du?“ fragte der Mann. „Ich bin der Tod, der alles gleich macht.“ Da sprach der Mann: „du bist der rechte, du holst den Reichen und den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevatteremann seyn.“ Der Tod antwortete: „ich will dein Kind reich und berühmt machen—auf der Welt, denn wer mich zum Freund hat, dem kanns nicht fehlen.“ Sprach der Mann: „künftigen Sonntag ist die Taufe, da stell dich zu rechter Zeit ein.“ Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und hielt das Kind über die Taufe.

Als der Knabe nun zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pathe ein, nahm ihn mit sich hinaus in den Wald, und als sie ganz allein waren, sprach er: „jetzt sollst du dein Pathengeschenk haben. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen, stehe ich zu Füßen des Kranken, so sprich fest, ich will ihn wieder gesund machen, und gib ihm nur von einem gewissen Kraut ein, das ich dir zeigen will, so wird er genesen; stehe ich aber zu Haupten des Kranken, so ist er mein und dann sprich: „alle Hilfe ist umsonst, der muß sterben.“ Dann zeigte ihm der Tod das Kraut und sprach: „hüte dich, daß du es nicht gegen meinen Willen gebrauchst.“

Es dauerte nicht lange, so war der Arzt in der ganzen Welt berühmt. „Wenn der den Kranken nur ansieht, weiß er gleich, ob er wieder gesund wird oder ob er sterben muß,“ so hieß es von ihm und weit und breit kamen die Leute und holten ihn und gaben ihm Gold, so viel, als er verlangte, also daß er bald

große Reichthümer besaß. Nun trug es sich zu, daß der König auch krank ward, da wurde nach ihm geschickt, er sollte sagen, ob er sterben müßte. Wie der Arzt nun zu dem Bette trat, sah er den Tod zu Haupten des Kranken stehen, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. Der Arzt aber dachte, vielleicht kannst du den Tod überlisten, weiß dein Herr Pathe ist, wird er's so übel nicht nehmen, packte den König an und legte ihn verkehrt, so daß der Tod an seine Füße zu stehen kam; darauf gab er ihm das Kraut ein und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzt, machte ein böses, finsternes Gesicht und sprach: „diesmal soll dir's hingehen, weil ich dein Pathe bin, aber unterstehst du dich noch einmal mich zu betrügen, so geht dir's selbst an den Hals.“ Bald darauf ward des Königs Tochter krank, und niemand konnte ihr helfen. Der alte König weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, endlich ließ er bekannt machen, wer sie vom Tod errette, der solle zum Lohn ihr Gemahl werden und die Krone erben. Nun kam der Arzt auch, aber der Tod stand zu Haupten, doch als er die Schönheit der Königs-tochter sah und an das Versprechen des Königs dachte, so vergaß er alle Warnungen, und ob ihn gleich der Tod ganz fürchterlich anschaute, so kehrte er doch die Kranke herum und gab ihr sein Kraut, so daß sich das Leben in ihr neu zu regen anfing.

Der Tod aber, als er sich zum zweitenmal um sein Eigenthum betrogen sah, trat zu dem Arzt und sprach: „nun folge mir,“ packte ihn hart mit seiner eiskalten Hand und führte ihn

in eine unterirdische Höhle, in der viel tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten. Etliche waren groß, etliche halb, etliche klein; jeden Augenblick verlöschen einige und brannten neue wieder auf, also daß Flämmchen hin und her zu hüpfen schienen. „Siehst du, sprach der Tod, das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halben Eheleuten in ihren guten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch haben auch Kinder und junge Menschen oft nur ein kleines Licht. Ist's abgebrannt, so ist ihr Leben zu Ende und sie sind mein Eigenthum.“ Der Arzt sprach: „zeige mir nun auch mein Licht.“ Da deutete der Tod auf ein ganz kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: „siehst du!“ Da erschrak der Arzt und sprach: „ach, lieber Pathe, zündet mir ein neues an, damit ich meines Lebens erst genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königs Tochter.“ „Ich kann nicht, antwortete der Tod, erst muß ein's verlöschen, eh' ein neues anbrennt.“ „So setzet das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist;“ sprach der Arzt. Da stellte sich der Tod an, als wollte er seinen Wunsch erfüllen, langte ein frisches großes Licht herbei, aber beim Unterstecken versah er's, um sich zu rächen, absichtlich und das Stückchen fiel und verlösch. Da sank der Arzt mit um, und war nun selbst in die Hand des Todes gefallen.

Des Schneiders Daumerling Wanderschaft.

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein gerathen und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er der Daumerling. Er hatte aber Courage im Leibe und sagte zu seinem Vater: „Vater, ich soll und muß in die Welt hinaus.“ — „Recht, mein Sohn,“ sprach der Alte, nahm eine Stopfnädel und machte am Ruch einen Knoten von Siegellack daran: „da hast du auch einen Degen mit auf den Weg.“ Nun wollt das Schneiderlein noch einmal miteffen, ging in die Küche um zu sehen, was die Frau Mutter zu guter Letzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet und die Schüssel stand auf dem Heerd. Da sprach es: „nun, was essen wir heute?“ „Sieh selbst zu,“ sagte die Mutter. Da sprang es auf den Heerd und guckte in die Schüssel, weil es aber den Hals zu weit hineinstreckte, faßte es der Dampf von der Speise und trieb es zum Schornstein hinaus, bis es endlich wieder herabsank. So kam das Schneiderlein in die Welt hinein, zog umher und ging bei einem Meister in die Arbeit, da war ihm aber das Essen nicht gut genug. „Frau Meisterin, wenn sie uns kein besser Essen giebt, sagte der Daumerling, geh ich fort und schreib morgenfrüh mit Kreide an ihre Hausthüre: „Kartoffel zu viel, Fleisch zu wenig, Abies, Herr Kartoffelkönig!“ — „Was willst du wohl, du Hüpfelring,“ sagte die Meisterin, ward böse, ergriff einen Lappen und wollte los schlagen, mein Schneiderlein aber froh behende unter den Fingerhut, guckte un-

ten hervor und streckte der Frau Meisterin die Zunge heraus. Sie hob schnell den Fingerhut auf und wollte ihn packen, aber der Daumerling hüpfte in die Lappen und wie die Meisterin die Lappen auseinander warf und ihn suchte, machte er sich in den Zischriß; „he! he! Frau Meisterin,“ rief er und steckte den Kopf in die Höhe, und wenn sie zuschlagen wollte, sprang er immer in die Schublade hinunter. Endlich aber erwischte sie ihn doch, und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald, da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor, des Königs Schatz zu bestehlen. Als sie das Schneiderlein sahen, dachten sie, so ein Instrument kann uns viel nützen. „Heda, rief einer, du gewaltiger Kerl, willst du mit zur Schatzkammer gehen, du kannst dich hineinschleichen und das Geld herauswerfen.“ Der Daumerling besann sich, endlich sagte er ja und ging mit zu der Schatzkammer. Da besah er die Thüre oben und unten, ob kein Riß darin wäre, glücklicherweise fand er einen und wollte gleich einsteigen, aber die eine Schilbwache sprach zur andern: „was kriegt da für eine garstige Spinne? die will ich todt treten.“ — „Ei, laß doch das arme Thier gehen, sagte die andere, es hat dir ja nichts gethan.“ Nun kam der Daumerling durch den Riß glücklich in die Schatzkammer, machte das Fenster, unter welchem die Räuber standen, auf und warf ihnen einen Thaler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der besten Arbeit war, hörte es den König kommen, der seine Schatzkammer besehen wollte, und es mußte sich einstweilen verkriechen. Der

König merkte, daß viel harte Thaler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer es sollte gestohlen haben, da die Schlösser in gutem Stand waren und alles wohl verwahrt schien. Da ging er wieder fort und sprach zu den zwei Wachen: „habt acht, es ist einer hinter dem Geld!“ Als der Daumerling nun seine Arbeit von neuem anfing, hörten sie das Geld drinnen sich regen und klingen: klipp, klapp! klipp, klapp! sprangen geschwind hinein und wollten den Dieb greifen. Aber das Schneiderlein, das sie kommen hörte, war noch geschwinde, sprang in eine Ecke und deckte einen Thaler über sich, so daß nichts von ihm zu sehen war, neckte die Wachen und rief: „hier bin ich!“ Die Wachen liefen dahin, wie sie aber ankamen, war es schon in eine andere Ecke unter einen Thaler gehüpft und rief: „he! hier bin ich!“ Die Wachen sprangen eilends zurück, es war aber längst in einer dritten Ecke und rief: „he! hier bin ich!“ Und so hatte es sie zu Narren, und trieb sie so lange in der Schatzkammer herum, bis sie müd waren und davon gingen. Nun warf es die Thaler nach und nach alle hinaus, und den letzten schnellte es mit aller Macht, hüpfte dann selber noch behendiglich darauf und flog damit durchs Fenster hinab. Die Räuber machten ihm große Lobsprüche: „du großer Held, sagten sie, willst du unser Hauptmann werden.“ Es bedankte sich aber und sagte, es müßte erst die Welt sehen. Sie theilten nun die Beute, das Schneiderlein aber wollte nur einen Kreuzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf schnallte es seinen Degen wieder um den Leib, sagte den Räubern guten Tag und nahm den Weg zwischen die Beine.

Bei etlichen Meistern ging es in Arbeit, endlich aber, weils mit dem Handwerk nicht recht fort wollte, verdingte es sich als Hausknecht in einen Gasthof. Die Mägde aber konnten es nicht leiden, denn es sah alles, was sie heimlich thaten ohne daß sie es sehen konnten und gab es bei der Herrschaft an, was sie sich von den Tellern weggenommen und aus dem Keller für sich mitgebracht hatten. Da sprachen sie: „wart, wir wollen dir auch einmal eintränken,“ und verabredeten untereinander, ihm einen Schabernack anzuthun. Als die eine nun im Garten mähte und den Daumling da herumspringen und an den Kräutern hinauf und hinabkriechen sah, mähte sie ihn mit dem Gras schnell zusammen, band alles in ein großes Tuch und warf es daheim den Kühen vor. Nun war eine große schwarze darunter, die verschluckte ihn mit ohne ihm weh zu thun; da unten gefiels ihm aber schlecht, denn es war ganz finster und brannte da kein Licht. Als die Kuh gemelkt wurde, da rief er:

„Strip, strap, stroll,
ist der Eimer bald voll?“

aber über dem Melken wurde er nicht verstanden. Hernach trat der Hausherr in den Stall und sprach: „morgen soll die Kuh da geschlachtet werden.“ Da ward dem Daumerling Angst, daß er laut rief: „ich bin ja hier!“ Der Herr hörte ihn wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme herkam und sprach: „wo bist du?“ „Ei, in der schwarzen,“ antwortete er, aber der Herr verstand nicht, was das heißen sollte und ging fort.

Am andern Morgen wurde die Kuh geschlachtet, glücklicher:

weise traf bei dem Zerhacken und Zerlegen den Daumling kein Hieb, aber er gerieth unter das Wurstfleisch. Wie nun der Metzger herbeitrat und seine Arbeit anfang, schrie er aus Leibeskräften: „hackt nicht zu tief! hackt nicht zu tief! ich stecke ja drunter!“ Vor dem Lärmen aber hörte das kein Mensch, da hatte der arme Daumling nun seine Noth, aber die Noth macht Weine und da sprang er so behend zwischen den Hackmessern durch, daß ihn keins anrührte und er mit heiler Haut davon kam. Aber entspringen konnte er auch nicht, es war keine andere Auskunft, er mußte sich mit den Speckbrocken in eine Blutwurst hinunter stopfen lassen. Da war das Quartier etwas eng, und dazu ward er noch in den Schornstein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Zeit und Weile gewaltig lang wurde. Endlich im Winter wurde er herunter geholt, weil die Wurst einem Gast sollte vorgesetzt werden, als sie nun die Frau Wirthin in Scheiben schnitt, nahm er sich in acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorstreckte, damit ihm etwa der Hals nicht mit abgeschnitten würde, endlich ersah er seinen Vorthell, machte sich Lust und sprang heraus.

In dem Hause aber, wo es ihm so übel ergangen war, wollte das Schneiderlein nicht länger bleiben, sondern es begab sich gleich wieder auf die Wanderung. Aber, als es durch ein Feld ging, kam es einem Fuchs in den Weg, der schnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs, rief das Schneiderlein, ich bin's ja, der in euerm Hals steckt, laßt mich wieder frei.“ „Du hast recht, antwortete der Fuchs, an mir hab ich doch so viel als

nichts; versprichst du mir die Hühner in meines Vaters Hof, so will ich dich los lassen.“ „Von Herzen gern, antwortete der Daumling, die Hühner sollst du alle haben; das gelobe ich dir.“ Da ließ ihn der Fuchs wieder los und trug ihn selber heim. Als der Vater sein Söhnlein wieder sah, gab er dem Fuchs gern die Hühner. „Dafür bring ich dir auch ein schön Stück Geld mit,“ sprach der Daumling zu seinem Vater und reichte ihm den Kreuzer, den er auf seiner Wanderschaft erworben hatte.

„Warum hat aber der Fuchs die armen Piephühner zu fressen kriegt?“ — „Ei, du Narr, deinem Vater wird ja sein Kind lieber seyn, als die Hühner auf dem Hof.“

46.

Fitchers Vogel.

Es war einmal ein Hexenmeister, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettelte und sing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nimmermehr wieder zum Vorschein. Nun trat er auch einmal vor die Thüre eines Mannes, der drei schöne Töchter hatte, als ein armer, schwacher Bettler, und trug eine Kasse auf dem Rücken, als wollte er die milden Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die älteste herauskam, und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an, und alsbald mußte sie in seine Kasse springen. Dann trug er sie mit starken Schritten fort, und durch einen Wald hindurch
in

in sein Haus, wo alles prächtig war. Da gab er ihr, was sie nur wünschte und sprach: „es wird dir wohlgefallen bei mir, denn du hast alles, was dein Herz begehrt.“ Das dauerte ein paar Tage, da sagte er: „ich muß fortreisen und dich eine kurze Zeit allein lassen, da sind die Hausschlüssel, du kannst überall herumgehen und alles sehen, nur nicht in eine Stube, die dieser kleine Schlüssel aufschließt, das verbiet ich dir bei Lebensstrafe; da hast du auch ein Ei, das verwahre mir sorgfältig und trag es lieber beständig bei dir, denn wenn es verloren ging, wär's ein großes Unglück.“ Sie nahm die Schlüssel und das Ei und versprach, alles wohl auszurichten. Als er aber fort war, konnte sie der Neugierde nicht widerstehen und nachdem sie das ganze Haus gesehen, ging sie auch zu der verbotenen Thüre und öffnete sie. Wie erschrak sie aber als sie hineintrat: da stand in der Mitte ein großes, blutiges Becken, und darin lagen todt, zerhauene Menschen. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in Hand hielt, hineinflumpte. Zwar holte sie es geschwind wieder heraus und wischte das Blut ab, aber es half nichts, denn es kam den Augenblick wieder zum Vorschein: sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunter kriegen. Nicht lange, so kam der Mann von der Reise zurück und sprach: „nun gieb mir die Schlüssel und das Ei wieder.“ Sie reichte es ihm mit Bittern hin, er sah beides an und sah, daß sie in der Blutkammer gewesen war. Da sprach er: „bist du gegen meinen Willen in der Kammer gewesen, so sollst du nun gegen deinen wieder hinein. Dein Leben ist zu Ende.“ Darauf ergriff er sie, führte sie

Kindermärchen I.

q

hinein, zerhackte sie, daß ihr rothes Blut auf der Erde floß und warf sie zu den übrigen ins Becken.

„Nest will ich mir die zweite holen,“ sprach der Hexenmeister, ging wieder in Gestalt eines armen Mannes vor das Haus und bettelte. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot und er fing sie wie die erste durch ein bloßes Anrühren, trug sie hinaus und mordete sie in der Blutkammer, weil sie hineingeschaut hatte. Da ging er, die dritte Schwester noch zu fangen und brachte sie auch hinaus. Die dritte aber war klug und listig; als er ihr nun die Schlüssel und das Ei gegeben hatte und fortgereist war, hob sie das Ei erst auf und verschloß es und ging dann in die verbottene Kammer. Ach, was sah sie! ihre beiden lieben Schwestern jämmerlich ermordet in dem Becken liegen. Aber sie hub an und suchte ihre Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arm und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an sich zu regen und schlossen sich an einander und beide Mädchen öffneten die Augen und wurden wieder lebendig. Da freuten sie sich, küßten und herzten einander, aber die jüngste führte sie heraus und versteckte sie. Als der Mann zurückkam, forderte er die Schlüssel und das Ei und als er an diesem keine Spur von Blut entdecken konnte, sprach er: „du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut seyn.“ „Ja,“ antwortete sie, aber du mußt mir versprechen, vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter auf deinem Rücken hinzutragen, derweil will ich die Hochzeit bestellen.“ Darauf ging sie in ihr Kammerlein, wo sie ihre Schwestern versteckt hatte und sprach: „jetzt

will ich euch erretten, aber sobald ihr nach Haus kommt, bestellt mir Hilfe.“ Dann setzte sie beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, daß nichts von ihnen zu sehen war und rief den Herenmeister herein und sprach: „nun trag den Korb fort, aber daß du unterwegs nicht stehen bleibst und ruhen willst! ich schaue hier durch mein Fensterlein und habe Acht.“

Nun hob der Herenmeister den Korb auf seinen Rücken und ging mit fort, er wurde ihm aber so schwer, daß ihm der Schweiß über das Angesicht lief und er glaubte, todt gedrückt zu werden. Da wollt' er sich ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korb: „ich schaue durch mein Fensterlein, daß du ruhst, willst du gleich weiter!“ Er meinte, die Braut rief ihm das zu und machte sich wieder auf. Hernach wollte er sich wieder setzen, aber es rief gleich: „ich schaue durch mein Fensterlein, daß du ruhst, willst du gleich weiter!“ Und so oft er stillstand, rief es, und da mußte er fort und brachte außer Athem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitfest an. Sie nahm einen Totenkopf mit grinsenden Zähnen und setzte ihm einen Schmuck auf und trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da heraus schauen. Dann lud sie die Freunde des Herenmeisters zum Fest ein, und wie das geschehen war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah, wie ein wunderlicher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte. Da ging sie zum Haus hinaus und unterwegs begnete ihr ein Theil der Hochzeitgäste, die fragten:

„Du Fitchers-Vogel, wo kommst du her?“

„Ich komme von Fize Fitchers Hause her.“

„Was macht denn da die junge Braut?“

„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus,
Und guckt zum Bodenloch heraus.“

Darauf begegnete ihr der Bräutigam, der zurückkam, der fragte auch:

„Du Fitchers-Vogel, wo kommst du her?“

„Ich komme von Fize Fitchers Hause her.“

„Was macht denn da meine junge Braut?“

„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus
Und guckt zum Bodenloch heraus.“

Der Bräutigam schaute hinauf und sah den gepuhten Totenkopf, da meinte er, es wäre seine Braut und nickte ihr zu und grüßte sie freundlich. Wie er aber sammt seinen Gästen ins Haus gegangen war, da kam die Hilfe von den Schwestern an und sie schlossen alle Thüren des Hauses zu, daß niemand entfliehen konnte und steckten es an, also daß der Hexenmeister mit seinem ganzen Gefindel verbrennen mußte.

47.

Van den Machandel-Boom.

Dat is nu all lang her, woll twee duzend Scor, do was daar een rijk Mann, de hadde eene schone frame Gru, un se hadden sich beede seer leef, hadden averst kene Kinner, se wunschten

sick averst seer welke; un de Fru bedt' so veel dorum Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Wdr eeren Huse was een Hoff, barup stund een Machandelboom, ünner den stund de Fru eens in'n Winter, un schellt sick eenen Appel; un as se sick den Appel so schellt, so sneet se sick in'n Finger, un dat Blood feel in den Snee. — „Ach! seb de Fru, un süft so recht hoch up, un sach dat Blood för sick an, un was so recht wehmödig; habb ick doch een Kind so rood as Blood un so witt as Snee!“ — un as se dat seb, so wurd eer so recht frölich to Moobe, eer was recht, as sull dat wat warden. Daar ging se to den Huse, un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, daar was dat grön, un drie Maand, daar kemen de Bömer ut de Erde, un veer Maand, daar brungen sick alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twige weeren all in een anner wussen; daar sungen de Vögelfens, dat dat ganze Holt schallt, un de Bleujten felen van de Bömer, daar was de fyfte Maand weg, un se stund ünner den Machandelboom, de rooß so schön; do sprung eer dat Hart vdr Freuden, un se feel up eere Kneer un kunde sick nich laten, un as de söfte Maand vdrby was, daar wurden de Früchte dick un stark, do wurd se ganz still, un de söwende Maand, do greep se na de Machandelbeeren un att se so nidsch, do wurd se trurig un krank; daar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann, un weende un seb: „wenn ick starbe, so begrabe my ünner den Machandelboom!“ do wurde se ganz getrost un freute sick, bet de neegte Maand vdrby was, daar kreeg se een

Kind, so witt as Sneer un so rood as Blood; un as se b ach
so freute se sich so, dat se sturv.

Daar begroof eer Maan se ünner den Maahandelboom, un
he fung an to weenen so seer; eene Tyd lang, do wurd dat wat
sachter, un daar he noch wat weend habb, do heel he up, un
noch eene Tyd, do nam he sich webber eene Fru.

Mit de tweete Fru kreeg he eene Dochter, dat Kind averst
van de eerste Fru was een lüttje Sön, un was so rood as Blood
un so witt as Sneer. Wenn de Fru eere Dochter so ansach, so
had se se so leef, averst denn sach se den lüttjen Jung an, un dat
ging eer so dorch't Hart, un eer dücht, as stund he eer allerwegen
in'n Weg, un dacht denn man ünner, wo se eer Dochter all dat
Mörmögent towenden wull; un de Böse gav eer dat in, dat se
den lüttjen Jung ganz gram wurd, un stöß em herüm van een
Ek in de anner, un bußt em hier un knußt em daar, so dat dat
arme Kind ünner in Angst was; wenn he denn ut de School
kam, so habb he keene ruhige Stede.

Gens was de Fru up de Kamer gaan, do kamm de lüttje
Dochter ook herup un sed: „Moder, giv my eenen Appel!“
„Ja myn Kind,“ sed de Fru, un gav eer eenen schönen Appel
 uut de Kist; de Kist averst had eenen groten swaaren Deckel mit
een groot schäarp ysern Glott. „Moder, sed de lüttje Dochter,
schall Broder nich ook eenen hebben?“ Dat vörbrot de Fru,
doch sed se: „ja, wenn he ut de School kümmt;“ un as se ut dat
Fenster gewaar wurde, dat he kamm, so was dat recht, as wenn
de Böse över eer kamm, un se gräpft to, un nam eerer Dochter

den Appel webber weg un seb: „du fast nich eer eenen hebben, as Broder.“ Daar smeed se den Appel in de Rist un maakt de Rist to.“ Daar kamm de lüttje Jung in de Dör, daar gav eer de Wöse in, dat se früntlich to em seb: „myn Sön, wist du eenen Appel hebben?“ un sach em so hastig an. „Mober, seb de lüttje Jung, wat süßt du gresig ut! ja giv my eenen Appel.“ Daar was eer, as sull se em toriden: „kumm mit my,“ seb se, un maakt den Deckel up, „haal dy eenen Appel herut,“ un as siß de lütt Jung henin bückt, so reet eer de Wöse: bratsch — sloog se den Deckel to, dat de Kop af sloog un ünner de rooden Appel feel. Daar äverleep eer dat in de Angst, un dacht: „künd ick dat van my bringen.“ Daar ging se haben na eere Stuve na eeren Draagkasten un haalt ut de hävelste Schuufade eenen witten Dook, un sett den Kopp webber up den Hals un bund den Halsbock so um, dat man niks seen künd, un sett em vör de Dör up eenen Stool un gav em den Appel in de Hand.

Daar kamm baarna Marleenken to eere Mober in de Kdke, de stund by den Kûür un had eenen Pott mit heet Water för siß, den rüürt se ünner um; „Mober, seb Marleenken, Broder sitt vör de Döör un süüt ganz witt ut un heb eenen Appel in de Hand, ick hev em beden, he sull my den Appel geven, averst he antwoord my nich, da wurd my ganz gruunlig.“ „Ga nochmal hen, seb de Mober, un wenn he dy nich antwoorben will, so giv em eens an de Doren!“ Daar ging Marleenken hen un seb: „Broder giv my den Appel!“ averst he sweeg still, daar gav se em eens up de Doren, daar feel de Kopp herün, daröver verschraß

se siß, un fung an to weenen un to raaren, un leep to eere Moder un seß: „ach, Moder, iß hebb minen Broder den Kopp afflagen!“ un weend un weend un wull siß nich tofreden geven; „Marleenken, seß de Moder, wat heß du kaan! — averst swig man still, dat et keen Minsch markt, dat is nu doch nich to anern; wi willen em in Suur kaaken.“ Daar nam de Moder den lüttjen Jungen un hackt em in Stücken, ded de in den Pott un kaakt em in Suur; Marleenken averst stund daarby un weend un weend, un de Traanen feelen all in den Pott, un se bruukten gar keen Solt.

Daar kamm de Vader to Huus un sett siß to Disch un seß: „wo is denn min Sön?“ Daar drog de Mooder eene groote, groote Schöttel op mit swart Suur, un Marleenken weend un kund siß nich hollen. Da seß de Vader wedder: „wo is denn min Sön?“ „Ach, seß de Moder, he is över Land gaan, na Mütten eer groot Dem, he wull daar wat bliven.“ — „Wat deit he denn daar? un heb my nich mal Abjús segb?“ — „D, he wuld geern hen, un bed my, ob he daar woll sös Welen bliven kunn, he is jo woll daar uphaben.“ — „Ach, seß de Mann, my is so recht trurig, dat is doch nich recht, he had my doch Abjús seggen schull.“ Mit des fung he an to eeten un seß: „Marleenken, wat weenst du? Broder ward woll wedder kamen.“ — „Ach Fru, seß he do, wat smeckt my dat Eten schön, giv my meer!“ un je meer he at, je meer wuld he hebben, un seß: „gevt my meer, gy söltniks daaraf hebben, dat is as wenn dat all myn weer,“ un he att un att, un de Knaken smeet he all unner

den Disch, bitt he alles up hab. Marleenken averst ging hen na eere Commode un namm uut de unnerste Schuuf eeren besten syden Dooß, un haalt all de Beenken un Knaken ünner den Disch herut, un bund se in den syden Dooß, un drog se vör de Döör, un weente eere blöbigen Traanen; daar legb se se unner den Machandelboom in dat grüne Gras, un as se se daar henlegb habb, so was eer mit eenmal so recht licht, un weente nich meer. Do fung de Machandelboom an sich to bewegen, un de Twyge deden sich ümmer so recht van eenanner, un denn webber tohop, so recht, as wenn sich eener so recht frödt un mit de Hände so deit. Mit des, so ging daar so'n Newel van den Boom, un recht in den Newel da brennt dat as Fûür, un ut dat Fûür daar flog so'n schönen Vogel herut, de sung so herlich un flog hoch in de Luft, un as he weg was, do was de Machandelboom, as he vörheer west was, un de Dooß mit de Knaken was weg, — Marleenken averst was so recht licht un vergnögt, recht as wenn de Broder noch leeft, daar ging se webber ganz lustig in dat Huus by Disch un att.

De Vogel averst floog weg, un sett' sich up eenen Goldsmitt sin Huus un fung an to singen:

„Min Mober de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Schwester de Marleenken
söcht alle mine Beenken
un bindt se in een syden Dooß,

legts unner den Nachandelboom;

Eywitt, Eywitt! ach watt en schön Bagel bin ich!"

De Goldsmitt satt in sine Werkstede un maakt eene goldne Kede, daar hörd he den Bagel, de up sin Dack satt un sung, un dat dünkt em so schön; daar stund he up, un as he aver den Gull ging, so vörloor he eenen Löffel, he ging aver so recht midden up de Strate, eenen Löffel un een Sock an, sin Schortfell had he vör, un in de een Hand had he de goldne Kede, un in de anner de Tang, un de Gull schiint so hell up de Strate; daar ging he recht so staan un sach den Bagel an: „Bagel, seg he do, wo schön kannst du singen, sing my dat Stück nochmal.“ — „Nee, segd de Bagel, tweemaal sing ich nich umsonst, gib my de goldne Kede, so wil ich di et nochmal singen.“ „Da, segd de Goldsmitt, heft du de goldne Kede, nu sing my dat nochmal.“ Daar kam de Bagel un nam de goldne Kede so in de rechte Krall, un ging vör den Goldsmitt sitten un sung:

„Min Mober de mi slacht't,

min Vader de mi att,

min Schwester de Marleeniken

söcht alle mine Beeniken

un bindt se in een syden Dooß,

legts unner den Nachandelboom;

Eywitt, Eywitt! ach watt een schön Bagel bin ich!"

Daar flog de Bagel weg na eenen Schooster, un sett sich up den sin Dack un sung:

„Min Mober de mi slacht't,
 min Vader de mi att,
 min Schwester de Marleeniken,
 söcht alle mine Beeniken
 un bindt se in een syden Dooft,
 legt's unner den Machandelboom;
 Fhwitt, Fhwitt! ach watt een schön Bagel bin ick!“

De Schooster hörd dat, un leep vör sin Döör, in Hemdsarmel,
 un sach na sin Daß, un must de Hand vör de Dogen holln, dat
 de Sünn em nich blendt: „Bagel segd he, wat kanst du schön
 singen!“ Da reep he in sin Döör herin: „Fru, kumm mal
 herut, daar is een Bagel, sü mal den Bagel de kann mal
 schön singen;“ da reep he sin Dochter un Kinner un Gesellen,
 Jung un Magd, un keemen all up de Straat, un segen den Ba-
 gel an, wo schön he was, un he hadd so recht roode un gröne
 Feddern, un um den Hals was dat, as luter Gold, un de Do-
 gen blinkten em in Ropp, as Steern. „Bagel, sed de Schooster,
 nu sing my dat Stük nochmal.“ „Nee, segd de Bagel, twee-
 mal sing ick nich umsünst, du müßt my wat schenken.“ „Fru,
 sed de Mann, ga na de Dön-böhn up den bövelsten Boord, do
 staan een paar rode Scho, de bring herunn;“ daar ging de Fru
 hen un haalt de Scho. „Da Bagel, sed de Mann, nu sing my
 dat Stük nochmal,“ daar kamm de Bagel un namm de Scho in
 de linke Klau, un slog wedder up dat Daß un sung:

„Min Mober de mi slacht't,
 min Vader de mi att,

min Ewester de Marleeniken
 sôcht alle mine Beeniken
 un bindt se in een syden Dooł,
 legts unner den Machandelboom;
 Fhwitt, Fhwitt! ach watt een schön Wagel bin ick!"

Un as he ufsungen habb, so floog he weg, de Rede habb he in
 de rechte un de Scho in de linke Klau; un he floog wyt weg na
 eene Mähl, un de Mähl ging flippe flippe, — flippe flippe, —
 flippe flippe — un in de Mähl daar sceten twintig Mählenbur-
 schen, de haugten eenen Steen un haecten hick hack — hick hack
 — hick hack, un de Mähl ging flippe flippe, — flippe flippe, —
 flippe flippe. Daar ging de Wagel up eenen Lindenboom sitten,
 de vdr de Mähl stund, un sung:

„Min moder de mi slacht't,"
 do hörte een up,
 „min Bader de mi att,"
 do hörten noch twee up, un hörten dat:
 „min Ewester de Marleeniken"
 do hörten webber veer up,
 „sôcht alle mine Beeniken
 un bindt se in een syden Dooł,"
 nu haecten noch man acht
 „legts unner."
 nu noch man fyfe
 „den Machandelboom;"

nu noch man een

„Fyiwitt, Fyiwitt! ach watt een schön Bagel bin ich!“

daar heel de letzte ook up, un habb dat letzte noch hörb. „Bagel, segb he, wat singst du schön, laaht my dat ook hören, sing my dat nochmal!“ „Nee, segb de Bagel, tweemaal sing ich nich umfünst, giv my den Mählensteen, so will ich dat nochmal singen.“ — „Ja, segb he, wenn he my alleen hörb, so sust du em hebben.“ — „Ja, seiden de annern, wenn he nochmal singt, so fall he em hebben;“ daar kamm de Bagel herün, un de Möllers saaten all twintig mit Böhm an, un böörten den Steen up, hu uh up, hu uh ihp! — hu uuh uhp! daar staet de Bagel den Hals böör dat Loch, un nam em um as eenen Kragen un floog wedder up den Boom, un sung:

„Min Moder de mi flacht't
min Vater de mi art,
min Schwester de Marleenken
sicht alle mine Beenken
un bindt se in een syden Dooch,
legts unner den Machandelboom;

Fyiwitt, Fyiwitt! ach watt een schön Bagel bin ich!“

un as he dat utfungen habb, da ded he de Flunt van eenanner, un had in de rechte Klau de Rebe un in de linke de Scho un um den Hals den Mählensteen un floog wiit weg na sines Vaders Huus. —

In de Stuve satt de Vater, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vater sehd: „ach wat waart my licht, my is recht

so goob to Mobe.“ — „Neel! seb de Mober, my is so angst, so recht, as wenn een swaar Gewitter kummt!“ Marleenken averst satt un weend un weend. Daar kamm de Bagel anflogen, un as he sich up dat Daak sett — „ach! segb de Vader, my is so recht frubig, un de Sönn schiint buten so schön, my is recht as soll ich eenen ollen Bekannten weddersehn!“ — „Nee, seb de Fru, my is so angst, de Leene klappern my, un dat is my as Fûr in de Afern, un se reet sich eer Biffen up un so meer; averst Marleenken satt in een Eck un weende un had eeren Platen vor de Dogen, un weende den Platen gans messnatt. Daar sett sich de Bagel up den Nachandelboom un sung:

„Min Mober de mi slacht't,“

daar heel de Mober de Doren to, un kneep de Dogen to, un wold nich sehn un hören, aver dat bruuste eer in de Doren, as de allerstarkst Storm, un de Dogen brennten eer un zackten as Blij:

„min Vaber de mi att,“

„Ach Mober, segb de Mann, daar is een schön Bagel, de singt so herlich, de Sönn schiint so warm, un dat rucht as luter Binnemamen.“

„min Schwester de Marleenken“

daar seb Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg, de Mann averst seb: „ich ga herut, ich mut den Bagel dicht by sehn;“ — „ach, ga nich, seb de Fru, my is, as hevt dat ganze Huus un stunn in Flammen;“ aver de Mann ging herut un sach den Bagel an;

ſicht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dooſt,
legt's unner den Maſchandelboom;

Ehwitt, Ehwitt! ach wat een ſchön Bagel bin ic!

Mit des leet de Bagel de golben Kebe fallen, un ſe feel den
Mann juſt um den Hals, ſo recht hier herum, dat ſe recht ſo
ſchön paſt; daar ging he herin un ſeb: „ſü, wat is dat vör een
ſchön Bagel, hett my ſo 'ne ſchöne goldne Kebe ſchenkt, un ſüht
ſo ſchöne ut;“ de Fru aber was ſo angſt un feel langs in de
Stuve hen, un de Müß feel eer van den Kopp. — Daar ſung
de Bagel webber:

„Min Moder de mi ſlacht't“

„Ach, dat ic duſend Juber unner de Erde waer, dat ic dat
nich hören ſull!“

„min Vader de mi att,“

daar feel de Fru vör bood nebber,

„min Swēſter de Marleeniken,“

„Ach, ſeb Marleeniken, ic wil ook herut gaan un ſeen, op de
Bagel my wat ſchenkt;“ daar ging ſe herut,

„ſicht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dooſt,“

daar ſmeet he eer de Scho herun;

„legt's unner den Maſchandelboom;

Ehwitt, Ehwitt! ach wat een ſchön Bagel bin ic!“

Daar was eer ſo licht un frölich, daar truck ſe de nien rooben
Scho an, un danſt un ſprång herinn; „ach, ſeb ſe, ic was ſo

trurig as id herut ging, un nu is my so licht, dat is mal een herlichen Vogel, het my een Paar roode Scho schenkt!" „Nee," sed de Fru, un sprung up, un de Paar stunnen eer to Barge as Fûursflammen, „my is, as full de Weld unnergahn, id wil ook herut, op mi lichter warden full;" un as se ut de Döör kamm — bratsch! — smet eer de Vogel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganz tomatst. De Vader un Marleenten hörden dat un gingen herut, daar ging een Damp un Flam un Fûur up van de Steed, un as dat vorby was, da stund de lüttje Broder, un he namm sinen Vader un Marleenten bi de Hand, un weeren all bree so recht vergnügt un gingen in dat Huus by Disch un eeten.

48.

Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden, so daß er nichts mehr fest packen konnte. Da stand der Bauer einmal mit seiner Frau im Hofe und sprach: „den alten Sultan schieß ich morgen todt, der ist zu nichts mehr nuß." Der Frau that der Hund leid und sie antwortete: „er hat uns so lange Jahre gebient, daß wir ihm wohl könnten das Gnadenbrot geben." „Ei was, sprach der Mann, du bist nicht recht gescheidt, er hat keinen Zahn mehr im Maul und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; hat er uns gebient, so hat er sein gutes Fres-

Treffen dafür gekriegt, jetzt taugt er nichts mehr und da kann er abgehn.“

Der Hund, der nicht weit davon lag, hatte alles mit angehört, erschrak und war traurig, daß morgen sein letzter Tag seyn sollte. Nun hatte er einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem ging er Abends hinaus in den Wald und erzählte, was ihm für ein Schicksal bevorstehe. „Mach dir keine Sorgen, sprach der Wolf, ich weiß einen guten Rath. Morgen in aller früh geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu und sie nehmen ihr kleines Kind mit. Das legen sie bei der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten, da leg dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Dann will ich aus dem Wald kommen und das Kind rauben, du mußt mir nachspringen mit allen Kräften, als wolltest du mirs wieder abjagen. Ich laß es fallen und du bringst es wieder, dann glauben sie, du hättest es gerettet und sind viel zu dankbar, dir etwas zu thun; im Gegentheil, du kommst in völlige Gnade und es wird dir an nichts fehlen.“

Der Anschlag gefiel dem Hund und wie er ausgedacht war, so wurde er auch ausgeführt. Der Bauer schrie, wie er den Wolf mit seinem Kind durchs Feld laufen sah, als es aber der alte Sultan wieder zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sprach: „dir soll nichts Böses widerfahren, du sollst das Gnadenbrot haben, so lang du lebst.“ Dann sagte er zu seiner Frau: „geh gleich heim und Koch dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu heißen und mein Kopfkissen schenk ich ihm auch zu seinem Lager.“ Von nun an hatte es der Sultan so gut, als

er sich nur wünschen konnte. Der Wolf besuchte ihn und freute sich, daß es so wohl gelungen war. „Hör Landmann, sprach er, du wirst doch ein Aug zubrücken, wenn ich deinem Herrn ein fettes Schaf wegholen kann. Es wird einem heutzutage schwer, sich durchzuschlagen.“ „Nein, antwortete der Hund, meinem Herrn bin ich treu, das kann ich nicht zugeben.“ Der Wolf indes meinte, das war kein Ernst und kam in der Nacht, den guten Bissen abzuholen; aber der treue Sultan hatte dem Herrn alles angezeigt, so daß dieser in der Scheuer aufpaßte und dem Wolf garstig die Haare kämmte. Der Wolf mußte zwar ausreißten, rief aber dem Hund noch zu: „du schlechter Kerl, das soll dir nicht hingehen!“

Am andern Morgen schickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten Sie ihre Sache ausmachen. Der Hund konnte niemand als eine dreibeinige Kage zu seinem Beistand bekommen; als sie nun zusammen hinaus gingen, humpelte die arme Kage daher und streckte dabei den Schwanz vor Schmerzen in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle; aber als sie die Gegenpart daher kommen sahen, meinten sie, er führe einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz der Kage dafür ansahen, und wenn diese so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nicht anders, als sie hätte jedesmal einen Stein auf und wollte damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden angst und das wilde Schwein verkroch sich ins Laub und der Wolf sprang auf einen Baum. Der Hund und die Kage, als sie herangekommen waren, wunderten sich, daß

niemand sich sehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren standen noch hervor. Als die Kage nun umher schaute und das Schwein mit den Ohren zwinste, meinte sie, es regte sich da eine Maus, sprang drauf los und biß herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit großem Geschrei, sprang fort und rief noch zurück: „dort auf dem Baum, da sitzt der Schuldner.“ Der Hund und die Kage sahen hinauf und erblickten den Wolf, der mußte sich schämen, daß er sich so gefürchtet hatte und von dem Hund den Frieden annehmen.

49.

Die sechs Schwäne.

Es jagte einmal ein König in einem großen Wald und jagte einem Wild so eifrig nach, daß niemand von seinen Leuten ihm nachfolgen konnte, zuletzt verirrte er sich und fand keinen Ausgang. Da sah er etwas auf sich zukommen, das ging wie eine alte Frau gebückt und mit wackelndem Kopf und war eine Hexe. Der König rebete sie an und sprach: „zeigt mir doch den Weg durch den Wald.“ „O ja, Herr König, antwortete sie, wenn ihr meine Tochter heirathen und zur Frau Königin machen wollt, dann solls geschehen, sonst aber nicht und ihr müßt hier bleiben und Hungers sterben, denn ihr kommt nimmermehr ohne mich aus dem Wald.“ Der König, dem sein Leben lieb war, sagte in der Angst ja und darauf führte ihn die Alte zu dem Mädchen. Es

war sehr schön, aber der König hatte es doch nicht lieb und konnte es nicht ohne heimliches Grausen ansehen. Die Hexe brachte sie beide auf den Weg nach des Königes Schloß und als sie da angelangt waren, mußte er Wort halten und sie zu seiner Gemahlin nehmen.

Der König aber war schon einmal verheirathet gewesen und hatte von der ersten Frau sechs Buben und ein Mädchen und liebte die Kinder über alles auf der Welt. Weil er nun fürchtete, die Stiefmutter könnte ihnen ein Leid anthun, so brachte er sie in ein einsames Schloß, das mitten in einem Walde stand. Der Weg dahin war so schwer zu finden, daß er ihn selbst nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht von einer weisen Frau ein Knäuel Garn wäre geschenkt worden, das sich, wenn er es vor sich hin auf die Erde warf, von selbst loswickelte und ihm den Weg zeigte. Der König ging oft hinaus zu seinen lieben Kindern, daß es endlich die Königin merkte, neugierig ward und wissen wollte, was er so oft allein in dem Wald zu schaffen habe. Nun gewann sie die Diener und diese verriethen ihr das Geheimniß. Das erste, was sie that, war, daß sie sich durch List das Knäuel verschaffte und als sie es hatte, machte sie sieben kleine Hemdchen und ging damit hinaus. Das Knäuel zeigte ihr den Weg und als die sechs Knaben jemand kommen sahen, meinten sie, es wäre ihr Vater und sprangen voll Freude heran. Da warf sie über jeden eins von den Hemdchen und alsbald, wie das ihren Leib berührt hatte, verwandelten sie sich in Schwäne, flogen auf in die Luft und flogen davon. Sie glaubte nun der Stiefkinder los zu seyn, weil

das Mädchen nicht mitgelaufen war und sie nichts von ihm wußte, und ging wieder heim. Andern Tags kam der König, da fand er niemand, als das Mädchen, das erzählte ihm, daß es aus seinem Fensterlein gesehen, wie seine lieben Brüder als Schwäne fortgeflogen wären und zeigte ihm die Federn, die sie in den Hof hatten fallen lassen und die es aufgelesen. Der König trauerte, dachte aber nicht, daß die Königin die böse That vollbracht hätte und weil er fürchtete, das Mädchen würde ihm auch geraubt, wollte er es mit fort nehmen. Aber es hatte Angst vor der Stiefmutter und bat, daß es nur noch diese Nacht im Waldschloß bleiben dürfte.

Als aber die Nacht kam, da entfloß es und ging geradezu in den Wald hinein. Es ging die ganze Nacht und auch den andern Tag in einem fort, bis es vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Da sah es eine Wildhütte, stieg hinauf und fand eine Stube mit sechs kleinen Betten, aber es getraute nicht, sich in eins hinein zu legen, sondern legte sich unter eins auf die Erde und wollte die Nacht da zubringen. Als aber die Sonne bald untergehen wollte, hörte es ein Rauschen und sah, daß sechs Schwäne zum Fenster herein geflogen kamen. Sie setzten sich auf den Boden und bliesen einander an und bliesen sich alle Federn ab, und da streifte sich ihre Schwanenhaut herunter wie ein Hemd. Da sah sie das Mädchen an und sah, daß es ihre Brüder waren, freute sich und kroch unter dem Bett hervor. Die Brüder, als sie ihr Schwesterchen erblickten, freuten sich auch, waren aber zugleich traurig und sprachen: „hier kann deines Bleibens nicht seyn, das

ist eine Herberg für Räuber, die vom Raub heimkommen; wenn sie dich fänden, würden sie dich ermorden.“ Da sprach sie: „Könnt ihr mich denn nicht schützen?“ „Nein, antworteten sie, denn wir können nur eine Viertelstunde lang jeden Abend unsere Schwanenhaut uns abblasen und haben in der Zeit unsere menschliche Gestalt, hernach werden wir wieder verwandelt.“ „Kann ich euch aber nicht erlösen?“ sprach das Mädchen. „Ach nein, antworteten sie, das kannst du nicht, denn es ist zu schwer: sechs Jahre lang darfst du nicht sprechen und nicht lachen, und mußt in der Zeit sechs Hemblein aus Sternblumen für uns zusammennähen, sprichst du ein einziges Wort, so ist alle Arbeit verloren.“ Und als die Brüder das gesprochen, war die Viertelstunde herum und sie wurden wieder in Schwäne verwandelt.

Das Mädchen aber sprach in seinem Herzen: „ich will meine Brüder erlösen und sollt es mein Tod seyn.“ Und am andern Morgen sammelte es sich Sternblumen, setzte sich damit auf einen hohen Baum und fing an zu nähen. Neben konnte es mit niemand und lachen wollte es nicht, es saß da und sah nur auf seine Arbeit. Als es schon lange Zeit da zugebracht, geschah es, daß einmal der König dieses Landes in dem Wald jagte und seine Jäger zu dem Baum kamen, auf welchem das Mädchen saß und nähte. Sie riefen: „wer bist du? Komm herab zu uns;“ aber es gab keine Antwort und schüttelte nur mit dem Kopf. Als sie von neuem riefen, wollte es sie mit Geschenken befriedigen und warf ihnen seine goldne Halskette herab. Und weil sie nicht abließen, auch noch seinen Gürtel, als auch dies nichts half, seine

Strumpfbänder, endlich alles, was es entbehren konnte, so daß es nichts mehr, als sein Hemblein behielt. Die Jäger waren aber damit nicht zufrieden, stiegen auf den Baum, hoben das Mädchen herab und brachten es vor den König. Der König fragte es auch: „wer bist du? und wie bist du dahin gekommen?“ und fragte es in allen Sprachen die er wußte. Aber es antwortete nicht und blieb stumm wie ein Fisch; doch weil es so schön war, daß er meinte niemals jemand schöneres gesehen zu haben, ward sein Herz gerührt von großer Liebe. Er wickelte es in seinen Mantel, nahm es vor sich aufs Pferd und brachte es in sein Schloß. Da ließ er ihm reiche Kleider anthun, daß es strahlte, wie der helle Tag, aber es war kein Wort aus ihm zu bringen. Doch setzte er es bei Tisch an seine Seite und ward von seinen Mienen und seiner Sittsamkeit so bewegt, daß er sprach: „diese begehre ich zu heirathen und keine andere auf der Welt,“ und vermählte sich nach einigen Tagen mit ihr.

Nun hatte der König eine böse Mutter, die war unzufrieden mit dieser Heirath, sprach schlecht von der Königin und sagte: „wer weiß, wo die stumme Dirne her ist, die ist eines Königs nicht würdig.“ Ueber ein Jahr, als die Königin das erste Kind zur Welt brachte, nahm es die Alte weg und bestrich ihr den Mund mit Blut. Dann ging sie zum König und klagte sie als eine Menschenfresserin an. Der König aber aus großer Liebe wollte es nicht glauben und litt nicht, daß ihr ein Leid angethan wurde. Sie aber saß beständig und nähte an den Hemden und achtete auf nichts anderes. Das nächstemal, als die Königin wie-

der einen schönen Knaben gebar, da übte die falsche Schwiegermutter denselben Betrug aus, aber der König konnte sich nicht entschließen, ihren Reden Glauben beizumessen und sprach: „sie ist stumm und kann sich nicht vertheidigen, sonst würde ihre Unschuld an den Tag kommen.“ Als aber zum drittenmal die Alte das neugeborne Kind raubte und die Königin anklagte, die kein Wort zu ihrer Vertheidigung sprach, da konnte der König die Gesetze nicht länger abwenden und sie ward verurtheilt, durch Feuer vom Leben zum Tod gebracht zu werden.

Als der Tag herankam, wo das Urtheil sollte vollzogen werden, da war auch gerade der letzte Tag von den sechs Jahren, in denen sie nicht sprechen und nicht lachen durfte, um ihre lieben Brüder aus des Zaubers Macht zu befreien. Die sechs Hemden waren fertig geworden, nur daß an dem letzten der linke Ärmel fehlte. Wie sie nun zum Scheiterhaufen geführt wurde, nahm sie die sechs Hemden mit sich und als sie oben stand und das Feuer eben sollte angezündet werden, schaute sie aufwärts und sah sechs Schwäne durch die Luft her ziehen. Da regte sich ihr Herz in Freuden und sie sprach zu sich: „ach Gott, nun soll die schwere Zeit herum seyn!“ Die Schwäne rauschten bald über ihr und senkten sich herab, daß sie die Hemden überwerfen konnte, und wie sie davon berührt waren, fielen die Schwanenhäute ab und ihre Brüder standen leibhaftig, frisch und schön vor ihr; nur dem sechsten fehlte der linke Arm und er hatte dafür einen Schwanenflügel an dem Rücken. Sie herzten sich und küßten sich und die Königin ging darauf zum König, der ganz bestürzt war, und

sprach: „liebster Gemahl, nun ist mir die Sprache wiedergegeben, ich bin unschuldig angeklagt worden“ und erzählte ihm, wie die alte Schwiegermutter so schändlich sie verläumdet und daß sie die drei jungen Söhne verborgen halte. Da wurden sie zu großer Freude des Königs herbeigeholt, die Alte aber wurde zur Strafe auf den Scheiterhaufen gebunden und zu Asche verbrannt. Der König und die Königin mit ihren sechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.

50.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Krebs aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „dein Wunsch wird erfüllt und du wirst eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Krebs vorausgesagt hatte, das geschah und die Königin gebahr ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen und nachdem das Fest gehalten war, beschenk-

ten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als zehn ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „es soll aber kein Tod seyn, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt war, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel und als es umbrehte, sprang die Thüre auf und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann eifrig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen, sprach die Königstochter, was

machst du da?" „Ich spinne" sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!" sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging die Verwünschung des Bauerweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein und der Braten hörte auf zu brühen und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief und alles was lebendigen Othem hat, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königs Tochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königsöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte

ein alter Mann von der Dornhecke, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königsöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu bringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mogte ihm ab-rathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verfloßen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst aus einander, daß er unbeschädigt hindurch ging; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Zungen anpacken und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat da liegen und schlafen und oben drüber den König und die Königin. Da ging er noch weiter und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht ab-

wenden konnte und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen und der Braten brügelte fort; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

51.

Vom Fundevogel.

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als ob's ein kleines Kind wäre und ging dem Schreien nach, da sah er endlich einen hohen Baum und oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeschlafen, da hatte ein Raubvogel das Kind in ihrem Schooß gesehen, flog hinzu, nahm es mit seinem Schnabel weg, und setzte es auf den hohen Baum.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: „du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lehnchen zusammen aufziehen;“ brachte es heim, und die zwei Kinder wuchsen so mit einander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lehnchen hatten sich so lieb, nein so lieb, daß wenn eins das andere nicht sah, wurde es traurig.

Der Förster hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an Wasser zu schleppen und ging nicht einmal, sondern vieleimal hinaus an den Brunnen. Lehnchen sah es und sprach: „hör einmal, alte Sanne, was trägst du denn so viel Wasser zu?“ — „Wenn du keinem Menschen wieder sagen willst, so will ich dir's wohl sagen.“ Da sagte Lehnchen, nein, sie wollte es keinem Menschen wiedersagen, so sprach die Köchin: „morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koch' ich das Wasser, und wenns in dem Kessel siedet, werf ich den Fundevogel 'nein, und will ihn darin kochen.“

Und des andern Morgens in aller Frühe stieg der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett, da sprach Lehnchen zum Fundevogel: „verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht!“ so sprach der Fundevogel: „nun und nimmermehr.“ Da sprach Lehnchen: „ich will es dir nur sagen, die Sanne schleppte gestern Abends so viel Eimer Wasser ins Haus, da fragte ich sie, warum sie das thäte, so sagte sie: wenn ichs keinem Menschen sagen wollte, so

wollte sie es mir wohl sagen; sprach ich: ich wollte es gewiß keinem Menschen sagen, da sagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser sieden und dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufsteigen, uns anziehen und zusammen fortgehen."

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Rächin in die Schlafkammer und wollte den Fundevogel holen, um ihn hinein zu werfen. Aber, als sie hinein kam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort, da wurde ihr grausam angst und sie sprach vor sich: „was will ich nun sagen, wenn der Förster heim kommt und sieht, daß die Kinder weg sind. Geschwind hintennach, daß wir sie wieder kriegen!"

Da schickte die Rächin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einlangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lehnchen zum Fundevogel: „verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht!" So sprach Fundevogel: „nun und nimmermehr!" Da sagte Lehnchen: „werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen drauf!" Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da, als ein Rosenstrauch und ein Röschen oben drauf, die Kinder aber nirgend. Da sprachen sie: „hier ist nichts zu machen" und gingen heim, und sagten vor die Rächin, sie hätten nichts in der Welt gesehen, als nur ein Rosenstöckchen mit einem Röschen oben drauf. Da schalt die alte Rächin: „ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen

sollen entzwei schneiden, und das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen: geschwind und thuts!" Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen, da sprach Lehnchen: „Funde vogel, verläßt du mich nicht; verlaß ich dich auch nicht!" Funde vogel sagte: „nun und nimmermehr." Sprach Lehnchen: „so werde du eine Kirche und ich die Krone darin!" Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da, als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zu einander: „was sollen wir hier machen, laßt uns nach Hause gehen!" Wie sie nach Haus kamen, fragte die Röschin, ob sie nichts gefunden, so sagten sie nein, sie hätten nichts gefunden, wie eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren, schalt die Röschin, warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heimgebracht?" Nun machte sich die alte Röschin selbst auf die Beine, und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen und die Röschin wackelte hinten nach. Da sprach Lehnchen: „Funde vogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht." Da sprach der Funde vogel: „nun und nimmermehr." Sprach Lehnchen: „werde du zum Teich und ich die Ente drauf!" Die Röschin aber kam herzu und als sie den Teich sahe, legte sie sich drüber hin und wollte ihn auslaufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein, da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Haus, und waren herzlich froh, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

König Droßelbart.

Ein König hatte eine Tochter, die war wunderschön, aber stolz und übermüthig, so daß ihr kein Freier gut genug war und sie einen nach dem andern abwies, und noch dazu Sport mit ihnen trieb. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu alle heirathslustigen Männer ein, die wurden in eine Reihe, nach ihrem Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzoge, die Fürsten, Grafen und Freiherrn, zuletzt die Edelleute. Nun wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusagen. Der eine war ihr zu dick: „das Weinfäß!“ sprach sie. Der andere zu lang: „lang und schwank hat keinen Gang!“ der dritte zu kurz: „kurz und dick hat kein Geschick!“ der vierte zu blaß: „der bleiche Tod!“ der fünfte zu roth: „der Zinshahn!“ der sechste war nicht gerad genug: „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!“ und so hatte sie an einem jeden etwas auszusagen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Si, rief sie und lachte, der hat ein Kinn, wie die Droßel einen Schnabel!“ und seit der Zeit bekam er den Namen Droßelbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts that, als über die Leute spotten und alle Freier die da versammelt waren verschmähte, ward er zornig und schwur, sie

sollte den ersten, besten Bettler zum Mann nehmen, der vor seine Thüre käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu erwerben. Als es der König hörte, sprach er: „laßt ihn herauf kommen!“ Da trat ein schmutziger Spielmann herein, sang vor dem König und seiner Tochter, und bat als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir da meine Tochter zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „ich habe den Eib gethan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „nun schickt sich nicht weiter, daß du in meinem Schloß bleibst, du kannst nur mit deinem Manne fortziehen.“

Der Bettelmann nahm sie mit hinaus, und sie kamen in einen großen Wald; da fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?“

„Der gehört dem König Droselbart:

hättst du'n genommen, so wär er dein!“

„Ich arme Jungfer zart,

ach, hätt ich genommen den König Droselbart!“

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne, grüne Wiese?“

„Sie gehört dem König Droßelbart:

hättst du'n genommen, so wär sie dein!“

„Ich arme Jungfer zart,

ach, hätt ich genommen den König Droßelbart!“

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört wohl die schöne große Stadt?“

„Sie gehört dem König Droßelbart,

hättst du'n genommen, so wär sie dein!“

„Ich arme Jungfer zart,

ach, hätt ich genommen den König Droßelbart!“

„Das gefällt mir gar nicht, sprach der Spielmann, daß du dir immer einen andern zum Mann wünschst, bin ich dir nicht gut genug?“ Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach Gott! was für ein Häuflein!

wem mag das elende, winzige Häuschen seyn?“

Der Spielmann antwortete: „das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen.“ „Wo sind die Diener?“ sprach die Königstochter. „Was, Diener! antwortete der Bettelmann, du mußt dir selber thun, was du willst gethan haben. Mach nur gleich Feuer an und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst, ich bin ganz müd.“ Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost gegessen hatten, legten sie sich zu Bett; aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus

besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht genug, und zehrten ihren Vorrath auf. Da sprach der Mann: „Frau, so gehts nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten.“ Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim, da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ich sehe das geht nicht, sprach der Mann, spinn lieber, vielleicht kannst du das besser.“ Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunterlief. „Siehst du, sprach der Mann, du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ichs versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen, du sollst dich auf den Markt setzen und die Waare feil halten.“ „Ach, dachte sie, wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und feil halten, wie werden sie mich verspotten!“ Aber es half nichts, sie mußte hin, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erstemal gings gut, denn die Leute kauften der Frau weil sie so schön war gern ihre Waare ab und bezahlten, was sie foderte, ja viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem erworbenen so lang es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein und sie setzte sich an eine Ecke des Markts und stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Husar daher gejagt und ritt gerade zu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte nicht vor

Angst, was sie anfangen sollte. „Ach wie wird mirs ergehen! rief sie, was wird mein Mann dazu sagen!“ Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Markts mit irdenem Geschirr! sprach der Mann, laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen; da bin ich in unseres Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen, dafür bekommst du freies Essen.“

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit thun. Sie machte sich an beiden Seiten in den Taschen ein Töpfchen fest, darin trug sie, was sie von dem übrig gebliebenen erhielt, nach Haus und sie lebten zusammen davon. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohns sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saalthüre und sah zu. Als nun alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal, und verwünschte ihren Hochmuth und Uebermuth, der sie in diese Armuth gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein und ausgetragen wurden, erhielt sie von den Dienern manchmal etwas geschenkt, das that sie in ihre Töpfchen und wollte es heim tragen. Auf einmal trat der Königssohn in goldenen Kleidern daher, und als er die schöne Frau in der Thüre stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie wollte nicht und erschrak, denn sie sah, daß es der König Droselbart war, der um sie ge-

freit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Als sie sich sträubte, zog er sie herein, da ging das Band auf, welches die Taschen hielt und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umher sprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klaster unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Thüre und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück und wie sie ihn ansah, war es der König Droselbart selbst, der sprach: „fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins, dir zur Liebe habe ich mich so verstellt und der Husar, der dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmuth womit du mich verspottet hast, zu strafen. Nun aber ist's vorüber und jetzt soll unser Hochzeitfest seyn.“ Da kamen die Kammerfrauen und thaten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Droselbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen.

53.

S n e e w i t t c h e n.

Es war einmal mitten im Winter und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem

Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee ausblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rothe im weißen Schnee so schön ausah, dachte sie bei sich: „hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarz wie der Rahmen!“ Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so roth wie Blut, und so schwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Ueber ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin, sie war eine schöne Frau, aber stolz auf ihre Schönheit, und konnte nicht leiden, daß sie von jemand darin sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, seyd die schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Wie diese nun ihren Spiegel wieder fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

antwortete er:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als ihr.“

Als die Königin das hörte, erschrak sie und ward blaß vor Zorn und Reib. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte,kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie es. Und der Reib und Hochmuth wuchsen und wurden so groß in ihr, daß sie ihr Tag und Nacht keine Ruh mehr ließen. Da rief sie einen Jäger und sprach: „füh: das Kind hinaus in den wilden Wald; ich wills nicht mehr vor meinen Augen sehen. Dort sollst du's tödten, und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte Sneewittchen hinaus, als er nun den Hirschfänger gezogen hatte und ihm sein unschuldiges Herz durchstoßen wollte, fing es an zu weinen und sprach: „ach, lieber Jäger, schenk mir mein Leben; ich will in den Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „so lauf hin, du armes Kind.“ Die wilden Thiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch wars ihm, als war ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu tödten brauchte. Und weil gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus, und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Die ließ sie in ihrer Bier gleich in Salz

kochen, aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Sneewittchen in dem großen Wald mitterseelig allein und ward ihm so Angst, daß es alle Blättchen an den Bäumen ansah und dachte, wie es sich helfen und retten sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Thiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. Es lief, so lang nur die Füße noch fort konnten, bis es halb Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löfflein, ferner sieben Messerlein und Gabeln und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein neben einander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach weil es so müde war, legte es es sich in ein Bettchen, aber keins paßte für es, das eine war zu lang das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es nun ganz dunkel war, kamen die Herrn von dem Häuslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an

und wie es nun hell im Häuslein warb, sahen sie, daß jemand darin gewesen, denn es stand nicht so alles in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „wer hat auf meinem Stühlchen gegessen?“ der zweite: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „wer hat von meinem Gemüschchen gegessen?“ Der fünfte: wer hat mit meinem Gabelchen gestochen?“ Der sechste: „wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war, da sprach er: „wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „ei! in meinem hat auch jemand gelegen!“ Der siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte er Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten das Sneewittchen. „Ei du mein Gott! ei du mein Gott! riefen sie, was ist das Kind schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gefellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „wie heißt du?“ „Ich heiße Sneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, wie es seine Stiefmutter

hätte wollen umbringen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und da war es gelaufen den ganzen Tag bis es endlich ihr Häuslein gefunden. Die Zwerge sprachen: „willst du unsern Haushalt versehen: kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben und es soll dir an nichts fehlen.“ Das versprach ihnen Sneewittchen. Da hielt es ihnen Haus, Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, Abends kamen sie nach Haus und da mußte ihr Essen bereitet seyn. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „hüt dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen daß du hier bist, und laß niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als wieder die erste und allerschönste zu seyn, und trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr!“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach und merkte, daß der Jäger sie betrogen und Sneewittchen noch im Leben war. Und da sie hörte, daß es über den

sieben Bergen bei den sieben Zwergen war, sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte, denn so lange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie lange nachgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin an und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge hinaus zu dem Zwerghaus, klopfte an die Thüre und rief: „gute Waare feil! feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr denn zu verkaufen?“ „Gute Waare, schöne Waare,“ antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben,“ dabei holte sie einen buntigen von Seide hervor und zeigte ihn. Die gute Frau kann ich herein lassen, dachte Sneewittchen, die meints redlich: riegelte die Thüre auf und kaufte sich den bunten Schnürriemen. „Wart, Kind,“ sprach die Alte, „wie bist du geschnürt! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Sneewittchen dachte an nichts böses, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte mit schnellen Fingern und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Athem verging und es für todt hinsiel. „Nun ist's aus mit deiner Schönheit,“ sprach das böse Weib und ging fort.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschrecken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, das sich nicht regte und nicht bewegte, als wär es todt! Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es zu fest geschnürt war und schnitten den Schnürriemen entzwei: da fing es an ein wenig zu athmen und ward nach und

nach wieder lebendig. Als die Zwerge von ihm hörten, was geschehen war, sprachen sie: „die alte Krämerfrau war niemand als die Königin, hüt dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr das Blut all zum Herzen, so erschraf sie, denn sie sah, daß Sneewittchen doch wieder lebendig geworden war. Nun sann sie aufs neue, was sie anfangen wollte, um es zu tödten, und machte einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm wieder die Gestalt einer armen Frau, aber einer ganz anderen, an. So ging sie hinaus über die sieben Berge zum Zwerghaus, klopfte an die Thüre und rief: „gute Waare feil! feil!“ Sneewittchen schaute heraus und sprach: „ich darf niemand hereinlassen.“ Die Alte aber rief: „sieh einmal die schönen Kämme,“ zog den giftigen heraus und zeigte ihn. Der gefiel dem Kind so gut, daß es sich bethören ließ und die Thür öffnete. Als es den Kamm gekauft hatte, sprach die Alte: „nun will ich dich auch kämmen.“ Sneewittchen dachte an nichts böses,

aber die Alte steckte ihm den Kamm in die Haare, alsbald wirkte das Gift darin so heftig, daß es todt niederfiel. „Nun wirst du liegen bleiben“ sprach sie und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen; als sie das Sneewittchen wie todt auf der Erde liegen sahen, dachten sie gleich, die böse Stiefmutter hätte es wieder umbringen wollen, suchten und fanden den giftigen Kamm; und wie sie ihn herausgezogen, kam es wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal auf seiner Hut zu seyn und niemand die Thüre zu öffnen.

Die Königin aber stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er, wie vorher:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Bei diesen Worten zitterte und bebte sie vor Zorn und sprach: „so soll das Sneewittchen noch sterben und wenn es mein Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Außerlich sah er schön aus mit rothen Backen, daß jeder, der ihn erblickte, eine Lust darnach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte

sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau und so ging sie über die sieben Berge zu dem Zwergenhaus und klopfte an. Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „ich darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's verboten.“ „Nun wenn du nicht willst, antwortete die Bäurin, so ist's auch gut; meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken.“ „Nein, sprach Sneewittchen, ich darf nichts annehmen.“ „Ei, du fürchtest dich wohl vor Gift; da, den rothen Backen beiß du ab, ich will den weißen essen,“ sprach die Alte. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rothe Backen nur vergiftet war. Sneewittchen lüsterte den schönen Apfel an und als es sah, daß die Bäurin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und ließ ihn sich geben. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es todt zur Erde nieder. Da sprach die Königin: „diesmal wird dich niemand erwecken,“ ging heim und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel endlich:

„Ihr, Frau Königin, seyd die schönste im Land.“

und ihr neidisches Herz hatte Ruhe, so gut es Ruhe haben konnte.

Die Zwerglein, wie sie Abends nach Haus kamen, fanden sie das Sneewittchen auf der Erde liegen, und regte sich kein Athem mehr und es war todt. Sie hoben es auf, suchten ob sie was giftiges fanden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wu-

schen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts, das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es darauf in eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen rothen Backen und sie sprachen: „das können wir nicht in die schwarze Erde versenken.“ Sie ließen einen Sarg von Glas machen, daß man es recht sehen könnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und daß es eine Königs Tochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Thiere kamen auch und beweinten das Sneewittchen, erst eine Gule, dann eine Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah noch aus als wenn es lebte und da schlief, denn es war noch so weiß als Schnee, so roth als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Der sah auf dem Berg den Sarg und Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „laßt mir den Sarg, ich will euch gehen, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „so schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochhalten, wie mein Liebste.“ Wie er so sprach, empfanden
die

die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten und von dem Schütterten fuhr der giftige Apfelgruß, den das Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals und es ward wieder lebendig und richtete sich auf. Da sprach es: „ach Gott! wo bin ich?“ Aber der Königssohn sagte voll Freude: „du bist bei mir“ und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte und sprach: „ich habe dich lieber, als alles auf der Welt, komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm das Sneewittchen gut und ging mit ihm und zu ihrer Hochzeit ward alles mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest war aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleibern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr!“

Wie das böse Weib das hörte, erschrak sie und ward ihr so angst, so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Sie wollte gar nicht auf die Hochzeit kommen und doch trieb sie der Meid, daß sie die junge Königin sehen wollte. Und wie sie hineintrat, sah sie, daß es niemand anders, als Sneewittchen war und vor Schrecken konnte sie sich nicht regen. Aber es standen schon eiserne Pantoffeln über

Kindermärchen I.

©

Kohlenfeuer, und wie sie glühten, wurden sie hereingebracht und sie mußte die feuerrothen Schuhe anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannt wurden, und ehr durfte sie nicht aufhören, als bis sie sich zu todt getanzt hatte.

54.

Der Kanzen, das Hütlein und das Hörnlein.

Es waren drei Brüder von Haus sehr arm und als ihre Armuth so groß ward, daß sie nichts mehr zu heißen und zu brechen hatten, verabredeten sie mit einander in die Welt zu gehen, vielleicht fänden sie irgendwo ihr Glück. Als sie nun schon weit und über viel Grashälmerchen gegangen waren, kamen sie in einen Wald, darin stand ein ganz silberner Berg. Der älteste machte sich bezahlt, nahm so viel, als er von dem Silber tragen konnte, und kehrte darnach heim; die beiden andern aber wollten ihr Glück noch besser versuchen, nahmen nichts und gingen weiter. Als sie wieder ein großes Stück fortgegangen waren, kamen sie zu einem Berg, der war ganz von Gold. Da sprach der zweite: „wie nun? soll ich mich reich davon machen, oder weiter gehen?“ stand eine Zeit lang und besann sich, endlich füllte er sich doch die Taschen, so viel hinein wollte, und ging auch nach Haus. Der dritte aber dachte: „Gold und Silber, das rührt mich nicht, ich will meinem Glück nicht absagen, vielleicht ist mir etwas besseres bescheert;“ ließ das Gold liegen und ging allein weiter. Als drei Tage herum waren, kam er in einen mächtigen Wald, der gar

kein Ende nehmen wollte, ging immer fort und da er nichts zu essen und zu trinken fand, war er nahe daran zu versterben. Da stieg er auf einen hohen Baum, ob er da oben Waldes Ende sehen mögte, aber er sah nichts, so weit sein Auge reichte, als lauter Baumspitzen. Da begab er sich von dem Baum wieder herunter zu steigen und dachte: wenn ich nur noch einmal meinen Leib ersättigen könnte! und als er herab kam, war sein Wunsch erfüllt und stand da ein Tisch mit vielerlei Speisen reichlich besetzt, von denen ein lieblicher Geruch zu ihm aufstieg. Da sprach er: „das war ein Wunsch zu rechter Zeit!“ nahte sich dem Tisch mit Lust und aß sich herzlich satt. Als er gegessen hatte, nahm er das Tischtüchlein, legte es säuberlich zusammen und steckte es in seinen Ranzen. Darauf ging er weiter und Abends, als er wieder Hunger hatte, holte er sein Tischtuch hervor, breitete es aus und sprach: „so wünsche ich, daß du mit Speisen wohl besetzt wärest.“ Da standen auf einmal so viel Schüsseln mit Essen darauf als nur Platz hatten und er sah wohl, daß es ein Wunsch-tüchlein war. Da sprach er: „du bist mir lieber als Silber und Gold!“

Er wollte aber noch nicht zurück, sondern zog weiter in die Welt hinein und kam eines Abends zu einem Röhler, der brannte seine Kohlen und hatte Kartoffeln am Feuer stehen. Sie boten sich die Zeit und redeten sich an; da lud ihn der Röhler ein, mit ihm Kartoffeln zu essen. „Nein, sagte er, ich will dir deine Mahlzeit nicht wegnehmen, aber du sollst mein Gast seyn.“ „Wer soll dir anrichten?“ sprach der Röhler, ich sehe doch wohl, daß du

nichts bei dir hast.“ „Doch solls ein gutes Essen seyn, sprach er, vergleichen du keins hast,“ holte sein Tüchlein hervor, breitete es aus und wünschte, da stand alles schon fertig gekocht. Der Röhler machte große Augen, doch langte er zu und ließ sich wohlschmecken. Als sie abgeessen hatten, sprach der Röhler: „dein Tüchlein gefällt mir, willst du mit mir tauschen, so geb ich dir einen alten Soldatenranzen dafür, der eine wunderliche Kraft hat und den ich doch nicht brauchen kann.“ — „Was hat er für Kraft?“ — „Wenn du mit der Hand darauf klopft, so kommen jedesmal ein Gefreiter und sechs Gemeine heraus mit Ober- und Untergewehr und vollbringen, was du ihnen aufträgst.“ „Wenns nicht anders seyn kann, bin ichs zufrieden,“ sprach der andere, also daß der Tausch vor sich ging und der Mann den Ranzen mitnahm, der Röhler aber das Tüchlein behielt. Als nun jener ein Stück Wegs gegangen war, sprach er: „ich muß doch meinen Ranzen auch versuchen“ und klopfte daran. Als bald traten die sieben Kriegshelden vor ihn und der Gefreite sprach: „was verlangt mein Herr?“ Er antwortete: „geht hin und holt mir beim Röhler mein Wunschtüchlein wieder.“ Sie machten links um und nicht lange, so kamen sie und brachten das Verlangte und hatten es dem Röhler, ohne viel zu fragen, abgenommen. Nun hieß er sie wieder abgehen und zog weiter und dachte, das Glück scheint mir wohl noch besser. Bei Sonnenuntergang kam er zu einem zweiten Röhler, der da beim Feuer seine Abendmahlzeit bereitete. „Gott zum Gruß, sprach der Röhler, wollt ihr mit mir essen, Kartoffeln ohne Schmalz, so sollen sie euch gegönnt

sehn.“ „Nein, antwortete er, für diesmal sollst du mein Gast sehn,“ deckte sein Tüchlein auf und besetzte es mit guten Gerichten; da aßen sie und tranken zusammen und waren guter Dinge. Nach dem Essen sprach der Kohlenbrenner: „dein Tüchlein hält ich um mein Leben gern, ich habe da ein unnützes Hüttlein, wenn das einer aufsetzt und dreht es auf dem Kopf herum, so gehen die Feldschlangen, als wären zwölf beisammen aufgeführt und schießen alles nieder; das Hüttlein will ich dir für dein Tischtuch geben.“ Er sprach ja dazu, nahm das Hüttlein und ließ sein Tüchlein zurück; als er aber ein Stück Wegs gegangen war, klopfte er auf seinen Ranzen und sprach zu dem Gefreiten: „geh und hol mit deinen sechs Mann mir mein Wunschtüchlein wieder.“ Die brachten es auch zurück und er hatte nun das Hüttlein noch obendrein gewonnen. Er wollte aber noch immer nicht nach Haus und dachte, noch ist nicht Zeit daß ich umkehre, ich muß noch weiter. Der Wald aber nahm kein Ende und er ging darin noch einen Tag fort. Abends kam er zu einem dritten Röhler, der ihn nicht anders als die vorigen zu ungeschmelzten Kartoffeln einlud. Er aber ließ ihn von seinem Wunschtüchlein mitessen, und das schmeckte dem Röhler so gut, daß er ihm zuletzt ein Hörnlein dafür bot, wenn man darauf blies, fielen alle Festungswerke, ja endlich alle Dörfer und Städte übern Haufen. Er gab ihm zwar das Tüchlein, ließ sich aber, als er fort war, von seinen Kriegsheiden wieder abfordern, so daß er endlich den Ranzen, das Hüttlein und das Hörnlein beisammen hatte. „Nun, sprach er, bin

ich ein gemachter Mann und jetzt ist's Zeit, daß ich heimkehre und sehe, wies meinen Brüdern geht."

Als er zu Haus anlangte, lebten seine Brüder von ihrem Reichthum gar herrlich, und wie sie ihn erblickten, in einem alten, zerrissenen Rock, wollten sie ihn nicht erkennen und wollten ihn fortjagen. Da ward er zornig und klopfte auf seinen Ranzgen, so lange bis 150 Mann da standen, die hieß er seinen Brüdern die Hücke (Buckel) vollschlagen, bis sie wußten, wer er wäre. Nun gabs gewaltigen Lärm und das ganze Dorf kam zu Hilfe, konnte aber gegen die Soldaten wenig ausrichten. Als es dem König gemeldet wurde, ließ er einen Hauptmann mit seinen Leuten gegen sie ausrücken; der Mann aber mit den Wunschdingen wie sie herbeikamen, klopfte auf seinen Ranzgen und ließ Fußler und Reiter aufziehen, die schlugen den Hauptmann mit seinen Leuten zurück, daß sie mit blutigen Nasen heimgingen. Der König sprach: „der ist noch zu bändigen" und schickte am andern Tag mehr Volk gegen ihn, aber er klopfte so lang auf seinen Ranzgen, bis ein ganzes Heer in Reih und Glied stand und auf den Feind los ging. Dann brehte er sein Hütlein ein paarmal auf dem Kopf herum, da ging das schwere Geschütz und des Königs Leute wurden geschlagen und in die Flucht gejagt. „Jetzt mache ich nicht eher Frieden, sprach er, als bis mir die Königs-tochter zur Frau gegeben wird und ich im Namen des Königs das ganze Reich beherrsche." Der König sprach zu seiner Tochter: „Muß ist eine harte Muß, will ich Frieden haben und die Krone auf meinem Kopf behalten, so muß ich dich hingeben."

Die Hochzeit ward gefeiert, aber der Königstochter lag es beständig im Sinn, daß sie einen so häßlichen Mann hatte nehmen müssen. Da dachte sie Tag und Nacht, wie sie ihn wieder könnte los werden und wünschte nichts sehnlicher. Sie forschte, in welchen Vortheilen doch seine Macht bestände und er entdeckte ihr, daß er einen wunderbaren Ranzen hätte. Nun schmeichelte sie ihm so lange bis er ihr seinen Ranzen gab und wie er endlich in ihrer Gewalt war, verließ sie ihn und als er das Heer aufbot, da klopfte sie auf den Ranzen, bis noch einmal so viel gegen ihn standen. Da war er verloren gewesen, wenn er nicht noch sein Hüttlein gehabt hätte, das setzte er sich auf und schwenkte es ein paarmal, alsbald fing das Geschütz an zu spielen und schlug alles nieder, so daß die Königstochter selbst kommen und um Gnade bei ihm bitten mußte. Er ließ sich überreden und bewilligte den Frieden; nachdem sie eine Zeit lang wieder beisammen gelebt, fing sie von neuem an ihn auszuforschen und merkte, daß in einem Hüttlein seine Macht lag, und schwagte es ihm endlich ab. Als sie es aber hatte, verjagte sie ihn und gedachte ihn damit zu bezwingen, aber er griff nach seinem Hörnlein und blies hinein; da fiel alles zusammen, Mauern, Festungswerke, Dörfer und Städte und schlugen den König und die Königstochter todt, und wenn er nicht abgesetzt hätte und nur noch ein wenig fortgeblasen, war alles übern Haufen gestürzt und kein Stein beim andern geblieben. Da war er noch allein übrig und setzte sich zum König über das ganze Reich.

Kumpelstilzchen.

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam und zu ihm sagte: „ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen.“ Dem König, der das Gold lieb hatte, gefiel die Kunst gar wohl und er befahl, die Müllerstochter sollte alsbald vor ihn gebracht werden. Dann führte er sie in eine Kammer, die ganz voll Stroh war, gab ihr Rad und Fasel, und sprach: „wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben.“ Darauf ward die Kammer verschlossen und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben kein Rath, denn sie verstand gar nichts davon, wie das Stroh zu Gold zu spinnen war und ihre Angst ward immer größer, daß sie zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Thüre auf und trat ein kleines Männchen herein und sprach: „guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?“ „Ach! antwortete das Mädchen, ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe es nicht.“ Sprach das Männchen: „was gibst du mir, wenn ich dir spinne?“ „Mein Halsband,“ sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Mädchen und schnurr! schnurr! schnurr! dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf und schnurr! schnurr! schnurr! dreimal gezogen, war auch die zweite voll, und so gings fort bis

zum Morgen, da war alles Stroh versponnen und alle Spulen voll Gold. Als der König kam und nachsah, da erstaunte er und freute sich, aber sein Herz wurde nur noch begieriger und er ließ die Müllerstöchter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Thüre auf und das kleine Männchen kam und sprach: „was giebst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ „Meinen Ring von der Hand,“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring und fing wieder an zu schnurren mit dem Rade, und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick des Goldes, war aber noch nicht satt, sondern ließ die Müllerstöchter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „du mußt du noch in dieser Nacht verspinnen, wann dir das gelingt, sollst du meine Gemahlin werden;“ denn, dachte er, eine reichere Frau kannst du auf der Welt nicht haben. Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „was giebst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ „Ich habe nichts mehr,“ antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wann du Königin wirst, dein erstes Kind.“ Wer weiß, wie das noch geht, dachte die Müllerstöchter und wußte sich auch in der Noth nicht anders zu helfen, so daß sie es dem Männchen versprach und das Männchen spann noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles

fanb, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Ueber ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen, da trat es in ihre Kammer und forderte was ihm versprochen war. Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichthümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte, aber das Männchen sprach: „nein, etwas Lebendes ist mir lieber, als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß es das Männchen doch dauerte und es sprach: „drei Tage will ich die Zeit lassen, wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten.“

Nun dachte die Königin die ganze Nacht über an alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten aus über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit nach neuen Namen. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie mit Caspar, Melchior und Balzer an und sagte alle die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „so heiß ich nicht.“ Den zweiten Tag ließ sie herumfragen bei allen Leuten und legte dem Männlein alle die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor, als: Rippenbieß, Hammelswade, Schnürbein, aber es blieb dabei: „so heiß ich nicht.“ Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus und vor dem Haus brannte ein Feuer und um

das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:

heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hol ich der Frau Königin ihr Kind;
ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

Wie die Königin das hörte, war sie ganz froh und als bald das Männlein kam und sprach: „nun, Frau Königin, wie heiß ich?“ da fragte sie erst: „heißest du Gung?“ „Nein.“ „Heißest du Heinz?“ „Nein.“

„Heißt du etwa Rumpelstilzchen?“

„Das hat dir der Teufel gesagt! das hat dir der Teufel gesagt!“ schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Horn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in einer Wuth den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich mitten entzwei.

56.

Der Liebste Roland.

Es war einmal eine Frau, die war eine rechte Here und hatte zwei Töchter, eine die von ihr stammte und häßlich und böse war, und eine Stieftochter, die schön und gut war. Aber sie hatte ihre Tochter doch viel lieber und haßte die andere, weil es eine Stieftochter war. Es trug sich zu, daß diese eine schöne Schürze hatte, die der andern gefiel, so daß sie neidisch ward, zu ihrer

Mutter ging und sprach: „die Schürze muß mein werden.“ „Sei still, mein liebes Kind, sprach die Alte, du sollst sie auch haben; deine Stieffchwester hat längst den Tod verdient, heute Nacht, wann sie schläft, will ich kommen und ihr den Kopf abhauen; leg dich nur hinten ins Bett und schieb sie recht vornen hin.“ Nun war das gute Mädchen verloren gewesen, wenn es nicht gerade in einer Ecke gestanden und alles mit angehört hätte. Als Schlafenszeit kam, ließ es die böse Schwester erst ins Bett gehen, damit sie sich, wie sie wollte, hinten hin legen konnte; aber als sie eingeschlafen war, da hub es sie auf und legte sie vornen hin, ganz nah an den Rand und es legte sich hinten hin. Da kam die Mutter in der Nacht geschlichen, in der rechten Hand hatte sie eine Axt und mit der linken fühlte sie erst, ob auch jemand vornen lag und dann faßte sie die Axt mit beiden Händen, hieb und hieb ihrem eigenen Kind den Kopf ab.

Als sie fortgegangen war, stand das Mädchen auf und lief zu seinem Liebsten, der hieß Roland, und klopfte an seine Thüre, daß er heraus kam. Da sprach es: „höre, liebster Roland, wir müssen eilig fort, die Stiefmutter hat mich todt schlagen wollen und hat ihr eigenes Kind getroffen, kommt der Tag herbei und sie sieht, was sie gethan hat, so sind wir verloren.“ Roland sprach: „erst müssen wir ihren Zauberstab wegnehmen, damit wir uns retten können, wenn sie uns verfolgt.“ Da holte das Mädchen den Zauberstab und dann nahmen sie den todten Kopf und tröpfelten drei Blutstropfen auf die Erde, einen vors Bett und

einen in die Küche und einen auf die Treppe. Darauf gingen sie zusammen fort.

Als nun am Morgen die alte Hexe aufgestanden war, rief sie ihre Tochter und wollte ihr die Schürze geben, aber sie kam nicht. Da rief sie: „wo bist du?“ „Ei, hier auf der Treppe, da lehr' ich!“ antwortete der eine Blutstropfen. Die Alte ging hinaus, sah aber niemand auf der Treppe und rief wieder: „wo bist du denn?“ „Ei, hier in der Küche beim Feuer, da wärm ich mich!“ rief der zweite Blutstropfen. Die Alte ging in die Küche, aber sie fand niemand; da rief sie noch einmal: „wo bist du?“ „Ach! hier im Bett, da schlaf ich!“ rief der dritte Blutstropfen. Sie ging in die Kammer ans Bett; was mußte sie da sehen? ihr eigenes Kind, das in seinem Blute schwamm und dem sie selbst den Kopf abgehauen hatte.

Da gerieth sie in Wuth und sprang ans Fenster und sah hinaus und weil sie weit in die Welt schauen konnte, sah sie ihre Stieftochter mit ihrem Liebsten Roland forteilen. Ihr seyd schon weit weg, rief sie, aber ihr sollt doch in meine Hände fallen und zog ihre Meilensstiefel an und kaum hatte sie damit ein paar Schritte gemacht, so hatte sie auch die beiden eingeholt. Das Mädchen aber, das wohl wußte, daß die Hexe ihnen nachkam, hatte durch den Zauberstab seinen Liebsten Roland in einen See, sich selbst aber in eine Ente verwandelt, die schwamm mitten auf dem See. Die Hexe stellte sich ans Ufer und gab sich alle Mühe, die Ente herbeizulocken und warf ihr Brotbrocken hin, aber die Ente ließ sich nicht locken und die Alte mußte Abends unverrich-

teter Sache wieder heim. Darauf nahm das Mädchen mit seinem Liebsten Roland wieder natürliche Gestalt an und sie gingen die ganze Nacht weiter bis zu Tagesanbruch, da verwandelte sich das Mädchen in eine schöne Blume, die mitten in einer Dornhecke stand, seinen Liebsten Roland aber in einen Geigenspieler. Nicht lange so kam die Hexe herangeschritten und sprach zu dem Spielmann: „lieber Spielmann, darf ich mir wohl die schöne Blume abbrechen?“ „O ja,“ antwortete er, „ich will dazu aufspielen.“ Als sie nun mit Hast in die Hecke nach der Blume kroch, denn sie mußte wohl, wer die Blume war, fing er an aufzuspielen und sie mochte wollen oder nicht, sie mußte tanzen, denn das war ein Zaubertanz. Und da er nicht aufhörte zu spielen, mußte sie in einem fort in der Hecke tanzen, daß ihr die Dornen erst die Kleider vom Leibe rissen und sie dann blutig und wund stachen, bis sie endlich todt liegen blieb.

Als sie von der Hexe erlöst waren, sprach Roland: „nun will ich zu meinem Vater gehen und die Hochzeit bestellen.“ Sagte das Mädchen: „so will ich derweil hier bleiben und auf dich warten, und damit mich niemand erkennt, will ich mich in einen rothen Feldstein verwandeln.“ Da ging Roland fort und das Mädchen stand auf dem Feld als ein rother Stein und wartete auf seinen Liebsten. Als aber Roland heim kam, da brachte es eine andere dahin, daß er das Mädchen vergaß, und als es nun lang gestanden und er gar nicht kommen wollte, ward es ganz traurig und verwandelte sich in eine Blume und dachte, es wird ja einer wohl kommen und mich umtreten.

Es trug sich aber zu, daß ein Schäfer in dem Feld hütete und die Blume fand und weil sie gar zu schön war, nahm er sie mit sich heim und legte sie in seinen Kasten und sprach: „so schön habe ich noch keine Blume gefunden.“ Aber von der Zeit ging es wunderlich in des Schäfers Hause zu: wenn er Morgens aufstand, so war schon alle Arbeit gethan, die Stube gekehrt und gepuht, Feuer angemacht, Wasser gerragen und Mittags, wenn er kam, war der Tisch gedeckt und gutes Essen aufgetragen. Er konnte nicht begreifen, wie das zuging, denn er sah niemals einen Menschen in seinem Haus; und ob es ihm gleich wohl gefiel, so ward ihm doch zuletzt angst, so daß er zu einer weisen Frau ging und sie um Rath fragte. Da sprach die weise Frau: „es ist Zauberei dabei, gieb einmal Morgens früh acht, ob sich etwas in der Stube bewegt und wann du etwas siehst, so wirf eilig ein weißes Tuch darüber, dann wird der Zauber gehemmt.“ Der Schäfer that wie sie gesagt hatte und am andern Morgen sah er, daß sich der Kasten aufthat und die Blume herauskam, da sprang er schnell herbei und warf ein weißes Tuch darüber. Als bald war die Verwandlung vorbei und ein schönes Mädchen stand vor ihm, und das wars, was ihm bisher seinen Haushalt besorgt hatte. Und weil es so schön war, fragte er, ob es ihn heirathen wolle, aber es antwortete nein, denn es wollte seinem Liebsten Roland treu bleiben, doch versprach es bei ihm zu bleiben und ihm Haus zu halten.

Nun kam die Zeit heran, daß Roland Hochzeit halten sollte, da ward nach altem Brauch im Lande bekannt gemacht, es sollten

alle Mädchen sich einfinden und zu Ehren des Brautpaares singen. Das treue Mädchen, als es hörte, daß sein Liebster Roland mit einer anderen Hochzeit machen sollte, ward so betrübt, daß ihr das Herz im Leibe zerspringen wollte und wollte nicht hingehen, aber endlich mußte es doch. Wenn die Reihe kam, daß es singen sollte, so ging es zurück, bis zu allerlezt, da konnte es nicht anders. Aber wie es anfang zu singen, daß es Roland hörte, sprang er auf und rief: „das ist die rechte Braut und keine andere will ich nicht!“ denn er hatte sie gleich an der Stimme erkannt und alles war wieder in sein Herz heimgekommen, was er vergessen hatte. Da hielt das treue Mädchen Hochzeit mit seinem Liebsten Roland und war sein Leid zu Ende und seine Freude fing an.

57.

Vom goldnen Vogel.

Ein gewisser König hatte einen Lustgarten, in dem Garten stand ein Baum und der Baum trug goldne Äpfel. Wie sie nun zeitig geworden waren, fehlte gleich nach der ersten Nacht ein Apfel; so daß der König zornig wurde und seinem Gärtner befahl, alle Nächte unter dem Baum Wacht zu halten. Der Gärtner hieß seinen ältesten Sohn wachen, aber um zwölf Uhr Mitternachts schlief er ein, und am andern Morgen fehlte schon wieder ein Apfel. Da ließ der Gärtner seinen zweiten Sohn in der folgenden Nacht wachen, aber um zwölf Uhr Mitternacht da schlief er auch ein, und des Morgens fehlte noch ein Apfel. Da wollte
nun

nun der dritte Sohn wachen, und der Gärtner war es erst nicht zufrieden, endlich gab er's doch zu, und der dritte Sohn legte sich unter den Baum, und wachte und wachte, und als es zwölf schlug, da tauchte es so durch die Luft, und ein Vogel kam geflogen, der war ganz von purem Gold, und wie er gerade mit seinem Schnabel nach einem Apfel picken wollte, da war der Sohn des Gärtners her, und schoss eilends einen Pfeil auf ihn ab. Der Pfeil aber that dem Vogel nichts, als daß er ihm eine goldne Feder auschoß, worauf er schnell fortzog. Die goldne Feder wurde nun des andern Morgens hin zum König gebracht, der alsbald seinen Rath versammelte. Jedermann erklärte aber einmüthig, daß diese Feder allein mehr werth wäre, als das gesammte Königreich. So sprach der König: „nun hilft mir die eine Feder zu nichts, sondern ich will und muß den ganzen Vogel haben.“

Da machte sich der älteste Sohn auf, und gedachte den goldenen Vogel schon zu finden. Und wie er eine Strecke gegangen war, kam er an einen Wald; vor dem Wald saß ein Fuchs, gleich nahm er seine Flinte und zielte auf ihn. Da hub der Fuchs an: „schieß mich nicht, so will ich dir guten Rath geben, ich weiß schon, wo du hin willst, du denkst den goldenen Vogel zu suchen, wenn du nun heut Abend in ein Dorf kommst, wirst du zwei Wirthshäuser stehen sehen, gegen einander über, im einen geht's hell und lustig her,kehr aber nicht in das ein, sondern ins andere, wenn es dich schon schlecht ansieht!“ Der Sohn aber dachte: was kann mir ein Thier ordentliches rathe! nahm die Flinte

und brückte ab, aber er fehlte den Fuchs, der den Schwanz streckte und schnell zum Wald hineinlief. Der älteste Sohn setzte seine Reise fort, und Abends kam er in das Dorf, wo die beiden Wirthshäuser standen, in dem einen wurde gesungen und gesprungen, das andere hatte ein armseliges, betrübtes Ansehen. „Ei, ich wär wohl ein rechter Narr, daß ich in das lumpige Wirthshaus ginge und das schöne liegen ließe!“ ging damit in das lustige zur Thüre hinein, lebte vollauf in Saus und Braus und vergaß den Vogel und seine Heimath.

Die Zeit verstrich, und wie der älteste Sohn immer und immer nicht nach Haus kam, so machte sich der zweite auf, und alles begegnete ihm gerade eben so, mit dem Fuchs und dem guten Rath, aber wie er vor die zwei Wirthshäuser kam, stand sein ältester Bruder im Fenster dessen, wo der Jubel war, und rief ihn hinein, so daß er nicht widerstehen konnte und es da guter Dinge seyn ließ.

Die Zeit verstrich, da wollte der jüngste Sohn auch in die Welt gehen, allein der Vater wollte es lange nicht zulassen, denn er hatte ihn gar lieb und fürchte sich, es möchte ihm auch ein Unglück zustoßen, daß er auch nicht wiederkäme. Doch endlich, wie keine Ruh mehr war, ließ er ihn ziehen, und vor dem Wald begegnete ihm auch wieder der Fuchs und gab ihm den guten Rath. Er war aber gutmüthig und schenkte ihm das Leben, da sagte der Fuchs: „steig hinten auf meinen Schwanz, so gehst schneller.“ Und wie er sich darauf gesetzt hatte, fing der Fuchs

an zu laufen, da gings über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfißen.

Und als sie vor dem Dorf waren, stieg der Sohn ab, folgte dem Rath und kehrte, ohne sich umzusehen, in das arme Wirthshaus ein, wo er ruhig übernachtete. Um andern Morgen stand der Fuchs wieder auf dem Weg und sagte: „gerade fort, endlich wirst du an ein Schloß kommen, vor dem ein ganz Regiment Soldaten liegt, die werden alle schlafen und schnarchen, kummere dich aber nicht darum, sondern tritt ins Schloß hinein, so wirst du zuletzt inwendig in eine Stube kommen. In der Stube wird der goldne Vogel in einem hölzernen Käfig hängen, nebenan steht noch ein anderer prächtiger Goldkäfig zum Staat, thu ihn aber nicht etwa aus dem schlechten Käfig heraus, um ihn in den guten zu setzen, sonst möchte es schlimm gehen.“ Nach diesen Worten streckte der Fuchs wieder seinen Schwanz aus und der Sohn setzte sich drauf, da gings über Stock und Stein, daß die Haare im Wind pfißen.

Vor dem Schloß traf sich alles so, wie der Fuchs gesagt hatte. Der Königssohn trat in das Zimmer, da hing der goldne Vogel im hölzernen Käfig, daneben stand ein goldener, und die drei goldne Kessel lagen in der Stube herum. Da dachte er: das wäre ja lächerlich, wenn ich den schönen Vogel in dem garstigen Käfig lassen sollte, machte die Thüre auf, packte ihn und that ihn in den goldenen Käfig. Indem hub der Vogel so mörderlich an zu schreien, daß die ganzen Soldaten davon erwachten, die nahmen ihn gefangen und führten ihn vor den König. Den

andern Morgen wurde ein Gericht gehalten, da bekannte er alles und ward zum Tode verurtheilt. Doch sprach der König: „unter der einen Bedingung soll ihm das Leben geschenkt seyn, wenn er mir das goldene Pferd bringt, das schnell wie der Wind läuft, und dann soll ihm der goldne Vogel obendrein geschenkt werden.“

Betrübt machte er sich auf den Weg und seufzte, da stand der Fuchs wieder vor ihm und sagte: „siehst du, so ist es gekommen, weil du mir nicht gehört hast, doch will ich dir noch einmal rathen, wie du das goldne Pferd bekommen kannst, wenn du mir folgen willst. Du mußt gerades Wegs fortgehen, bis du zu dem Schloß kommst, worin das Pferd im Stall steht, vor dem Stall werden die Stallknechte schlafen und schnarchen, da kannst du geruhig das goldne Pferd herausführen, allein leg ihm nur den schlechten Sattel von Holz und Leder auf, und nicht den goldenen, der dabei hängt.“ Darauf setzte er sich auf den Fuchsschwanz und es ging weg über Stod und Stein, daß die Haare piffen.

Alles traf so ein, die Stallknechte schnarchten und hielten goldne Sättel in den Händen. Und als er das goldne Pferd sah, wartete es ihn, den schlechten Sattel aufzulegen; es wird ganz verstanden, ich will ihm einen guten geben, wie sichs gebührt. Und wie er dem einen Stallknecht den guten Sattel nehmen wollte, machte er auf und die andern mit einander, daß alles herzulief und er ins Gefängniß geworfen wurde. Den andern Morgen wurde er wieder zum Tode verurtheilt, doch sollte ihm das Leben

und dazu der Vogel und das Pferd geschenkt seyn, wenn er die wunderschöne Königstochter herbeischaffe.

Traurig machte der Sohn sich auf; und bald, so stand der alte Fuchs da: „warum hast du mir nicht gehört, jetzt hättest du den Vogel und das Pferd, doch will ich dir noch einmal rathen: geh immer geradezu, Abends wirst du beim Schloß anlangen und Nachts um zwölf Uhr habet die schöne Königstochter im Baderhaus, da geh hinein und gieb ihr einen Kuß, dann kannst du sie mit fortnehmen, nur leide nicht, daß sie vorher von ihren Eltern Abschied nimmt.“ Der Fuchs streckte seinen Schwanz, und so ging es über Stoß und Stein, daß die Haare piffen.

Als er beim Schloß ankam, war alles wie der Fuchs gesagt hatte, und Nachts gab er der schönen Jungfrau den Kuß im Baderhaus, und sie wollte gern mit ihm gehen, bat ihn aber mit vielen Thränen, er sollte ihr vorher nur erlauben, von ihrem Vater Abschied zu nehmen. Erst schlug ers ab, allein sie weinte immer mehr und fiel ihm zu Fuß, bis daß ers zuließ; kaum aber war sie bei ihrem Vater, so wachte er und jedermann auf, und der Jüngling wurde wieder gefangen gesetzt.

Der König sprach zu ihm: „meine Tochter bekommst du nun einmal nicht, es sey denn, daß du mir binnen acht Tagen den Berg, der vor meinen Fenstern liegt, abträgst, weil ich nicht drüber hinaus sehen kann.“ Dieser Berg war aber so groß, so groß, daß ihn die ganze Welt nicht hätte abtragen können. Wie er nun sieben ganzer Tage fortarbeitete und doch sah, wie wenig oder gar nichts er abgetragen hatte, so fiel er in großen Kummer,

aber am Abend des siebenten Tages kam der Fuchs und sprach: „leg dich nur hin schlafen, ich will die Arbeit für dich thun.“ Und wie er des andern Morgens erwachte, war der Berg fort, da ging er fröhlich zum König und sagte ihm, daß nun der Berg abgetragen wäre, er sollte ihm nun seine Tochter geben. Da mußte es der König wohl thun, und die beiden zogen fort, der Fuchs aber kam und sagte: „nun müssen wir sie alle drei haben, die Jungfrau, das Pferd und den Vogel.“ — „Ja, wenn du das machen könntest, sagte der Jüngling, das soll dir aber schwer werden.“ — „Wenn du nur hören willst, soll es schon geschehen, antwortete der Fuchs. Wenn du nun zum König kommst, der die wunderschöne Königstochter verlangt, so sag ihm: hier wäre sie. Darauf wird gräßliche Freude seyn; sodann setz dich aufs Pferd, das sie dir geben müssen, und reich allen zum Abschied die Hand, der Jungfrau aber zuletzt, und zieh sie dann mit einem Schwung hinauf und gieb dem Pferd die Sporen.“

Wie er das alles vollbracht hatte und die Königstochter mit sich führte, sprach der Fuchs weiter: „jetzt, wenn wir vor's Schloß kommen, wo der Vogel ist, so bleibe ich mit der Königstochter vor dem Thor stehen, und du reitest hinein und sprichst: sie sahen doch nun, daß dies das rechte Pferd wäre, so werden sie den Vogel bringen, du aber bleib sitzen, und sag, du wolltest sehen, ob es auch der rechte Vogel wäre, und wenn du ihn in der Hand hast, so jage fort.“

Alles ging gut, und wie er den Vogel hatte, setzte sich die Jungfrau wieder auf und sie ritten weiter bis in einen großen

Wald. Da kam der Fuchs und sprach: „schieß mich doch todt und hau mir Kopf und Pfoten ab.“ Allein der Jüngling wollte durchaus nicht. Sprach der Fuchs: „so will ich dir wenigstens einen guten Rath geben: vor zwei Stücken hüte dich, kauf kein Galgenfleisch und setz dich an keinen Brunnenrand!“ — „Wenns weiter nichts ist, dachte jener, das ist nicht schwer.“

Nun zog er weiter fort mit der Jungfrau, bis er endlich in das Dorf kam, worin seine Brüder geblieben. Da war gerade ein großer Auflauf und Lärmen, und als er fragte: was da vorwäre? hieß es: „es sollten zwei Leute aufgehängt werden,“ und als er näher hinzu kam, sah er, daß es seine zwei Brüder waren, die allerhand schlimme Streiche verübt und alles verthan hatten. Sprach er: „können sie denn gar nicht mehr vom Tode frei werden?“ — „Nein, antworteten die Leute, es sey denn, daß ihr euer Geld an die Lumpenkerls hängen und sie loskaufen wolltet.“ Er besann sich nicht lange und zahlte, was man verlangte; da wurden seine Brüder freigegeben und setzten mit ihm die Reise fort.

Und als sie in den Wald kamen, wo ihnen der Fuchs zuerst begegnet war, da wars so lustig und lieblich darin. Sprachten die zwei Brüder: „laß uns hier bei diesem Brunnen ein wenig ausruhen, essen und trinken!“ und er sagte: „ja.“ Unter dem Gespräch vergaß er sich und setzte sich an den Brunnenrand, und während er sich nichts Urges versah, warfen sie ihn hinterrücks in den Brunnen, nahmen die Jungfrau, das Pferd und den Vogel, zogen heim zum König und sprachen: „das haben wir alles erbeutet und bringen es dir.“ Da war eine Freude; aber das

Pferd, das fraß nicht, der Vogel, der pfiß nicht und die Jungfrau, die weinte.

Ihr jüngster Bruder lag unten im Brunnen, der zum Glück trocken war, und wiewohl er keins seiner Glieder gebrochen hatte, konnte er doch keinen Weg finden, um heraus zu kommen. In dessen kam der alte Fuchs noch einmal, schalt ihn aus; daß er ihm nicht gehört, sonst wäre ihm nichts davon begegnet; „doch aber kann ichs nicht lassen und muß dir heraus helfen; pack an meinen Schwanz und halte fest.“ Darauf kroch der Fuchs und schleppte ihn zum Brunnen heraus. Wie sie oben waren, sagte der Fuchs: „deine Brüder haben Wächter gesetzt, die dich tödten sollen, wenn du über die Grenze kämest.“ Da zog er armen Mannes Kleider an und kam unbekannt bis an des Königs Hof, und kaum war er da, so fraß das Pferd, so pfiß der Vogel und die Jungfrau hörte Weinens auf. Der König fragte verwundert: „was das zu bedeuten habe.“ „Ich weiß es nicht, sagte die Königstochter, aber ich war so traurig und nun bin ich so fröhlich. Es ist, als wäre mein rechter Bräutigam gekommen.“ Da erzählte sie ihm alles, obgleich die andern Brüder ihr den Tod angedroht hatten, wenn sie etwas verrathen würde. Der König hieß alle Leute vor sich bringen, die in seinem Schloß waren, da kam er auch, aber die Königstochter erkannte ihn, ungeachtet seiner schlechten Kleider gleich und fiel ihm um den Hals. Die Brüder wurden ergriffen und hingerichtet, und er bekam die schöne Jungfrau und nach des Königs Tode das Reich.

Lang danach ging er einmal wieder in den Wald, da begegnete ihm der alte Fuchs und bat aufs flehentlichste, er möchte ihn tobttschießen und ihm Kopf und Pfoten abschneiden. Also that er's endlich, und kaum war es geschehen, als sich der Fuchs in einen Menschen verwandelte und war der Bruder der Königin, der nun endlich erlöst worden war.

58.

Der Hund und der Sperling.

Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, sondern einen der ihn Hunger leiden ließ. Wie er's nicht mehr aushalten konnte, ging er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der sprach: „Bruder Hund, warum bist du so betraurig?“ Antwortete der Hund: „ich bin so hungrig und habe nichts zu fressen.“ Da sprach der Sperling: „lieber Bruder, komm mit in die Stadt, so will ich dich satt machen.“ Also gingen sie zusammen in die Stadt, und als sie vor einen Fleischerladen kamen, sprach der Sperling zum Hund; „da bleib stehen, ich will dir ein Stück Fleisch herunter picken;“ setzte sich auf den Laden, schaute sich um, ob ihn auch niemand bemerkte und pickte, zog und zerzte so lang an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunter rutschte. Da packte es der Hund, lief damit in eine Ecke und fraß es auf. Sprach der Sperling: „nun komm mit zu einem andern Laden, da will ich dir noch ein Stück herunterpicken, damit du satt wirst.“ Als der Hund das zweite Stück auch ge-

fressen hatte, fragte der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?“ „Ja, Fleisch bin ich satt, antwortete er, aber ich habe noch kein Brot gekriegt.“ Sprach der Sperling: „das sollst du auch haben, komm nur mit.“ Da führte er ihn an einen Backerladen und pickte an ein paar Brötchen, bis sie herunter rollten, und wie der Hund mehr wollte, führte er ihn zu einem andern und holte ihm noch einmal Brot herab. Wie das verzehrt war, sprach der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?“ „Ja, antwortete er, nun wollen wir ein bißchen vor die Stadt gehen.“

Nun gingen sie beide hinaus auf die Landstraße, es war aber warmes Wetter und als sie ein Eckchen gegangen waren, sprach der Hund: „ich bin müd und mögte gern schlafen.“ „Ja, schlaf nur, antwortete der Sperling, ich will mich derweil auf einen Zweig setzen.“ Der Hund legte sich also auf die Straße und schlief fest ein. Während er da schlief, kam ein Fuhrmann heran gefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden und hatte zwei Fässer Wein geladen. Der Sperling aber sah, daß er nicht ausbiegen wollte, sondern in der Fahrgleise blieb, in welcher der Hund lag, da rief er: „Fuhrmann, thut nicht, oder ich mach dich arm!“ der Fuhrmann aber brummte vor sich: „du wirst mich nicht arm machen!“ knallte mit der Peitsche und trieb den Wagen über den Hund, daß ihn die Räder todt fuhren. Da rief der Sperling: „du hast mir meinen Bruder Hund todt gefahren, das soll dich Karre und Gaul kosten.“ „Ja Karre und Gaul! sagte der Fuhrmann, was könntest du mir schaden!“ und fuhr fort. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch, und pickte

an dem einen Spuntloch so lange bis er den Spunt losbrachte, da lief der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal umblickte, sah er, daß der Wagen tröpfelte, untersuchte und fand, daß das eine Faß leer war. „Ach ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug!“ sprach der Sperling, und flog dem einen Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das sah, zog er seine Hacke heraus und wollte den Sperling treffen, aber der Sperling flog in die Höhe und der Fuhrmann traf seinen Gaul auf den Kopf, daß er tod hinfiel. „Ach ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug!“ sprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiter fuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch, und pickte auch den Spunt am zweiten Faß los, daß aller Wein herauschwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder: „ach ich armer Mann!“ aber der Sperling antwortete: „noch nicht arm genug!“ setzte sich dem zweiten Pferd auf den Kopf, und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei und holte mit seiner Hacke aus, aber der Sperling flog in die Höhe, da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel: „ach ich armer Mann!“ „noch nicht arm genug,“ sprach der Sperling, setzte sich auch dem dritten Pferd auf den Kopf und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann in einem Zorn, ohne umzusehen, schlug auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, sondern schlug auch sein drittes Pferd todt. „Ach ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug!“ antwor-

tete der Sperling, jetzt will ich dich daheim arm machen!" und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen stehen lassen und ging voll Born und Kummer heim. „Ach, sprach er zu seiner Frau, was hab ich Unglück gehabt, der Wein ist ausgelaufen und die Pferde sind alle drei todt.“ „Ach, Mann, antwortete sie, was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! er hat alle Vögel auf der Welt zusammen gebracht und die sind droben über unsern Waizen hergefallen und fressen ihn auf!" Da stieg er hinauf und viel tausend Vögel saßen auf dem Boden und hatten den Waizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten drin. Da rief der Fuhrmann: „ach ich armer Mann!" „Noch nicht arm genug, antwortete der Sperling, Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben!" und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in seine Stube und setzte sich böse und giftig hinter den Ofen. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Da griff der Fuhrmann die Hacke und warf sie nach dem Sperling, aber er schmiß das Fenster entzwei und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte nun herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Dieser, ganz toll und blind vor Wuth, schlug den Ofen entzwei, und so fort, wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgeräth, Spiegeln, Stühle, Bänke, Tisch und zuletzt die Wände seines Hauses und kann ihn nicht treffen. Endlich aber erwischte er ihn doch, da sprach seine Frau: „soll ich ihn todt schlagen?" „Nein, rief er,

das ist zu gelind, der soll viel mörderlicher sterben, ich will ihn verschlingen!" und verschlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fängt an in seinem Leibe zu flattern, flattert wieder herauf, dem Mann in den Mund, da streckt er den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben!" Der Fuhrmann reicht seiner Frau die Hacke und spricht: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde tod." Die Frau schlägt zu, schlägt aber fehl und dem Fuhrmann gerade auf den Kopf, so daß er todt hinfällt. Der Sperling aber fliegt auf und davon.

59.

Der Frieder und das Catherlieschen.

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und eine Frau, die hieß Catherlieschen, die hatten einander geheirathet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder: „ich will jetzt zu Acker, Catherlieschen, wann ich wiederkomme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger und ein frischer Trunk dabei für den Durst." „Geh nur, Friederchen, antwortete die Catherlies, geh nur, will dir's schon recht machen." Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, that sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie übers Feuer. Die Wurst fing an zu braten und zu brugeln, Catherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken, da fiel ihm ein: bis die Wurst fertig wird, derweil könntest du ja im Keller den Trunk

zapfen. Also stellte es den Pfannenstiel fest, nahm eine Kanne, ging hinab in den Keller und zapfte Bier. Das Bier lief in die Kanne und Getherlieschen sah ihm zu, da fiel ihm ein: holla! der Hund oben ist nicht beigethan, der könnte dir die Wurst aus der Pfanne holen; du kämst mir recht! und im Hui war es die Kellertreppe hinauf, aber der Spitz hatte die Wurst schon im Maul und schleifte sie auf der Erde mit sich fort. Doch Getherlieschen nicht faul, setzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück ins Feld, aber der Hund war geschwinder als Getherlieschen, ließ auch die Wurst nicht fahren, sondern sie mußte ihm nach über die Hecker hüpfen. „Hin ist hin!“ sprach Getherlieschen, kehrte um und weil es sich müd gelaufen, ging es hübsch langsam und kühlte sich ab. Während der Zeit lief das Bier aus dem Faß immer zu, denn Getherlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll war und sonst kein Platz da war, so lief es in den Keller und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Getherlieschen sah schon auf der Treppe das Unglück. „Spuck! rief es, was fängst du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!“ es besann sich ein Weilchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirmes stände noch ein Sack mit schönem Weizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier streuen. „Ja, sprach es, wer zu rechter Zeit was spart, hat's hernach in der Noth!“ stieg hinauf und trug den Sack herab und warf ihn gerade auf die Kanne voll Bier, daß sie umstürzte und der Trunk des Frieders auch im Keller schwamm. „Ei was, wo eins ist, muß das andere auch seyn!“ sprach Getherlieschen,

zerstreute darnach das Mehl im ganzen Keller, und freute sich am Ende gewaltig über seine Arbeit und sagte: „wie's so reinlich und sauber hier aussieht!“

Um Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was hast du zurecht gemacht?“ „Ach, Friederchen, antwortete sie, ich wollte dir ja eine Wurst braten! aber während ich das Bier dazu zapfte, hat sie der Hund weggenommen, und während ich dem Hund nachsprang, ist das Bier ausgelaufen, und wie ich das Bier mit dem Weizenmehl austrocknete, hab ich die Kanne auch noch umgestoßen; aber der Keller ist wieder ganz trocken!“ Sprach der Frieder: „Catherlieschen, Catherlieschen! das hättest du nicht thun müssen! läßt die Wurst fressen, den Hahn am Faß offen und verschüttet noch unser feines Mehl!“ „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hättest mir's sagen müssen!“

Der Mann dachte, geht das so mit deiner Frau, so mußt du dich besser vorsehen. Nun hatte er viel Geld zusammen gebracht, das wechselte er in Gold ein und sprach zum Catherlieschen: „siehst du, das sind gelbe Gickelinge, die will ich in einen Topf thun und im Stall unter der Kuhtrippe vergraben, aber daß du mir ja nicht dabei gehst, sonst mußt du sterben.“ Sprach sie: „nein, Friederchen, wills gewiß nicht thun.“ Nun als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdene Näpfe und Töpfe feil hatten, ins Dorf und fragten bei der jungen Frau an, ob sie nichts zu handeln hätte. „O, ihr lieben Leute, ich hab kein Geld, sprach Catherlieschen, und kann nichts kaufen: aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, so will ich wohl kaufen?“ „Gelbe

Gickelinge, o ja, warum nicht? laßt sie einmal sehen.“ „So geht in den Stall, und grabt unter der Kuhkrippe, da werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dabei gehen.“ Die Spiegbuben gingen hin, gruben und fanden eitel Gold; da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Näpfe im Hause stehen. Catherlieschen meinte, sie müßte das Geschirr auch brauchen; weil nun in der Küche genug war, schlug sie jedem Topf den Boden aus, und steckte sie insgesamt zum Sierrath auf die Saunpfähle rings ums Haus herum. Wie der Frieder kam und den neuen Sierrath sah, sprach er: „Catherlieschen, was hast du gemacht?“ „Habs gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhkrippe steckten, ich bin nicht dabei gegangen, die Krämer habens sich selbst heraus graben müssen.“ „Ach, Frau, sprach der Frieder, was hast du gemacht! das waren keine Gickelinge, es war eitel Gold und war all unser Vermögen! das hättest du nicht thun sollen!“ „Ja, Friederchen, antwortete sie, das hab ich nicht gewußt, hättest mirs vorher sagen sollen.“

Catherlieschen stand ein Weilchen und besann sich, da sprach es: „hör, Friederchen, das Geld wollen wir schon wieder kriegen, wollen hinter den Dieben herlaufen.“ „So komm, sprach der Frieder, wir wollens versuchen, nimm aber Butter und Käse mit, daß wir auf dem Weg was zu essen haben.“ „Ja, Friederchen, wills mitnehmen.“ Sie machten sich fort, und weil der Frieder besser zu Fuß war, ging Catherlieschen hinten nach. Was schadet's, dachte es, wenn wir umkehren, hab ich ja ein Stück voraus. Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des

Wegs

Wegs tiefe Fahrgleisen war. „Da sieh einer, sprach es, was sie das arme Erbreich zerrissen, geschunden und gebrückt haben! das wird sein Lebtag nicht wieder heil!“ und aus mitleidigem Herzen nahm es seine Butter und bestrich die Gleisen, rechts und links, damit sie von den Rädern nicht so gebrückt würden; und wie es sich bei seiner Barmherzigkeit so büßte, rollte ihm ein Käse aus der Tasche fort, den Berg hinab. Sprach das Catherlieschen: „ich habe den Weg schon einmal herauf gemacht, ich geh nicht wieder hinab, es mag ein anderer hinlaufen und ihn wieder holen.“ Also nahm es einen andern Käse und rollte ihn hinab. Die Käse aber kamen beide nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen und dachte, vielleicht warten sie auf Gesellschaft und gehen nicht gern allein. Als sie alle drei ausblieben, sprach es: „ich weiß nicht, was das vorstellen soll! doch kanns ja seyn, der dritte hat den Weg nicht gefunden und sich verirrt, ich will nur den vierten schicken, daß er sie herbei ruft. Der vierte machte es aber nicht besser als der dritte, da ward das Catherlieschen ärgerlich und warf noch den fünften und sechsten hinab und das waren die letzten. Eine Zeit lang blieb es stehen und lauerte, daß sie kämen, als sie aber immer nicht kamen, sprach es: „o, ihr seyd gut nach dem Tod schicken, ihr bleibt fein lange aus: meint ihr, ich wollt noch länger auf euch warten? ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Beine als ich!“ Catherlieschen ging fort und fand den Frierder, der war stehen geblieben und harte gewartet, weil er gern was essen wollte: „Nun, gieb einmal her, was du mitgenom-

men hast.“ Sie reichte ihm das trockene Brot. „Wo ist die Butter und Käse?“ fragte der Mann. „Ach, Friederchen, sagte Catherlieschen, mit der Butter hab ich die Fahrgleisen geschmiert und die Käse die werden bald kommen: einer lief mir fort, da hab ich die andern nachgeschickt, die sollten ihn rufen.“ Sprach der Frieder: „das hättest du nicht thun sollen, Catherlieschen, die Butter an den Weg schmieren und die Käse den Berg hinab rollen!“ „Ja, Friederchen, hättest mir's sagen müssen!“

Da aßen sie das trockene Brot zusammen und der Frieder sagte: „Catherlieschen, hast du auch unser Haus verwahrt, wie du fort gegangen bist?“ „Nein, Friederchen, hättest mir's vorher sagen sollen.“ „So geh wieder heim und verwahr erst das Haus, eh' wir weiter gehen, bring auch etwas anderes zu essen mit, ich will hier auf dich warten.“ Catherlieschen ging zurück und dachte: Friederchen will etwas anderes zu essen, Butter und Käse schmeckt ihm wohl nicht, so will ich ein Tuch voll Hügeln und einen Krug Essig zum Trunk mitnehmen. Darnach riegelte es die Oberthüre zu, aber die Unterthüre hob es aus, nahm sie auf die Schulter und glaubte, wenn es die Thüre selber hätte, müßte das Haus wohl verwahrt seyn. Catherlieschen nahm sich die Zeit zum Weg, als es den Frieder wieder erreicht hatte, sprach es: „da, Friederchen, hast du die Hausthüre, da kannst du das Haus selber verwahren!“ „Ach Gott sprach er, was hab ich für eine fluge Frau, hebt die Thüre unten aus, daß alles hinein laufen kann und riegelt sie oben zu! jetzt ist's zu spät noch einmal nach Haus zu gehen, aber hast du die Thüre hierher gebracht,

so sollst du sie auch ferner tragen.“ „Die Thüre will ich tragen, Friederchen, aber die Hügeln und der Essigkrug werden mir zu schwer, die häng ich an die Thüre, die mag sie tragen.“

Nun gingen sie in den Wald, und suchten die Spitzbuben, aber sie fanden sie nicht. Weils endlich dunkel ward, stiegen sie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber saßen sie oben, so kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht gehen will, und die Dinge finden, eh sie verloren sind. Sie ließen sich unter dem Baum nieder, machten sich ein Feuer an und wollten ihre Beute theilen. Der Frieder stieg von der andern Seite herab und sammelte Steine, stieg damit wieder hinauf und wollte die Diebe todt werfen. Die Steine aber trafen nicht und die Spitzbuben riefen: „es ist bald Morgen der Wind schüttelt die Lannäpfel herunter.“ Gatherlieschen hatte die Thüre noch immer auf der Schulter und weil sie so sehr drückte, dachte es, gewiß sind die Hügeln schuld und sprach: „Friederchen, ich muß die Hügeln hinabwerfen!“ „Nein, Gatherlieschen, jetzt nicht,“ antwortete er, sie können uns verrathen!“ „Ach, Friederchen, ich muß, sie drücken mich gar zu sehr!“ „Nun so thus, ins Henkers Namen!“ Da rollten die Hügeln zwischen den Ästen herab und die Kerle unten sprachen: „die Vögel misten!“ Eine Weile darnach, weil die Thüre noch immer drückte, sprach Gatherlieschen: „Ach, Friederchen, ich muß den Essig ausschütten.“ „Nein, Gatherlieschen, das darfst du nicht, es könnte uns verrathen.“ „Ach, Friederchen ich muß, er drückt mich gar zu sehr!“ „Nun so thus ins Henkers Namen. Da schüttelte es den Essig aus, daß es die

Kerle besprigte, sie sprachen untereinander: „der Thau tröpfelt schon herunter!“ endlich dachte Catherlieschen, sollte es wohl die Probe sein, was mich so drückt! und sprach: „Friederchen, ich will die Stange hinabwerfen.“ „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht, sie könnte uns verrathen.“ „Ach, Friederchen ich muß, sie drückt mich gar zu sehr.“ „Nein, Catherlieschen halt sie ja fest.“ „Ach, Friederchen ich laß sie fallen.“ „Ei, antwortete Frieder ärgerlich, laß sie fallen ins Teufels Namen!“ Da fiel sie herunter mit starkem Gepolter und die Kerle unten riefen: „der Teufel kommt vom Baum herab!“ rissen aus und ließen alles in Stich Frühmorgens, wie die zwei herunter kamen, fanden sie all ihr Gold wieder und trugens heim.

Zu Haus sprach der Frieder: „Catherlieschen, nun mußt du aber auch fein arbeiten.“ „Ja, Friederchen, antwortete es, wills schon thun, will ins Feld gehen, Frucht schneiden.“ Als Catherlieschen im Feld war, sprach's mit sich selber: „eß ich, eh ich schneid', oder schlaf ich, eh ich schneid'? hei, ich will ehr essen!“ Da aß Catherlieschen, und ward überm Essen schläfrig, und fing an zu schneiden und schnitt halb träumend alle seine Kleider entzwei, Schürz, Rock und Hemd. Wie Catherlieschen nach langem Schlaf wieder erwachte, stand es halb nackt da und sprach zu sich selber: „bin ichs, oder bin ichs nicht? ach ich bins nicht!“ Unterdessen war's Nacht, da lief Catherlieschen ins Dorf hinein, klopfte an ihres Mannes Fenster und rief: „Friederchen?“ „Was ist denn?“ — „Möcht gern wissen, ob Catherlieschen drinnen ist!“ „Ja, ja, antwortete der Frieder, es wird wohl drin liegen

und schlafen." Sprach sie: „dann bin ich es gewiß nicht," und lief fort.

Draußen fand Getherlieschen Spitzbuben, die wollten stehlen; da ging es bei sie und sprach: „ich will euch helfen stehlen." Die Spitzbuben meinten, es wüßte die Gelegenheit des Orts und waren zufrieden. Getherlieschen ging vor die Häuser und rief: „ihr Leute, habt ihr was, wir wollen stehlen!" Dachten die Spitzbuben, das wird gut werden und wünschten, sie wären Getherlieschen wieder los. Da sprachen sie zu ihm: „vorm Dorf hat der Pfarrer Rüben auf dem Feld, geh hin und rupf uns Rüben. Getherlieschen ging hin aufs Land und fing an zu rupfen und zu rupfen, war aber so faul und hob sich nicht in die Höhe. Da kam ein Mann vorbei, sah's, und stand still und dachte, das wäre der Teufel, der so in den Rüben wühlte. Lief fort ins Dorf zum Pfarrer und sprach: „ach Herr Pfarrer, in ihrem Rübenland ist der Teufel und rupft." „Ach Gott, sagte der Pfarrer, ich habe einen lahmen Fuß, ich kann nicht hin und ihn wegbannen." Sprach der Mann: „so will ich euch hockeln," und hockelte ihn hinaus. Und wie sie bei's Land kamen, machte sich das Getherlieschen auf und reckte sich in die Höhe. „Ach, der Teufel!" rief der Pfarrer und beide eilten fort, und der Pfarrer konnte vor großer Angst mit seinem lahmen Fuß gerader laufen, als der Mann, der ihn gehockelt hatte, mit seinen geraden Beinen.

Die zwei Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied und böse von Herzen, der arme nährte sich davon, daß er Besen band und war gut und redlich. Der Arme hatte zwei Kinder, das waren Zwillingsbrüder und sich so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Die zwei gingen in des Reichen Haus ab und zu, und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu essen. Es trug sich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald ging, Reisig zu holen, einen Vogel sah, der ganz golden war und so schön, wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf und warf nach ihm und traf ihn auch glücklich, es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder und brachte sie seinem Bruder, der sah sie an und sprach: „es ist eitel Gold“ und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tag stieg der Mann auf einen Birkenbaum und wollte ein paar Nester abhauen, da flog derselbe Vogel heraus, und der Mann suchte und fand ein Nest und ein Ei darin von Gold. Er nahm es mit heim und als er es seinem Bruder brachte, sprach dieser wiederum: „es ist eitel Gold“ und gab ihm, was es werth war. Zuletzt sagte der Goldschmied noch: „den Vogel selber möcht ich wohl haben.“ Der Arme ging zum drittenmal in den Wald und sah den Goldvogel wieder auf dem Baum sitzen, da nahm er einen Stein und warf ihn herunter und brachte ihn sei-

nem Bruder, der gab ihm einen großen Haufen Geld dafür; da dachte er: „nun kann ich mir forthelfen“ und ging zufrieden nach Haus.

Der Goldschmied war klug und listig und wußte wohl, was das für ein Vogel war; er rief seine Frau und sprach: „den Goldvogel brat mir, aber laß mir nichts davon kommen, ich habe Lust ihn ganz allein zu essen.“ Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand. Die Frau bereitete den Vogel, steckte ihn an einen Spieß und ließ ihn braten. Nun geschah es, daß während er am Feuer stand, und die Frau anderer Arbeiten wegen nothwendig aus der Küche gehen mußte, die zwei Kinder des armen Besenbinders hereinfliefen, sich vor den Spieß stellten und ihn ein paar mal herumdrehten. Und als da grade zwei Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, sprach der eine: „da, die paar Bißchen wollen wir essen, ich bin so hungrig, niemand kanns ja daran merken.“ Da aßen sie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu und sah, daß sie etwas aßen und sprach: „was habt ihr gegessen?“ „Ein paar Stückchen, die aus dem Vogel herausgefallen sind,“ antworteten sie. „Das ist Herz und Leber gewesen,“ sprach die Frau ganz erschrocken, und damit ihr Mann nicht böse ward, schlachtete sie geschwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus und legte es zu dem Goldvogel. Als er gahr war, trug sie ihn dem Goldschmied vor, der aß ihn ganz auf;

am andern Morgen aber, als er dachte ein Goldstück unter seinem Kopfkissen zu holen, war so wenig wie sonst, etwas zu finden.

Die beiden Kinder aber wußten nicht, was ihnen für ein Glück war zu Theil geworden. Am andern Morgen, wie sie aufstanden, fiel etwas klingelnd auf die Erde und da waren zwei Goldstücke. Sie hoben sie auf, und gaben sie ihrem Vater, der wunderte sich und sprach: „wie sollte das zugegangen seyn!“ Als sie aber am andern Morgen wieder zwei fanden und so jeden Tag, da ging er zu seinem Bruder und erzählte ihm die seltsame Geschichte. Der Goldschmied merkte gleich, wie es gekommen war und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegessen hatten, und um sich zu rächen und weil er neidisch und böse war, sprach er zu dem Vater: „deine Kinder sind mit dem Bösen im Spiel, nimm das Gold nicht und schick sie fort, denn er hat Macht über sie und kann dich sonst auch noch ins Werberben bringen.“ Der Vater fürchtete den Bösen, und so schwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald und verließ sie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwei Kinder im Wald umher und suchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, sondern verirrten sich immer mehr. Endlich begegneten sie einem Jäger, der fragte: „wem gehört ihr Kinder?“ „Wir sind des armen Besenbinders Tungen,“ antworteten sie und erzählten ihm, daß sie ihr Vater verlassen hätte, weil alle Morgen ein Goldstück unter ihrem Kopfkissen liege. Nun war der Jäger ein guter Mann und weil ihm die Kinder gefielen und er selbst keine hatte, nahm er sie mit

nach Haus und sprach: „ich will euer Vater seyn und euch groß ziehen.“ Sie lernten da bei ihm die Jägerei und das Goldstück das ein jeder beim Aufstehen fand, das hob er ihnen auf, wenn sie's einmal nöthig hätten.

Als sie herangewachsen waren, nahm sie ihr Pflegevater einen Tag mit in den Wald und sprach: „heute sollt ihr euern Probeschuß thun, damit ich euch frei sprechen und zu Jägern machen kann.“ Sie gingen mit ihm auf den Anstand und warteten lange, aber es kam kein Wild; da sah der Jäger über sich und sah eine Kette von Schneegänsen in der Gestalt eines Dreiecks fliegen und sagte zu dem einen: „nun schieß von jeder Ecke eine herab.“ Der that's und vollbrachte seinen Probeschuß. Bald darauf kam noch eine Kette angeflogen und hatte die Gestalt der Ziffer Zwei, da hieß der Jäger den andern gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen und dem gelang sein Probeschuß auch. Nun sagte der Pflegevater: „ich sprech euch frei, ihr seyd ausgelernte Jäger.“ Darauf gingen die zwei Brüder zusammen in den Wald, rathschlagten mit einander und verabredeten etwas. Und als sie Abends sich zum Essen niedergesetzt hatten, sagten sie zu ihrem Pflegevater: „wir rühren keinen Bissen an, bis ihr uns erst eine Bitte gewährt habt.“ Sprach er: „was ist denn eure Bitte?“ Sie antworteten: „wir haben nun ausgelernt, wir müssen uns in der Welt versuchen, so erlaubt uns, daß wir wandern.“ Da sprach der Alte mit Freuden: „ihr redet, wie brave Jäger, das hab ich selbst gewünscht, zieht aus, es wird euch wohl ergehen!“ Darauf aßen und tranken sie fröhlich zusammen.

Als der bestimmte Tag kam, schenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchse und einen Hund und ließ jeden von seinen gesparten Goldstücken nehmen, so viel er wollte. Darauf begleitete er sie ein Stück Wegs und beim Abschied gab er ihnen noch ein blankes Messer und sprach: „wann ihr euch einmal trennt, so stoßt dies Messer am Scheideweg in einen Baum, daran kann einer, wenn er zurückkommt sehen, wie es seinem abwesenden Bruder ergangen ist, denn die Seite, nach welcher dieser ausgezogen, rostet, wann er stirbt; so lange er aber lebt, bleibt sie blank. Die zwei Brüder gingen fort und kamen in einen Wald, so groß, daß sie unmöglich in einem Tag heraus konnten. Also blieben sie die Nacht darin und aßen, was sie in die Jägertasche gesteckt hatten; sie gingen aber auch noch den zweiten Tag und kamen nicht heraus und hatten nichts zu essen. Sprach der eine: „wir müssen uns etwas schießen, sonst leiden wir Hunger,“ lud seine Büchse und sah sich um. Und als ein alter Hase daher gelaufen kam, legte er an, aber der Hase rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben.“

Da sprang er ins Gebüsch und brachte zwei Junge; die Thierlein spielten aber so munter und waren so artig, daß die Jäger es nicht übers Herz bringen konnten, sie zu tödten. Sie behielten sie also bei sich, und die kleinen Hasen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf kam ein Fuchs, den wollten sie nun schießen, aber der Fuchs rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!“

und brachte auch zwei Füchselein, und die Jäger mogten sie auch nicht tödten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und sie folgten ihnen auch nach. Nicht lang, so kam ein Wolf, der sollte geschossen werden, aber er rettete sich das Leben und rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!“

die zwei jungen Wölfe thaten die Jäger zu den andern Thieren und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bär, der wollte auch nicht todtgeschossen seyn, sondern rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!“

Die zwei jungen Bären thaten die Jäger auch zu den andern. Endlich, wer kam? ein Löwe kam auch daher. Nun zielte einer von ihnen, aber der Löwe sprach gleichfalls:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!“

Nun hatten die Jäger zwei Löwen, zwei Bären, zwei Wölfe, zwei Füchse und zwei Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war ihr Hunger noch nicht gestillt worden, da sprachen sie zu den Füchsen: „hört, ihr Schleicher, schafft uns etwas zu essen, ihr seyd ja listig und verschlagen.“ Sie antworteten: „nicht weit von hier liegt ein Dorf, da haben wir schon manches Huhn geholt; den Weg dahin wollen wir euch zeigen.“ Da gingen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu essen und ließen auch

ihren Thieren geben und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend, wo die Hühnerhöfe waren, und konnten die Jäger überall zurecht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden, wo sie zusammen gehalten wären, da sprachen sie: „es geht nicht anders, wir müssen uns trennen.“ Und nachdem sie die Thiere getheilt hatten, so daß jeder einen Löwen, einen Bären, einen Wolf, einen Fuchs und einen Has bekam, nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod und stießen das Messer, das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben, in einen Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Thieren in eine Stadt, die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er ging in ein Wirthshaus und fragte den Wirth, ob er nicht seine Thiere herbergen könnte. Der Wirth gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war, da kroch der Hase hinaus und holte sich ein Kohlhaupt und der Fuchs holte sich ein Huhn und als er das gefressen hatte, auch den Hahn dazu, der Wolf aber, der Bär und der Löwe konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirth hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jäger für seine Thiere gesorgt hatte, fragte er erst den Wirth, warum die Stadt so mit Trauerflor ausgehängt wäre? Sprach der Wirth: „weil morgen unseres Königs einzige Tochter sterben wird.“ Fragte der Jäger: „ist sie sterbenskrank?“ „Nein, antwortete der Wirth, sie ist ganz gesund, aber sie muß doch

sterben. Draußen vor der Stadt ist ein hoher Berg, darauf wohnt ein Drache, der muß alle Jahr eine reine Jungfrau haben, sonst verwüßt er das ganze Land. Nun sind ihm schon alle Jungfrauen gegeben und ist niemand mehr übrig, als die Königs-tochter, dennoch ist keine Gnade, sie muß ihm überliefert werden; und das soll morgen geschehen.“ Sprach der Jäger: „warum wird der Drache nicht getödtet?“ „Ach, antwortete der Wirth, so viele Ritter habens versucht, aber allesammt ihr Leben eingebüßt; der König hat dem, der den Drachen besiegt, seine Tochter zur Frau versprochen und daß er nach seinem Tode das Reich erben solle.“

Der Jäger sagte dazu weiter nichts, aber am andern Morgen nahm er seine Thiere und stieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da fand er oben eine kleine Kirche und auf dem Altar standen drei gefüllte Becher und dabei war die Schrift: „wer die Becher austrinkt, wird der stärkste Mann auf Erden und wird das Schwert führen, das vor der Thürschwelle vergraben liegt.“ Der Jäger trank da nicht, ging hinaus und suchte das Schwert in der Erde, vermogte aber nicht es von der Stelle zu bewegen. Da ging er hin und trank die Becher aus und war nun stark genug das Schwert aufzunehmen und seine Hand konnte es leicht führen. Als die Stunde kam, wo die Königs-tochter dem Drachen sollte ausgeliefert werden, führte sie der König, der Marschall und die Hofleute hinaus. Sie sah von weitem den Jäger oben auf dem Drachenberg und meinte der Drache stände oben und erwartete sie und wollte nicht hinaufgehen, endlich aber, weil die ganze Stadt

sonst wäre verloren gewesen, mußte sie sich dazu entschließen. Und der König und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim; des Königs Marschall aber sollte stehen bleiben und sehen, wie der Drache die schöne Jungfrau wegführe.

Als diese aber auf den Berg kam, stand da oben nicht der Drache, sondern der junge Jäger, der sprach ihr Trost ein und sagte, er wollte sie retten und führte sie in die Kirche und verschloß sie darin. Gar nicht lange, so kam mit großem Gebräus der siebenköpfige Drache gefahren, als er den Jäger da stehen sah, verwunderte er sich und sprach: „was hast du hier auf dem Berge zu schaffen?“ Der Jäger antwortete: „ich will mit dir kämpfen.“ Sprach der Drache: „so mancher Ritterkämmerer hat hier sein Leben gelassen, mit dir will ich auch fertig werden!“ und athmete Feuer aus seinen sieben Rachen, das sollte das Gras rings anzünden, damit der Jäger in der Glut und dem Dampf ersticke; aber die Thiere kamen herbei gelaufen und traten es gleich aus. Da fuhr der Drache gegen den Jäger, aber der schwang sein Schwert, daß es in der Luft sang und schlug ihm drei Köpfe ab. Da ward der Drache erst recht wüthend, erhob sich in die Luft, spie die Feuerflammen über den Jäger aus, und wollte sich auf ihn stürzen, aber der Jäger zuckte nochmals sein Schwert und hieb ihm wieder drei Köpfe ab. Nun wurde das Unthier matt und sank nieder und wollte doch wieder auf den Jäger los, aber der schlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab, und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er seine Thiere herbei, die zerrissen es noch ganz. Als der Kampf nun zu Ende war,

schloß der Jäger die Kirche auf und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angst und Schrecken bei dem Streit vergangen waren. Er trug sie heraus, damit sie wieder zu sich selbst kam und als sie die Augen aufschlug, zeigte er ihr den zerrissenen Drachen und sagte ihr, daß sie nun erlöst wäre, und sie freute sich und sprach: „nun wirst du mein liebster Gemahl werden, denn mein Vater hat mich demjenigen versprochen, der den Drachen tödtet.“ Darauf hing sie ihr Halsband von Korallen ab und vertheilte es unter die Thiere und der Löwe erhielt das goldene Schildchen davon. Ihr Taschentuch aber, in dem ihr Namen stand, schenkte sie dem Jäger, der ging hin und schnitt aus den sieben Drachenhäupten die Zungen aus, wickelte sie in das Tuch und verwahrte sie wohl.

Als das geschehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf so matt und müd war, sprach er zur Jungfrau: „wir sind beide so matt und müd, wir wollen ein wenig schlafen.“ Da sagte sie ja, und sie ließen sich auf die Erde nieder und der Jäger sprach zu dem Löwen: „du sollst wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt,“ und beide schliefen ein. Der Löwe legte sich neben sie um zu wachen, aber er war vom Kampf auch müd, daß er den Bären rief und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da legte sich der Bär neben ihn, aber er war auch müd und rief den Wolf und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da legte sich der Wolf neben ihn, aber er war auch müd und rief den Fuchs

und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da legte sich der Fuchs neben ihn, aber er war auch müd, rief den Has und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da setzte sich der Has neben ihn, aber der arme Has war auch müd und hatte niemand, den er zur Wache herbeirufen konnte und schlief ein. Da schlief nun die Königstochter, der Jäger, der Löwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Has, und schliefen alle einen festen Schlaf.

Der Marschall aber, der von weitem hatte zuschauen sollen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen sah und alles auf dem Berg ruhig war, nahm sich ein Herz und stieg hinauf. Da lag der Drache zerstückt und zerrissen auf der Erde und nicht weit davon die Königstochter und ein Jäger mit seinen Thieren, die waren alle in tiefen Schlaf versunken. Und weil er böse und gottlos war, so nahm er sein Schwert und hieb dem Jäger das Haupt ab und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug sie den Berg hinab. Da erwachte sie und erschreckte, aber der Marschall sprach: „du bist in meinen Händen, du sollst sagen, daß ich es gewesen, der den Drachen getödtet.“ „Das kann ich nicht, antwortete sie, denn ein Jäger mit seinen Thieren hats gethan.“ Da zog er sein Schwert und drohte, sie zu tödten, wo sie ihm nicht gehorche und zwang sie damit, daß sie es versprach. Darauf brachte er sie vor den König, der vor Freuden nicht wußte, was er anfangen wollte, als er sein liebes Kind wieder sah, das er schon vom Unthier zerrissen glaubte. Der Marschall sprach

sprach zu ihm: „ich habe den Drachen getödtet und die Jungfrau und das ganze Reich befreit, darum fordere ich sie zur Gemahlin, so wie es versprochen ist.“ Der König fragte die Jungfrau: „ist das wahr, was er spricht?“ „Ach ja, antwortete sie, aber ich halte mir aus daß erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeiert wird;“ denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören.

Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Thiere und schliefen bei ihrem todtten Herrn, da kam eine große Hummel, setzte sich dem Hasen auf die Nase, aber der Hase wischte sie mit der Pfote ab und schlief weiter. Die Hummel kam zum zweitenmal, aber der Hase wischte sie wieder ab und schlief fort. Da kam sie zum drittenmal und stach ihm in die Nase, daß er aufwachte und alsobald weckte er den Fuchs, und der Fuchs den Wolf, und der Wolf den Bär und der Bär den Löwen. Und als der Löwe aufwachte und sah, daß die Jungfrau fort war und sein Herr getödtet, fing er fürchterlich an zu brüllen und rief: „wer hat das gethan? Bär, warum hast du mich nicht geweckt?“ Der Bär fragte den Wolf: „warum hast du mich nicht geweckt?“ und der Wolf den Fuchs: „warum hast du mich nicht geweckt?“ und der Fuchs den Hasen: „warum hast du mich nicht geweckt?“ Der arme Has wußte allein nichts zu antworten und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen, aber er bat sie und sprach: „bringt mich nicht um, ich will unserm Herrn das Leben wieder verschaffen; ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel, wer die im Mund hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt

zweihundert Stunden von hier." Sprach der Edwe: „in vier und zwanzig Stunden mußt du hin und her gelaufen sehn und die Wurzel mitbringen." Da sprang der Hase fort und in vier und zwanzig Stunden war er zurück und brachte die Wurzel mit. Der Edwe setzte dem Jäger den Kopf wieder an und der Hase steckte ihm die Wurzel in den Mund, alsbald fügte sich alles wieder zusammen und das Herz schlug und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jäger und erschrak, als er die Jungfrau nicht mehr sah, und dachte, sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich los zu werden. Nun hatte aber der Edwe in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt, aber der merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Königs-tochter: bis zu Mittag, als er etwas essen wollte, da sah er, daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen, und fragte die Thiere, was ihm im Schlaf widerfahren wäre? Da erzählte ihm der Edwe, daß sie auch eingeschlafen wären und beim Erwachen hätten sie ihn todt gefunden, das Haupt abgeschlagen, aber der Has hätte die Lebenswurzel geholt und er in der Eil den Kopf verkehrt gehalten: aber er wollte helfen. Dann riß er dem Jäger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest.

Der Jäger aber war traurig, wollte nicht wieder in die Stadt und zog in der Welt herum und ließ seine Thiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Königs-tochter vom Dracher erlöst hatte und die Stadt war diesmal ganz mit rothem Scharlach

ausgehängt. Da sprach er zum Wirth: „was will das sagen? vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, heute mit rothem.“ Der Wirth antwortete: „vorm Jahr sollte unsers Königs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden, aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn getödtet, und da soll morgen ihre Vermählung gefeiert werden, darum war die Stadt damals mit schwarzem Flor zur Trauer und ist heute mit rothem Scharlach zur Freude ausgehängt.“

Am andern Tag, wo die Hochzeit seyn sollte, sprach der Jäger um Mittagszeit zum Wirth: „glaubt er wohl, Herr Wirth, daß ich heut Brot von des Königs Tisch hier essen will?“ „Ja, sprach der Wirth, da wollt ich doch noch hundert Goldstücke dran setzen, daß das nicht wahr ist.“ Der Jäger nahm die Wette an und setzte einen Beutel mit eben so viel Goldstücken dagegen. Dann rief er den Hasen und sprach: „geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brot, das der König isst.“ Nun war das Häslein das geringste und konnte es keinem andern wieder auftragen, sondern mußte sich selbst auf die Beine machen. „Ei, dachte es, wann ich so allein durch die Straßen springe, da werden die Meggerhunde hinter mir drein seyn.“ Wie es dachte, so geschah es auch und die Hunde kamen hinter ihm drein und wollten ihm sein gutes Fell flicken. Es sprang aber, hast du nicht gesehen! und flüchtete sich in ein Schilderhaus ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde und wollten es heraus haben, aber der Soldat verstand keinen Spaß und schlug mit dem Kolben drein, daß sie schreiend fortliefen. Als der Has merkte, daß die Luft rein war, sprang er zum Schloß hinein und

gerade zur Königstochter und setzte sich unter ihren Stuhl und fragte sie am Fuß. Da sagte sie: „willst du fort!“ und meinte, es wäre ihr Hund; der Hase fragte sie zum zweitenmal am Fuß, da sagte sie wieder: „willst du fort!“ und meinte es wäre ihr Hund. Aber der Hase ließ sich nicht irr machen und fragte zum drittenmal, da guckte sie herab und erkannte den Hasen an seinem Halsband. Nun nahm sie ihn auf ihren Schooß, trug ihn in ihre Kammer und sprach: „lieher Hase, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier und schickt mich, ich soll um ein Brot bitten, wie es der König ißt.“ Da war sie voll Freude und ließ den Bäcker kommen und befahl ihm, ein Brot zu bringen, wie es der König aß. Sprach das Häslein: „aber der Bäcker muß mirs auch hintragen, damit mir die Mehgerhunde nichts thun.“ Der Bäcker trug es ihm bis an die Thüre der Wirthsküche, da stellte sich der Has auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten und brachte es seinem Herrn. Da sprach der Jäger: „sieht er, Herr Wirth, die hundert Goldstücke sind mein.“ Der Wirth wunderte sich, aber der Jäger sagte weiter: „ja, Herr Wirth, das Brot hätte ich, nun will ich aber auch von des Königs Braten essen.“ Der Wirth sagte: „das mögt ich sehen,“ aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jäger den Fuchs und sprach: „mein Füchlein, geh hin und hol mir Braten, wie ihn der König ißt.“ Der Rothfuchs wußte die Schliche besser, ging an den Eßen und durch die Winkel, ohne daß ihn ein Hund sah und setzte sich unter der Königstochter Stuhl und fragte an ihrem Fuß. Da sah sie herab

und erkannte den Fuchs am Halsband und nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „lieber Fuchs, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen tödtete, ist hier und schickt mich, ich soll bitten um einen Braten, wie ihn der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen, der mußte einen Braten, wie ihn der König aß, anrichten und dem Fuchs bis an die Thüre tragen, da nahm ihm der Fuchs die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht er, Herr Wirth, sprach der Jäger, Brot und Fleisch ist da, nun will ich auch Zugemüs essen, wie es der König ißt.“ Da rief er den Wolf und sprach: „lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs, wies der König ißt.“ Da ging der Wolf geradezu ins Schloß weil er sich vor niemand fürchtete und als er in der Königstochter Zimmer kam, da zupfte er sie hinten am Kleid, daß sie sich umschauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband und nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „lieber Wolf, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, ich soll bitten um ein Zugemüs, wie es der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen, der mußte ein Zugemüs bereiten, wie es der König aß und mußte es dem Wolf bis vor die Thüre tragen, da nahm ihm der Wolf die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht er, Herr Wirth, sprach der Jäger, nun hab ich Brot, Fleisch und Zugemüs, aber ich will auch Zuckerwerk essen, wie es der König ißt.“ Rief er den Bären und sprach: „lieber Bär, du leckst doch gern etwas Süßes, geh hin und hol mir Zuckerwerk, wies der König ißt.“ Da trabte der Bär nach dem Schlosse und ging ihm jeder-

mann aus dem Wege, als er aber zu der Wache kam, hielt sie die Flinten vor, und wollte ihn nicht ins königliche Schloß lassen. Aber er hob sich auf und gab mit seinen Fägen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zusammen fiel, und darauf ging er gerades Wegs zu der Königs-tochter, stellte sich hinter sie und brumnte ein wenig. Da schaute sie rückwärts und erkannte den Bären und hieß ihn mit gehn in ihre Kammer und sprach: „lieber Bär, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, ich soll bitten um Zuckerwerk, wies der König ist.“ Da ließ sie den Zuckerbäcker kommen, der mußte Zuckerwerk backen, wie es der König aß und dem Bären vor die Thüre tragen, da stellte sich der Bär aufrecht, nahm ihm die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht er, Herr Wirth, sprach der Jäger, nun hab ich Brot, Fleisch, Zugemüß und Zuckerwerk, aber ich will auch Wein trinken, wie ihn der König trinkt.“ Rief seinen Edwen und sprach: „lieber Löwe, du trinkst dir doch gern einen Rausch, geh und hol mir Wein, wie ihn der König trinkt.“ Da schritt der Löwe über die Straße und die Leute liefen vor ihm und als er an die Wache kam, wollte sie den Weg sperren, aber er brüllte einmal, da sprang alles fort. Nun ging der Löwe vor das königliche Zimmer und klopfte mit seinem Schweif an die Thüre. Da kam die Königs-tochter heraus und war fast über den Löwen erschrocken; aber sie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen und sprach: „lieber Löwe, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen

getödtet hat, ist hier, ich soll bitten um Wein, wie ihn der König trinkt." Da ließ sie den Kellner kommen, der sollte dem Löwen Wein geben, wie ihn der König tränke. Sprach der Löwe: „ich will mitgehen und sehen, daß ich den rechten kriege." Da ging er mit dem Kellner hinab und als sie unten hin kamen, wollte ihm dieser von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Königs Diener tranken, aber der Löwe sprach: „halt ein, ich will den Wein erst versuchen" zapfte sich ein halbes Maaß und schluckte es auf einmal hinab. „Nein, sagte er, das ist nicht der rechte." Der Kellner sah ihn schief an, ging aber und wolt ihm aus einem andern Faß geben, das für des Königs Marschall war. Sprach der Löwe: „halt! erst will ich den Wein versuchen" zapfte sich ein halbes Maaß und trank es; „der ist besser, aber noch nicht der rechte." Da ward der Kellner böß und sprach: „was so ein Vieh vom Wein verstehen will!" Aber der Löwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unsanft zur Erde fiel, und als er sich wieder aufgemacht hatte, führte er den Löwen ganz stillschweigens in einen kleinen besonderen Keller, wo des Königs Wein lag, von dem sonst kein Mensch zu trinken bekam. Der Löwe zapfte sich erst ein halb Maaß und versuchte den Wein, dann sprach er: „das kann von dem rechten seyn," und hieß den Kellner sechs Flaschen füllen. Nun stiegen sie herauf, wie der Löwe aber ins Freie kam, schwankte er hin und her und war ein wenig trunken, und der Kellner mußte ihm den Wein bis vor die Thüre tragen, da nahm er den Korb und brachte ihn seinem Herrn. Sprach der Jäger: „sieht er, Herr Wirth, da

hab ich Brot, Fleisch, Zugemüs, Zuckerwerk und Wein, wie es der König hat, nun will ich mit meinen Thieren Mahlzeit halten," und setzte sich hin, aß und trank und gab dem Hasen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bär und dem Löwen auch davon zu essen und zu trinken und war guter Dinge, denn er sah, daß ihn die Königstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten, sprach er: „Herr Wirth, nun hab ich gegessen und getrunken, wie der König ißt und trinkt, jetzt will ich an des Königs Hof gehen und die Königstochter heirathen.“ Fragte der Wirth: „wie soll das zugehen, da sie schon einen Bräutigam hat und heute soll vermählt werden.“ Da zog der Jäger das Taschentuch heraus, das ihm die Königstochter auf dem Fackenberg gegeben und worin die sieben Zungen des Unthiers eingewickelt waren und sprach: „dazu soll mir helfen, was ich da in der Hand halte.“ Da sah es der Wirth an und sprach: „wenn ich alles glaube, so glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran setzen.“ Der Jäger aber nahm einen Beutel mit tausend Goldstücken, stellte ihn auf den Tisch und sagte: „das setze ich dagegen.“

Nun sprach der König an der königlichen Tafel zu seiner Tochter: „was haben die vielen wilden Thiere gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein und ausgegangen sind?“ Da antwortete sie: „ich darfs nicht sagen, aber schickt hin und laßt den Herrn dieser Thiere holen, so werdet ihr wohl thun.“ Der König schickte einen Diener ins Wirthshaus und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade wie der Jäger mit dem Wirth gewettet hatte. Da sprach er: „sieht er, Herr Wirth,

da schickt der König einen Diener und läßt mich einladen, aber ich gehe so noch nicht.“ Und zu dem Diener sagte er: „ich lasse den Herrn König bitten, daß er mir königliche Kleider schickt, einen Wagen mit sechs Pferden und Diener, die mir aufwarten.“ Als der König die Antwort hörte, sprach er zu seiner Tochter: „was soll ich thun?“ Sagte sie: „laßt ihn holen, wie er verlangt, so werdet ihr wohl thun. Da schickte der König königliche Kleider, einen Wagen mit sechs Pferden und Diener, die ihm aufwarten sollten. Als der Jäger sie kommen sah, sprach er: „sieht er, Herr Wirth, nun werd ich abgeholt, wie ich es will;“ zog die königlichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen und fuhr zum König. Als ihn der König kommen sah, sprach er zu seiner Tochter: „wie soll ich ihn empfangen?“ Antwortete sie: „geht ihm entgegen, so werdet ihr wohl thun.“ Da ging ihm der König entgegen und führte ihn herauf und seine Thiere folgten ihm nach. Der König wies ihm seinen Platz an neben sich und seiner Tochter, der Marschall saß auf der andern Seite, als Bräutigam, aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die sieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen und der König sprach: „die sieben Häupter hat der Marschall dem Drachen abgeschlagen, darum geb ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlin.“ Da stand der Jäger auf, öffnete die sieben Rachen und sprach: „wo sind die sieben Zungen des Drachen?“ Da erschrak der Marschall, ward bleich und wußte nicht, was er antworten sollte: endlich sagte er in der Angst: „Drachen haben keine Zungen.“ Sprach der Jäger: „die Lügner sollten

keine haben, aber die Drachenzungen sind das Wahrzeichen des Siegers," und wickelte das Tuch auf, da lagen sie alle sieben darin und dann steckte er jede Zunge in den Rachen, in den sie gehörte und sie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Königstochter gestickt war und zeigte es der Jungfrau und fragte sie, wem sie es gegeben hätte, da antwortete sie: „dem, der den Drachen getödtet hat.“ Und dann rief er sein Gethier, nahm jedem das Halsband und dem Edwen das goldene Schloß ab und zeigte es der Jungfrau und fragte, wem es angehöre. Antwortete sie: „das Halsband und das goldene Schloß waren mein, ich habe es unter die Thiere vertheilt, die den Drachen besiegen halfen.“ Nun sprach der Jäger: „als ich nach dem Kampf müd und matt war und geruht und geschlafen habe, ist der Marschall gekommen und hat mir den Kopf abgehauen und hat die Königstochter fortgetragen und vorgegeben er sey es gewesen der den Drachen getödtet, und daß er gelogen, beweise ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband.“ Und dann erzählte er, wie ihn seine Thiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen wäre, bis er endlich wieder hierher gekommen, wo ihm der Betrug des Marschalls vom Wirth erzählt worden. Da fragte der König seine Tochter: „ist es wahr, daß dieser den Drachen getödtet hat?“ Da antwortete sie: „ja, es ist wahr; nun darf ich auch die Schandthat des Marschalls offenbaren, weil sie ohne mein Zuthun an den Tag gekommen ist, denn er hat mir das Versprechen zu schweigen abgezwungen, darum habe ich mir aus-

gehalten, daß erst in Jahr und Tag die Hochzeit sollte gefeiert werden.“ Da ließ der König zwölf Rathsherrn rufen, die sollten über den Marschall Urtheil sprechen, und die urtheilten, daß er müßte von vier Ochsen zerrissen werden. Also ward der Marschall gerichtet, der König aber übergab seine Tochter dem Jäger und der wurde zum Statthalter des Königs im ganzen Reich ernannt. Die Hochzeit wurde mit großen Freuden gefeiert und der junge König ließ seinen Vater und Pflegevater holen und that ihnen wohl. Den Wirth vergaß er auch nicht und hieß ihn bringen und sprach zu ihm: „siehst er, Herr Wirth, die Königstochter habe ich geheirathet und sein Haus und Hof sind mein.“ Sprach der Wirth: „ja, das wär nach den Rechten.“ Der junge König aber sagte: „es soll nach Gnaden gehen, Haus und Hof soll er behalten und die tausend Goldstücke schenke ich ihm noch dazu.“

Nun waren der junge König und die junge Königin guter Dinge und lebten vergnügt zusammen. Er zög oft hinaus auf die Jagd, weil das seine Freude war, und die Thiere mußten ihn begleiten. Es lag aber in der Nähe ein Wald, von dem hieß es, er wär nicht geheuer und wär einer erst darin, kam er nicht leicht wieder heraus. Der junge König hatte aber große Lust darin zu jagen und ließ dem alten König keine Ruhe, bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus und als er zu dem Wald kam, sah er eine schneeweiße Hirschkuh darin und sprach zu seinen Leuten: „haltet hier bis ich zurück komme, ich will das schöne Wild jagen“ und ritt ihm nach

in den Wald hinein und nur seine Thiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend, aber er kam nicht wieder, da ritten sie heim und erzählten der jungen Königin: „der junge König ist im Zauberwald einer weißen Hirschkuh nachgejagt und ist nicht wieder gekommen.“ Da war sie in großer Besorgniß um ihn. Er war aber dem schönen Wild immer nachgeritten und konnte es niemals einholen, wenn er meinte es wäre schußrecht, so wars gleich wieder in weiter Ferne, und endlich verschwand es ganz. Nun merkte er, daß er tief in den Wald hineingerathen war, nahm sein Horn und blies, aber er bekam keine Antwort, denn seine Leute konnten nicht hören. Und da auch die Nacht einbrach, sah er, daß er diesen Tag nicht heim kommen konnte, stieg ab, machte sich bei einem Baum ein Feuer an, und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer saß und seine Thiere sich auch dabei gelegt hatten, dächte ihm eine menschliche Stimme zu hören, er schaute um sich, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hörte er wieder ein Achzen wie von oben her, da schaute er in die Höhe und sah ein altes Weib auf dem Baume sitzen, das jammerte in einem fort: „hu! hu! hu! was mich friert.“ Sprach er: „steig herab und wärm dich, wenn dich friert.“ Sie aber sagte: „nein, deine Thiere beißen mich.“ Antwortete er: „sie thun dir nichts, altes Mütterchen, komm nur herunter.“ Sie war aber eine Hexe und sprach: „da will ich dir eine Ruthe herabwerfen, wenn du sie damit auf den Rücken schlägst, thun sie mir nichts.“ Da warf sie ihm ein Rütchlein herab und er schlug sie damit, alsbald lagen sie still und waren in Stein verwandelt.

Und als die Hexe vor den Thieren sicher war, sprang sie herunter und rührte ihn auch mit einer Ruthe an und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte sie und schleppte ihn und die Thiere in einen Graben, wo schon mehr solcher Steine lagen.

Als aber der junge König gar nicht wiederkam, ward die Angst und Sorge der Königin immer größer. Nun trug sich zu, daß gerade in dieser Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Osten gewandelt war, nach dem Königreich kam. Er war herumgezogen hin und her, hatte einen Dienst gesucht und keinen gefunden und seine Thiere tanzen lassen, als ihm einfiel, er wollte einmal nach dem Messer sehen, das sie bei ihrer Trennung in einen Baumstamm gestoßen hatten, um zu erfahren, wie es seinem Bruder ginge. Wie er dahin kam, war seines Bruders Seite halb verrostet und halb war sie noch blank. Da erschrak er, und dachte, meinem Bruder muß ein großes Unglück zugestoßen seyn, doch kann ich ihn vielleicht noch retten, denn die Hälfte des Messers ist noch blank, und zog mit seinen Thieren gen Westen. Als er in das Stadthor kam, trat ihm die Wache entgegen und fragte, ob sie ihn bei seiner Gemahlin melden sollte, die junge Königin war schon seit ein paar Tagen in großer Angst über sein Ausbleiben und fürchte, er war im Zauberwald umgekommen, denn die Wache glaubte nicht anders, als es war der junge König selbst, so ähnlich sah er ihm, und hatte auch die wilden Thiere hinter sich laufen. Da merkte er, daß von seinem Bruder die Rede war und dachte: es ist das beste, ich gebe mich für ihn aus, so kann ich ihn wohl leichter erretten. Also ließ er sich von der Wache ins Schloß

begleiten und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Königin meinte nicht anders, als es wäre ihr Gemahl, er erzählte ihr, daß er sich in dem Wald verirrt hätte und nicht eher wieder sich herausfinden könne. Abends ward er in das königliche Bette gebracht, aber er legte ein zweischneidiges Schwert zwischen sich und die junge Königin; sie wußte nicht, was das sagen sollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage und erforschte derweil alles, wie es mit dem Zauberwald war, endlich sprach er: „ich muß noch einmal dort jagen.“ Der König und die junge Königin wollten es ihm ausreden, aber er bestand darauf und zog mit großer Begleitung hinaus. Als er an den Wald kam, sah er, wie sein Bruder, die weiße Hirschkuh, und sprach zu seinen Leuten: „bleibt hier und wartet, bis ich wiederkomme, ich will das schöne Wild jagen,“ ritt in den Wald hinein und seine Thiere liefen ihm nach. Nun erging es ihm nicht anders als seinem Bruder; die Hirschkuh konnte er nicht einholen und gerieth so tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hörte er über sich ächzen: „hu! hu! hu! wie mich friert;“ da schaute er hinauf, und es saß dieselbe Hexe oben im Baum. Sprach er: „wenn dich friert, so komm herab, altes Mütterchen, und wärm dich.“ Antwortete sie: „nein, deine Thiere beißen mich.“ Er aber sprach: „sie thun dir nichts.“ Da rief sie: „ich will dir eine Ruthe hinabwerfen, wenn du sie damit schlägst, so thun sie mir nichts.“ Wie der Jäger das hörte, traute er der Alten nicht und sprach: „meine Thiere schlag

ich nicht, komm du herunter, oder ich hol dich.“ Da rief sie: „was willst du wohl? du thust mir noch nichts!“ er aber antwortete: „kommst du nicht, so schieß ich dich herunter.“ Sprach sie: „schieß nur zu, du sollst mich wohl laufen lassen!“ Da legte er an und schoss nach ihr, aber die Hexe war fest gegen alle Bleikugeln, lachte, daß es gellte, und rief: „du sollst mich noch nicht treffen!“ Aber der Jäger wußte Bescheid, riß sich drei silberne Knöpfe vom Rock, lud sie in die Büchse, denn dagegen war ihre Kunst umsonst, und wie er schoss, stürzte sie mit Geschrei herab. Da stellte er den Fuß auf sie, und sprach: „alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst, wo mein Bruder ist, so pack ich dich auf und werf dich ins Feuer.“ Sie war in großer Angst und bat um Gnade und sagte: „er liegt mit seinen Thieren versteinert in einem Graben.“ Da zwang er sie mit hinzugehen und sprach: „alte Kage, jetzt machst du meinen Bruder und alle Geschöpfe, die hier liegen, lebendig, oder du kommst ins Feuer.“ Sie nahm eine Ruthe und rührte die Steine an, da wurde sein Bruder mit den Thieren wieder lebendig und viele andere, Kaufleute, Handwerker, Hirten, standen auf, dankten für ihre Befreiung und zogen heim. Die Zwillingebrüder aber, als sie sich wiedersehen, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie und legten sie ins Feuer, und als sie verbrannt war, that sich der Wald von selbst auf und war licht und hell, und man konnte das königliche Schloß auf drei Stunden Wegs sehen.

Nun gingen die zwei Brüder zusammen nach Haus und erzählten einander auf dem Weg ihre Schicksale. Und als der jüngste

sagte, er wäre an des Königs Statt im ganzen Lande, sprach der andere: „das hab ich wohl gemerkt, denn als ich in die Stadt kam und für dich angesehen wurde, da geschah mir alle königliche Ehre, die junge Königin hielt mich für ihren Gemahl und ich mußte an ihrer Seite essen und in deinem Bett schlafen.“ Wie das der andere hörte, ward er so eifersüchtig und zornig, daß er sein Schwert zog und seinem Bruder den Kopf abschlug. Als dieser aber todt da lag und er sein rothes Blut fließen sah, reute es ihn gewaltig und er sprach: „mein Bruder hat mich erlöst und ich habe ihn dafür getödtet!“ und jammerte laut. Da kam sein Hase und sagte, er wollte von der Lebenswurzel holen, sprang fort und brachte sie noch zu rechter Zeit, und der Todte wurde wieder lebendig und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen sie weiter und der jüngste sprach: „du siehst aus wie ich, hast königliche Kleider an wie ich und die Thiere folgen dir nach wie mir, wir wollen zu den entgegengesetzten Thoren eingehen und von zwei Seiten zugleich beim alten König anlangen.“ Also trennten sie sich, und bei dem alten König kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Thore und meldete, der junge König mit seinen Thieren wäre von der Jagd angelangt. Sprach der König: „es ist nicht möglich, die Thore liegen eine Stunde weit aus einander.“ Indem aber kamen von zwei Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein und stiegen beide herauf. Da sprach der König zu seiner Tochter: „nun sag du, welcher dein Gemahl ist, denn es sieht einer aus wie der andere, ich kanns nicht sagen.“ Sie war da in großer Angst
und

und wußte es nicht, endlich fiel ihr das Halsband ein, das sie den Thieren gegeben hatte und sah an dem Löwen ihres Gemahls das goldene Schloßchen; da sprach sie vergnügt: „dieser ist mein rechter Mann.“ Da lachte der junge König und sagte: „ja, das ist der rechte!“ und sie setzten sich zusammen zu Tisch, aßen und tranken und waren fröhlich. Abends, als der junge König zu Bett ging, sprach seine Frau: „warum hast du die vorigen Nächte immer ein zweischneidiges Schwert in unser Bett gelegt, ich habe geglaubt, du wolltest mich todt schlagen.“ Da erkannte er, wie treu sein Bruder gewesen war.

61.

Das Bürle.

Es war ein Dorf, darin saßen lauter reiche Bauern und nur ein armer, den nannten sie das Bürle (Bäuerlein). Er hatte nicht einmal eine Kuh und noch weniger Geld eine zu kaufen; und er und seine Frau hätten so gern eine gehabt. Eimal sprach er zu ihr: „hör, ich hab einen guten Gedanken, da ist unser Gevatter Schreiner, der soll uns ein Kalb aus Holz machen und braun anstreichen, daß es wie ein anderes aussieht, mit der Zeit wirbs wohl groß und gibt eine Kuh.“ Der Frau gefiel das auch, und der Gevatter Schreiner zimmerte und hobelte das Kalb zurecht, strich es an, wie sich gehörte, und machte es so, daß es den Kopf unterhängte, als fräße es.

Wie die Kühe des andern Morgens ausgetrieben wurden, rief das Bärle den Hirt herein und sprach: „seht, da hab ich ein Kälbchen, aber es ist noch zu klein und muß noch getragen werden.“ Der Hirt sagte: „schon gut!“ nahm es in seinen Arm und trug es hinaus auf die Weide, da stellte es ins Gras. Das Kälbchen blieb da immer stehen wie eins das frist, und der Hirt sprach: „das wird bald selber laufen, guck einer, was es schon frist!“ Abends als er die Heerde wieder heim treiben wollte, sprach er zu dem Kalb: „kannst du da stehen und dich satt fressen, so kannst du auch auf deinen vier Beinen gehen, ich mag dich nicht wieder auf dem Arm heim schleppen.“ Das Bärle stand aber vor seiner Hausthür und wartete auf sein Kälbchen; als nun der Kuhhirt durchs Dorf trieb und das Kälbchen fehlte, fragte er darnach. Der Hirt antwortete: „das steht noch immer draußen und frist; es wollte nicht aufhören und nicht mitgehen.“ Bärle aber sprach: „ei was! ich muß mein Vieh wieder haben.“ Da gingen sie zusammen nach der Wiese zurück, aber einer hatte das Kalb gestohlen und es war fort. Sprach der Hirt: „es wird wohl wohin gelaufen seyn!“ Das Bärle aber sagte: „mir nicht so!“ und führte den Hirten vor den Schultheiß, der verdammt ihn für seine Nachlässigkeit, daß er dem Bärle für das entkommene Kalb mußte eine Kuh geben.

Nun hatte das Bärle und seine Frau die lang gewünschte Kuh; sie freuten sich von Herzen, hatten aber kein Futter und konnten ihr nichts zu fressen geben, also mußte sie bald geschlachtet werden. Das Fleisch salzten sie ein, und das Bärle ging in

die Stadt und wollte das Fell dort verkaufen, um für den Erbs ein neues Kälbchen zu bestellen. Unterwegs kam er an eine Mühle, da saß ein Rabe ohne Flügel, den nahm er aus Erbarmen auf, und wickelte ihn in das Fell. Weil aber das Wetter so schlecht ward und Wind und Regen stürmte, konnte er nicht weiter, kehrte in die Mühle ein, und bat um Herberge. Die Müllerin war allein zu Haus und sprach zu dem Bärle: „da leg dich auf die Streu,“ und gab ihm ein Käsebrot. Das Bärle aß und legte sich nieder, sein Fell neben sich, und die Frau dachte: „der ist müd und schläft.“ Indem kam der Pfaff, und die Frau Müllerin empfing ihn wohl und sprach: „mein Mann ist aus, da wollen wir uns tractiren.“ Bärle hörte auf und wie's von tractiren hörte, ärgerte sich's, daß es mit Käsebrot hatte vorlieb nehmen müssen. Da trug die Frau herbei und trug vielerlei auf: Braten, Salat, Kuchen und Wein.

Wie sie sich nun setzten und essen wollten, klopfte es draußen; sprach die Frau: „ach Gott, das ist mein Mann!“ geschwind den Braten in die Ofenlachel, den Wein unters Kopfkissen, den Salat aufs Bett, den Kuchen unters Bett und den Pfaff in den Schrank auf dem Hausschrein. Darnach machte sie dem Mann auf und sprach: „gottlob, daß du wieder hier bist!“ Der Müller sah's Bärle auf der Streu liegen und fragte: „was will der Kerl da?“ „Ach, sagte die Frau, der kam in dem Sturm und Wetter und bat um ein Obdach, da hab ich ihm ein Käsebrot gegeben und ihm die Streu angewiesen.“ Sprach der Mann: „ich habe nichts dagegen, aber schaff mir bald etwas zu essen.“ Die

Frau sagte: „ich hab' aber nichts als Käsebrod.“ „Nun gib's nur her,“ antwortete der Mann, sah das Bärle an und rief's: „Komm, und is' noch einmal mit!“ Bärle ließ sich das nicht zweimal sagen, stand auf und aß mit. Darnach fragte der Müller: „was hast du da bei dir im Fell?“ Antwortete das Bärle: „da hab ich einen Wahrsager drin.“ „Kann der mir auch wahr sagen?“ sprach der Müller. „Warum nicht! sagte das Bärle, er sagt aber nur vier Dinge, und das fünfte behält er bei sich.“ Der Müller war begierig und sprach: „laß ihn einmal wahr sagen.“ Da drückte Bärle dem Rab auf den Kopf, daß er quackte und Err! machte. Sprach der Müller: „was hat er gesagt?“ Bärle antwortete: „erstens hat er gesagt, es steckte Wein unterm Kopfkissen.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Wein. — Nun weiter sprach der Müller. Das Bärle ließ den Raben wieder quacksen und sprach: „Zweitens hat er gesagt, wäre Braten in der Ofenkachel.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Braten. Bärle ließ den Raben noch mehr weissagen und sprach: „drittens hat er gesagt, wäre Salat auf dem Bett.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Salat. Endlich drückte das Bärle den Raben noch einmal, daß er knurrte und sprach: „viertens hat er gesagt, wäre Kuchen unterm Bett.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Kuchen.

Nun setzten sich die zwei zusammen an den Tisch, die Müllerin aber kriegte Todesangst, legte sich ins Bett und nahm alle

Schlüssel zu sich. Der Müller hätte auch gern das fünfte gewußt, aber Bürle sprach: „erst wollen wir die vier andern Dinge essen, den das fünfte ist etwas schlimmes.“ So aßen sie und darnach ward gehandelt, wie viel der Müller für die fünfte Wahrsagung geben sollte, bis sie um dreihundert Thaler einig wurden. Da drückte Bürle dem Raben noch einmal an den Kopf, daß er laut quackte. Fragte der Müller: „was hat er gesagt?“ antwortete das Bürle: „er hat gesagt, draußen im Schrank auf dem Hausehrn, da steckt der Teufel.“ Sprach der Müller: „der Teufel muß hinaus!“ sperrte die Hausthür auf und die Frau mußte den Schlüssel hergeben; Bürle aber schloß den Schrank auf. Da lief der Pfaff was er konnte hinaus und der Müller sprach: „ich hab den schwarzen Kerl gesehen!“ Bürle aber machte sich in der Dämmerung mit den dreihundert Thalern aus dem Staub.

Daheim that sich das Bürle nach und nach auf, baute ein hübsches Haus und die Bauern sprachen: „das Bürle ist gewiß gewesen, wo der goldene Schnee fällt, und man das Geld mit Scheffeln heim trägt.“ Da ward Bürle vor den Schultheiß gefordert, es sollte sagen, woher es den Reichthum hätte. Antwortete es: „ich habe mein Kuhfell in der Stadt für dreihundert Thaler verkauft.“ Wie die Bauern das hörten, wollten sie auch den Vortheil genießen, liefen heim und schlugen all ihre Kühe todt, zogen die Felle ab, um sie in der Stadt mit dem großen Gewinn zu verkaufen. Der Schultheiß sprach: „meine Wagg muß aber vorangehen.“ Wie diese zum Kaufmann in die Stadt kam, gab

er ihr nicht mehr als drei Thaler für ein Fell; und wie die übrigen kamen, gab er ihnen nicht einmal so viel und sprach: „was soll ich mit all den Fellen anfangen!“

Nun ärgerten sich die Bauern, daß sie vom Würle hinter's Licht geführt waren, wollten Rache an ihm nehmen, und verklagten es wegen des Betrugs bei dem Schultheiß, dieser verurtheilte Würle zum Tod, und daß es in einem löcherichten Faß sollte ins Wasser gerollt werden. Würle ward hinausgeführt und ein Geistlicher gebracht, der ihm Seelenmesse lesen sollte. Nun mußten die andern sich alle entfernen und wie das Würle den Geistlichen anblickte, so erkannte es den Pfaffen, der bei der Frau Müllerin gewesen war. Sprach es zu ihm: „ich hab euch aus dem Schrank befreit, befreit mich aus dem Faß;“ und als gerade ein Schäfer mit einer Heerde Schafe daher trieb, von dem das Würle wußte, daß er längst gern Schultheiß geworden wäre, so rief es laut: „nein, ich thue nicht! und wenns die ganze Welt haben wollte! nein ich thue nicht! der Schäfer, der das hörte, kam herbei und fragte: „was hast du vor? was willst du nicht thun?“ Würle sprach: „da wollen sie mich zum Schultheiß machen, wenn ich mich in das Faß setze, aber ich thue nicht!“ Der Schäfer sagte: „wenns weiter nichts ist! um Schultheiß zu werden, wollt ich mich gleich in das Faß setzen.“ Würle sprach: „willst du dich hinein setzen, so wirst du auch Schultheiß.“ Der Schäfer wars zufrieden, setzte sich hinein und das Würle schlug den Deckel drauf, und trieb darnach des Schäfers Heerde fort. Nun ging der Pfaff zur Gemeinde und sagte, die Seelenmesse wäre gelesen,

da kamen sie und rollten das Faß nach dem Wasser hin. Als das Faß zu rollen anfing, rief der Schäfer: „ich will ja gern Schultheiß werden! ich will ja gern Schultheiß werden!“ sie glaubten nicht anders, als das Bärle schrie so, und sprachen: „das meinen wir auch, aber erst sollst du dich da unten umsehen!“ und rollten das Faß ins Wasser hinein.

Darauf gingen die Bauern heim und wie sie ins Dorf kamen, so kam auch das Bärle daher, und trieb eine Heerde Schafe ruhig ein und war ganz zufrieden. Da erstaunten die Bauern und sprachen: „Bärle, wo kommst du her? kommst du aus dem Wasser?“ „Freilich, antwortete das Bärle, ich bin versunken tief, tief, bis ich endlich auf den Grund kam, ich stieß dem Faß den Boden aus, und kroch heraus, da waren schöne Wiesen, auf denen viele Lämmer weideten, davon bracht ich mir die Heerde mit.“ Sprachen die Bauern: „sind noch mehr da?“ „O ja, sagte das Bärle, mehr als ihr brauchen könnt.“ Da verabredeten sich die Bauern, daß sie sich auch Schafe holen wollten, jeder eine Heerde; der Schultheiß aber sagte: „ich komm zuerst.“ Nun gingen sie zusammen zum Wasser, da standen gerade am blauen Himmel kleine Flocken, die man Lämmerchen nennt, die spiegelten sich im Wasser ab, da riefen die Bauern: wir sehen schon die Schafe unten auf dem Grund!“ der Schulz drängte sich hervor und sagte: „nun will ich zuerst hinunter und mich umsehen, wenns gut ist, will ich euch rufen.“ Da sprang er hinein, „plump,“ klang es im Wasser. Sie meinten nicht anders, als er rief ihnen zu: „kommt!“ und der ganze Haufe stürzte in einer Hast

hinter ihm drein. Da war das Dorf ausgestorben und Bärle war der einzige Erbe und ein reicher Mann.

62.

Die Bienenkönigin.

Zwei Königsöhne gingen einmal auf Abenteuer, und gerieten in ein wildes, wüstes Leben, so daß sie gar nicht wieder nach Haus kamen. Der jüngste, welcher der Dummling hieß, ging aus und suchte seine Brüder; aber wie er sie fand, verspotteten sie ihn, daß er mit seiner Einfalt sich durch die Welt schlagen wolle, da sie zwei nicht durchkämen und wären doch viel klüger. Da zogen sie miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen; die zwei ältesten wollten ihn aufwühlen, und sehen, wie die kleinen Ameisen in der Angst herumkröchen und ihre Eier forttrügen; aber der Dummling sagte: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie stört.“ Da gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele, viele Enten; die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dummling sagte wieder: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie tödtet.“ Endlich kamen sie an ein Bienenneß, darin war so viel Honig, daß er am Stamm herunterlief; die zwei wollten Feuer unter den Baum legen und die Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten. Der Dummling hielt sie aber wieder ab und sprach: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie verbrennt.“ Da kamen die drei Brüder in ein Schloß,

wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, auch war kein Mensch zu sehen, und sie gingen durch alle Gänge, bis sie vor eine Thüre ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlüssel; es war aber mitten in der Thüre ein Rädchen, dadurch konnte man in die Stube sehen. Da sahen sie ein grau Männchen an einem Tische sitzen, das riefen sie an, einmal, zweimal aber es hörte nicht; endlich riefen sie zum drittenmal, da stand es auf und kam heraus. Es sprach aber kein Wort, sondern faßte sie an und führte sie zu einem reichbesetzten Tisch; und als sie gegessen und getrunken hatten, führte es einen jeglichen in ein eigenes Schlafgemach. Am andern Morgen kam es zu dem ältesten, winkte ihm und brachte ihn zu einer steinernen Tafel, darauf standen die drei Aufgaben geschrieben, wodurch das Schloß erlöst werden konnte. Die erste war: in dem Wald unter dem Moos lagen die tausend Perlen der Königs-tochter, die mußten aufgesucht werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch eine einzige fehlte, so ward der, welcher gesucht hatte, zu Stein. Der älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erst hundert gefunden; es folgte, wie auf der Tafel stand, und er ward in Stein verwandelt. Am folgenden Tag unternahm der zweite Bruder das Abenteuer; es ging ihm aber nicht besser als dem ältesten, er fand nicht mehr, als zweihundert Perlen und ward zu Stein. Endlich kam auch an den Dummling die Reihe, der suchte im Moos, es war aber so schwer, die Perlen zu finden, und ging so langsam! da setzte er sich auf einen Stein und weinte. Und wie er so saß kam der Ameisenkönig, dem er

einmal das Leben erhalten hatte mit fünftausend Ameisen, und es währte gar nicht lang, so hatten diese die Perlen miteinander gefunden und auf einen Haufen getragen. Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüssel zu der Schlafkammer der Königs-tochter aus der See zu holen. Wie der Dummling zur See kam, schwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter, und holten den Schlüssel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die schwerste: aus den drei schlafenden Töchtern des Königs sollte die jüngste und die liebste heraus gesucht werden, sie glichen sich aber vollkommen und waren durch nichts verschieden, als daß die älteste ein Stück Zucker, die zweite Syrup, die jüngste einen Löffel voll Honig gegessen hatte, und es war bloß an dem Hauch zu erkennen, welche den Honig gegessen. Da kam aber die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dummling vor dem Feuer geschützt, und versuchte den Mund von allen dreien, zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, der Honig gegessen, und so erkannte der Königssohn die rechte, und da war aller Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt seine menschliche Gestalt wieder. Und der Dummling vermählte sich mit der jüngsten und liebsten, und ward König nach ihres Vaters Tod; seine zwei Brüder aber mit den beiden andern Schwestern.

63.

Die drei Federn.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, davon waren zwei klug und geschickt, aber der dritte sprach nicht viel, war einfältig und wurde der Dummling genannt. Als der König nun alt wurde, daß er an sein Ende dachte, wußte er nicht, welcher von seinen Söhnen nach ihm das Reich erben sollte. Da sprach er zu ihnen: „ziehet aus, und wer mir den feinsten Teppich bringt, der soll nach meinem Tod König seyn.“ Und damit es keinen Streit unter ihnen gab, führte er sie vor sein Schloß, blies drei Federn in die Luft und sprach: „wie die fliegen, so sollt ihr ziehen.“ Die eine Feder flog nach Osten, die andere nach Westen, die dritte flog aber gerade aus und flog nicht weit, sondern fiel zur Erde. Nun ging der eine Bruder rechts, der andere ging links und sie lachten den Dummling aus, der da bei der dritten Feder auf der Erde bleiben mußte.

Der Dummling setzte sich nieder und war traurig, da sah er auf einmal neben der Feder eine Thüre in der Erde. Er machte sie auf und stieg eine Treppe hinab, und kam vor eine andere Thüre und klopfte an, da rief inwendig:

„Jungfer grün und klein:

Hugelbein!

Hugelbeins Hündchen

Hugel hin und her,

laß geschwind sehen, wer draußen war.“

Nun that sich die Thüre auf und er sah eine große, dicke Itzche (Kröte) sitzen, und rings um sie eine Menge kleiner Itzchen. Die dicke Itzche fragte, was sein Begehren wäre? antwortete er: „ich hätte gern den schönsten und feinsten Teppich.“ Da rief sie eine junge und sprach:

„Jungfer grün und klein,

Hügelbein!

Hügelbeins Hündchen,

Hügel hin und her!

bring mir die große Schachtel her!“

die Itzche holte die Schachtel, und die dicke machte sie auf und gab dem Dummling einen Teppich daraus so schön und so fein, wie oben auf der Erde keiner gewebt werden konnte. Da dankte er ihr und ging wieder fort.

Die beiden andern aber hatten ihren jüngsten Bruder für so albern gehalten, daß sie glaubten, er würde nicht das mindeste gegen sie aufbringen können. „Was sollen wir uns mit Euchen groß Mühe geben!“ sprachen sie und nahmen dem ersten, besten Schäfersweib, das ihnen begegnete, die groben Tücher vom Leib und trugen sie dem König hin. Da kam der Dummling auch, und brachte seinen schönen Teppich, und als der König den sah, erstaunte er und sprach: „das Reich gehört dem jüngsten.“ Aber die zwei andern ließen dem König keine Ruh und sprachen, es wäre nicht möglich, daß der Dummling König würde und baten ihn, er möchte noch eine Bedingung machen. Da sagte der Vater: „der soll das Reich erben, der mir den schönsten Ring bringt.“

und führte die drei Brüder hinaus und blies drei Federn in die Luft, denen sie nachgehen sollten. Die zwei Ältesten zogen wieder nach Osten und Westen und für den Dummling flog die Feder gerad aus und fiel neben der Erdthüre nieder. Da stieg er wieder hinab zu der dicken Itzche und sagte ihr, daß er den schönsten Ring brauche. Sie ließ sich ihre große Schachtel holen und gab ihm daraus einen Ring so schön, wie ihn kein Goldschmied auf der Erde machen konnte. Die zwei Ältesten hatten über den Dummling gelacht, daß der einen goldenen Ring suchen wollte, gaben sich gar keine Mühe, sondern schlugen den ersten besten Wagentringen die Nägel aus und brachten sie dem König. Als dieser dagegen den schönen Ring des Dummlings sah, sprach er: „ihm gehört das Reich.“ Aber die zwei Ältesten quälten den König so lang, bis er noch eine dritte Bedingung machte und den Ausspruch that, der solle das Reich haben, der die schönste Frau heimbrächte. Die drei Federn blies er auch wieder in die Luft und sie flogen wie die vorigemale.

Da ging der Dummling zum drittenmal hinab zu der dicken Itzche und sprach: „ich soll die schönste Frau heimbringen.“ „Ei, antwortete die Itzche, die schönste Frau! nun die sollst du haben.“ Und gab ihm eine gelbe Rübe, mit sechs Mäuschen bespannt. Da dachte der Dummling ganz traurig: „was soll ich damit anfangen?“ Die Itzche aber sprach: „nun setz eine von meinen kleinen Itschen hinein.“ Da griff er auf Gerathewohl eine aus dem Kreis und setzte sie auf die gelbe Rübe, aber kaum rührte sie daran, so ward sie zu einem wunderschönen Fräulein, die Rübe

zur Kutsche und die sechs Mäuschen zu Pferden. Da stiegen sie in die Kutsche und er küßte sie und brachte sie zu dem König. Seine Brüder kamen auch, die hatten den Dummling so verachtet, daß sie die ersten, besten Bauernweiber genommen und heimgeführt hatten. Da sprach der König: „dem jüngsten gehört das Reich nach meinem Tod!“ Aber die zwei ältesten lärmten von neuem, sprachen, wir können nicht zugeben und verlangten, der sollte den Vorzug haben, dessen Frau durch einen Ring springen könne, der in dem Saal mitten hing und dachten, die Bauernweiber können das wohl, die sind stark genug, aber das zarte Fräulein springt sich todt. Endlich willigte der König ein. Da sprangen die zwei Bauernweiber, sprangen auch durch, waren aber so plump, daß sie fielen und ihre groben Arme und Beine entzwei brachen. Darauf sprang das schöne Fräulein, das der Dummling mitgebracht hatte, und sprang ganz leicht durch den Ring und gewann ihm das Reich. Und als der König starb, erhielt er die Krone und hat lange in Weisheit geherrscht.

64.

Die goldene Gans.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne, davon hieß der jüngste der Dummling, und wurde verachtet und verspottet und bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt. Es geschah, daß der älteste in den Wald gehen wollte, Holz hauen, und eh er ging, gab ihm noch seine Mutter einen schönen, feinen Eierkuchen und eine

Flasche Wein mit, damit er nicht Hunger und Durst litt. Als er in den Wald kam, begegnete ihm ein altes graues Männlein, das bot ihm einen guten Tag und sprach: „gib mir doch ein Stück von deinem Kuchen aus der Tasche, und laß mich einen Schluck von deinem Wein trinken, ich bin so hungrig und durstig.“ Der kluge Sohn aber antwortete: „geb ich dir meinen Kuchen und meinen Wein, so hab ich selber nichts, pack dich deiner Wege!“ und ging fort. Als er nun anfing einen Baum zu behauen, dauerte es nicht lange, so hieb er fehl und die Art fuhr ihm in den Arm, daß er mußte heimgehen und sich verbinden lassen. Das war aber von dem grauen Männchen gekommen.

Darauf ging der zweite Sohn in den Wald und die Mutter gab ihm, wie dem ältesten, einen Eierkuchen und eine Flasche Wein. Dem begegnete gleichfalls das alte graue Männchen und hielt um ein Stückchen Kuchen und einen Trunk Wein an. Aber der zweite Sohn sprach auch ganz verständig: „was ich dir gebe, das geht mir selber ab, pack dich deiner Wege!“ und ging fort. Das Männchen ließ die Strafe nicht ausbleiben und als er ein paar Hiebe am Baum gethan, hieb er sich ins Bein, daß er mußte nach Haus getragen werden.

Da sagte der Dummling auch: „Vater, ich will hinausgehen und Holz hauen.“ Antwortete der Vater: „deine Brüder haben sich Schaden gethan, laß du's gar bleiben, du verstehst nichts davon.“ Der Dummling aber bat, daß ers erlauben möchte, da sagte er endlich: „geh nur hin, durch Schaden wirst du klug werden.“ Die Mutter aber gab ihm einen Kuchen, der war mit

Wasser in der Asche gebacken und eine Flasche saures Bier. Als er in den Wald kam, begegnete ihm gleichfalls das alte, graue Männchen und grüßte ihn und sprach: „gib mir ein Stück von deinem Kuchen und einen Trunk aus deiner Flasche, ich bin so hungrig und durstig.“ Antwortete der Dummling: „ich habe aber nur Aschenkuchen und saures Bier, wenn dir das recht ist, so wollen wir uns setzen und essen.“ Da setzten sie sich, und als der Dummling seinen Aschenkuchen herausholte, so war's ein feiner Eierkuchen, und das saure Bier war ein guter Wein. Nun aßen und tranken sie, und darnach sprach das Männlein: „weil du ein gutes Herz hast und das Deine gern mittheilst, so will ich dir Glück bescheeeren. Dort steht ein alter Baum, den hau ab, so wirst du in den Wurzeln etwas finden.“ Und darauf nahm es Abschied.

Der Dummling ging hin und hieb den Baum um, und wie er fiel, saß in den Wurzeln eine Gans, die hatte Federn von reinem Gold. Er hob sie heraus, nahm sie mit sich und ging in ein Wirthshaus, da wollte er übernachten. Der Wirth hatte aber drei Töchter, die sahen die Gans, waren neugierig, was das für ein wunderlicher Vogel wäre und hätten gar gern eine von seinen goldenen Federn gehabt. Endlich dachte die älteste: „ich soll und muß eine Feder haben!“ wartete bis der Dummling hinausgegangen war und faßte die Gans beim Flügel, aber Finger und Hand blieben ihr daran festhängen. Bald darnach kam die zweite und hatte keinen andern Gedanken, als sich eine Feder zu holen, ging heran, faum aber hatte sie ihre Schwester angerührt,

rührt, so blieb sie an ihr festhängen. Endlich kam auch die dritte und wollte eine Feder, da schrieen die andern: „bleib weg! ums Himmelswillen, bleib weg!“ aber sie begriff nicht, warum und dachte: sind die dabei, so kann ich auch dabei seyn, sprang herzu, aber wie sie ihre Schwester angerührt hatte, so blieb sie an ihr fest hängen. So mußten sie die Nacht bei der Gans zubringen.

Am andern Morgen nahm der Dummling die Gans in den Arm, ging fort und bekümmerte sich nicht um die drei Mädchen, die daran hingen. Die mußten immer hinter ihm drein laufen, links und rechts, wie's ihm in die Beine kam. Mitten auf dem Felde begegnete ihnen der Pfarrer und als er den Aufzug sah, sprach er: „ei so schämt euch, ihr garstigen Mädchen, was lauft ihr dem jungen Bursch durchs Feld nach, schickt sich das?“ Damit faßte er die jüngste an die Hand und wollte sie zurückziehen, wie er sie aber anrührte, blieb er gleichfalls hängen und mußte selber hinten drein laufen. Nicht lange, so kam der Küster und sah den Herrn Pfarrer drei Mädchen auf dem Fuß folgen, da verwunderte er sich und rief: „ei! Herr Pfarrer! wo hinaus so geschwind? heut ist noch eine Kindtaufe!“ lief auf ihn zu und faßte ihn am Armel und blieb auch fest hängen. Wie die fünf so hinter einander her trabten, kamen zwei Bauern mit ihren Hacken vom Feld, da rief der Pfarrer ihnen zu, sie sollten sie doch los machen. Kaum aber hatten sie den Küster angerührt, so blieben sie hängen und waren ihrer nun sieben, die dem Dummling mit der Gans nachliefen.

Er kam darauf in eine Stadt, da herrschte ein König, der hatte eine Tochter, die war so ernsthaft, daß sie niemand zum Lachen bringen konnte. Darum hatte er ein Gesetz gegeben, wer sie könnte zu lachen machen, der sollte sie heirathen. Der Dummling, als er das hörte, ging mit seiner Gans und ihrem Anhang vor die Königsstochter, und wie diese die sieben Menschen immer hinter einander herlaufen sah, fing sie überlaut an zu lachen, und wollte gar nicht wieder aufhören. Da verlangte sie der Dummling zur Braut, aber der König machte allerlei Einwendungen und sagte, er müßte ihm erst einen Mann bringen, der einen Keller voll Wein austrinken könnte. Der Dummling dachte an das graue Männchen, das könnte ihm wohl helfen, ging hinaus in den Wald, und auf der Stelle, wo er den Baum abgehauen hatte, sah er einen Mann sitzen, der machte ein gar betrübtes Gesicht. Der Dummling fragte: was er sich so sehr zu Herzen nähme? „Ei! antwortete er, ich bin so durstig, und kann nicht genug zu trinken kriegen, ein Faß Wein hab ich zwar ausgeleert, aber was ist ein Tropfen auf einem heißen Stein?“ „Da kann ich dir helfen, sagte der Dummling, komm nur mit mir, du sollst satt haben.“ Er führte ihn darauf in des Königs Keller und der Mann machte sich über die großen Fässer, trank und trank, daß ihm die Hüften weh thaten, und ehe ein Tag herum war, hatte er den ganzen Keller ausgetrunken. Der Dummling verlangte wieder seine Braut; der König aber ärgerte sich, daß ein schlechter Bursch, den jedermann einen Dummling nannte, seine Tochter davon tragen sollte, und machte neue Be-

dingungen: er müsse ihm erst einen Mann schaffen, der einen Berg voll Brot aufessen könnte. Der Dummling ging wieder in den Wald; da saß auf des Baumes Platz ein Mann, der schnürte sich den Leib mit einem Riemen zusammen, machte ein grämliches Gesicht und sagte: „ich habe einen ganzen Backofen voll Raspelbrot gegessen, aber was hilft das bei meinem großen Hunger, ich spür nichts im Leib und muß mich nur zuschnüren, wenn ich nicht Hungers sterben soll.“ Wie der Dummling das hörte, war er froh und sprach: „steig auf und geh mit mir, du sollst dich satt essen.“ Er führte ihn an den Hof des Königs, der hatte alles Mehl aus dem ganzen Reich zusammenfahren und einen ungeheuern Berg davon backen lassen; der Mann aber aus dem Wald stellte sich davor, fing an zu essen, und in einem Tag und einer Nacht, war der ganze Berg verschwunden. Der Dummling forderte wieder seine Braut; der König aber suchte noch einmal Ausflucht, und verlangte ein Schiff, das zu Land wie zu Wasser fahren könnte; schaffe er aber das, dann solle er gleich die Königstochter haben. Der Dummling ging noch einmal in den Wald, da saß das alte graue Männchen, dem er seinen Kuchen gegeben, und sagte: „ich hab für dich getrunken und gegessen, ich will dir auch das Schiff geben; das alles thu' ich, weil du barmherzig gegen mich gewesen bist.“ Da gab er ihm das Schiff, das zu Land und zu Wasser fuhr, und als der König das sah, mußte er ihm seine Tochter geben. Da ward die Hochzeit gefeiert, und der Dummling erbte das Reich, und lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Gemahlin.

Allerlei - Nauf.

Es war einmal ein König, dessen Frau hatte Haare von lauterem Gold und war so schön, daß sich ihres Gleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht eben so schön ist, als ich bin und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen.“ Nachdem es ihr der König versprochen hatte, that sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit gar nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Rätke: „es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.“ Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, um eine Braut zu suchen, die so schön wäre, als es die verstorbene Königin gewesen. Es war aber keine Königstochter in der Welt so schön, und wenn sie's auch gewesen wäre, so waren doch solche goldene Haare nicht mehr zu finden. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön, wie ihre verstorbene Mutter und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin glücke, da fühlte er eine heftige Liebe zu ihr und sprach zu seinen Rätken:

„ich will meine Tochter heirathen, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau und sonst kann ich doch keine Braut auf Erden finden. Als die Rätthe das hörten, erschrakten sie und sprachen: „Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirathet und aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen.“ Die Tochter erschrak auch, hoffte aber den König noch von seinem Vorhaben abzubringen. Da sagte sie zu ihm: „eh, ich eueren Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eins, so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend als die Sterne; ferner verlang ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und Rauhwerk zusammengesetzt, zu welchem ein jedes Thier in euerem Reich ein Stück von seiner Haut gegeben hat.“ Dabei dachte sie, das ist anzuschaffen ganz unmöglich, und dann muß mein Vater von seinen Gedanken ablassen. Der König aber ließ nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reich mußten die drei Kleider weben, eins so golden als die Sonne, eins so silbern als der Mond und eins so glänzend als die Sterne; und seine Jäger mußten alle Thiere in seinem Reich auffangen, und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen, daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Und wie alles fertig war, ließ es der König zu ihr bringen und sprach: „morgen soll die Hochzeit seyn.“

Als nun die Königs-tochter sah, daß keine Hoffnung mehr war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so stand sie, wie alles schlief, in der Nacht auf, nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes

Häspelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sterne that sie in eine Nusschale, zog den Mantel von allerlei Raubwerk an, und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befohl sie sich Gott und ging fort, und ging die ganze Nacht, bis sie in einen großen Wald kam. Und weil sie so müd war, setzte sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein.

Sie schlief aber noch immer, als es schon hoher Tag war. Da trug es sich zu, daß der König dem der Wald gehörte, darin jagte, und seine Hunde zu dem Baum kamen, die schnupperten und liefen daran herum und bellten. Sprach der König zu den Jägern: „seht doch, was dort für ein Wild sich versteckt hat.“ Die Jäger gingen hin und kamen wieder und sprachen: „in dem hohlen Baum liegt ein wunderliches Thier, das wir nicht kennen und noch nicht gesehen haben; an seiner Haut ist tausenderlei Pelz, es liegt aber und schläft.“ Sprach der König: „seht zu ob ihrs lebendig fangen könnt, dann bindets auf den Wagen und nehmts mit. Da packten es die Jäger, davon erwachte das Mädchen, erschrak und sprach: „ich bin ein armes Kind, das Vater und Mutter verlassen haben, erbarmt euch mein und nehmt mich mit.“ Da sprachen sie: „ja, Allerlei-Rauh, du bist gut für die Küche, komm nur mit, da kannst du die Asche zusammenkehren.“ Also setzten sie es auf den Wagen und fuhren es heim ins königliche Schloß. Dort wiesen sie ihm ein Ställchen unter der Treppe, wo kein Tageslicht hinkam und sagten: „Rauthierchen, da kannst du wohnen und schlafen.“ Dann wurde es in die Küche geschickt, da trug es Holz und Wasser, schürte das

Feuer, rupfte das Federvieh, belas das Gemüs, fehrte die Asche und that alle schlechte Arbeit.

Da lebte Allerlei-Rauh lange Zeit recht armselig. Ach! ibu schöne Königstochter, wie solls mit dir noch werden! Es geschah aber einmal, daß ein Fest im Schloß gefeiert wurde, da sprach sie zum Koch: „darf ich ein wenig hinaufgehen und zusehen; ich will mich außen vor die Thüre stellen.“ Antwortete der Koch: „ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier seyn und die Asche zusammentragen.“ Da nahm sie ihr Dehlämpchen, ging in ihr Ställchen und zog den Pelzrock aus und wusch sich den Ruß von dem Gesicht und den Händen ab, daß ihre Schönheit hervorkam, recht wie die Sonne aus den Wolken. Dann machte sie die Ruß auf und holte ihr Kleid hervor, das wie die Sonne glänzte. Und wie das geschehen war, ging sie hinauf zum Fest und alle traten ihr aus dem Weg, denn niemand kannte sie und meinten nicht anders, als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand und tanzte mit ihr und dachte in seinem Herzen: „so schön habe ich noch keine gesehen.“ Als der Tanz zu Ende war, verneigte sie sich und wie sich der König umsah, war sie verschwunden und niemand wußte wohin. Die Wächter wurden gerufen, die vor dem Schlosse standen, aber sie hatten niemand erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelaufen, hatte geschwind ihr Kleid ausgezogen, Gesicht und Hände schwarz gemacht und den Pelzmantel umgethan, und war wieder Allerlei-Rauh. Als sie nun in die Küche kam und an ihre Arbeit gehen und die Asche

zusammenkehren wollte, sprach der Koch: „laß das gut seyn, bis morgen und Koch da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bißchen oben zugucken; aber laß mir kein Haar hinein fallen, sonst kriegst du in Zukunft nichts mehr zu essen!“ Da ging der Koch fort, und Allerlei-Rauh kochte die Suppe für den König und kochte eine Brotsuppe so gut es konnte, und wie sie fertig war, holte es in dem Ställchen seinen goldenen Ring und legte ihn in die Schüssel, in welche die Suppe angerichtet warb. Als der Tanz zu Ende war, ließ sich der König die Suppe bringen, und aß sie und sie schmeckte ihm so gut, daß er meinte niemals eine so gute Suppe gegessen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, sah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht begreifen, wie er dahin gerathen war. Da befahl er, der Koch sollte vor ihn kommen; der Koch erschrak, wie er den Befehl hörte und sprach zu Allerlei-Rauh: „gewiß hast du ein Haar in die Suppe fallen lassen, wenns wahr ist, so kriegst du Schläge. Als er vor den König kam, fragte dieser, wer die Suppe gekocht hätte? Antwortete der Koch: „ich habe sie gekocht.“ Der König aber sprach: „das ist nicht wahr, denn sie war anders und besser gekocht.“ Antwortete er: „ich muß es gestehen, daß ich sie nicht gekocht habe, sondern das Rauhthierchen.“ Sprach der König: „laß es herauf kommen;“ und als Allerlei-Rauh kam, fragte er: „wer bist du?“ „Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und Mutter mehr hat,“ antwortete es. Fragte er weiter: „wozu bist du in meinem Schloß?“ Antwortete es: „ich bin zu nichts gut, als daß mir die Stiefeln

um den Kopf geworfen werden.“ Fragte er weiter: „wo hast du den Ring her, der in der Suppe war?“ Antwortete es: „von dem Ring weiß ich nichts;“ also konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortschicken.

Ueber eine Zeit war wieder ein Fest, da bat Allerlei-Rauh den Koch wie vorigesmal um Erlaubniß zusehen zu dürfen. Antwortete er: „ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und koch dem König die Brotsuppe, die er so gerne ißt.“ Da lief es in sein Ställchen, wusch sich geschwind und nahm aus der Kuch das Kleid, das so silbern war, als der Mond und that es an. Da ging sie wie eine Königstochter hinauf und der König trat ihr entgegen und freute sich, daß er sie wieder sah, und weil eben der Tanz anhub, so tanzten sie zusammen. Wie aber der Tanz zu Ende war, verschwand sie wieder so schnell, daß der König nicht bemerken konnte, wo sie hinging. Sie sprang aber in ihr Ställchen und machte sich wieder zum Rauhtierchen und ging in die Küche, die Brotsuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und that es in die Schüssel, so daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Darnach ward sie dem König gebracht, der aß sie und sie schmeckte ihm so gut, wie das vorigemal und ließ den Koch kommen, der mußte wieder gestehen, daß Allerlei-Rauh die Suppe gekocht. Allerlei-Rauh kam da wieder vor den König, aber sie antwortete, daß sie nur dazu da sey, daß ihr die Stiefel an den Kopf geworfen würden und daß sie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wisse.

Als aber der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders, als die vorigemale. Der Koch sprach zwar: „du bist eine Fexe, Raubthierchen und thust immer etwas in die Suppe, davon sie so gut wird und dem König besser schmeckt, als meine;“ doch weil es so hat, so ließ er es auf die bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es sein Kleid an, das wie die Sterne glänzte und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldnen Ring an den Finger und hatte befohlen, daß der Tanz recht lang währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen fest halten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief, was sie konnte, in ihr Ställchen unter der Treppe, weil sie aber zu lange und über die halbe Stunde geblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber und in der Eile machte es sich auch nicht ganz rußig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerlei-Rauh lief nun in die Küche und kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Hapsel hinein. Der König, als er ihn auf dem Grund fand, ließ Allerlei-Rauh wieder rufen, da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, that sich der Pelzmantel ein wenig auf und das Sternenkleid schimmerte hervor. Da faßte der

König den Mantel und riß ihn ab, und die goldenen Haare und der ganze herrliche Anzug kam hervor und sie konnte sich nicht mehr verbergen und wuschte Ruß und Asche aus ihrem Gesicht, da war sie die schönste Königs-tochter, die je auf Erden gegangen ist. Der König aber sprach: „du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr von einander.“ Darauf ward die Hochzeit gefeiert und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod.

66.

Hätschen-Braut.

Et was ein Frou mit ener Toachter in änen schöhnen Goarten mit Roal; dahin kam an Hätschen und froaß zo Wenterzît allen Roal. Do seit de Frou zur Toachter: „gäh in den Goarten und jag's Hätschen.“ Seits Mäken zum Hätschen: „schu! schu! du Hätschen, frist noch allen Roal!“ Seits Hätschen: „kumm, Mäken, und sett dich uf min Haosenschwänzeken und kumm mit in min Haosenhüttchen.“ Mäken well noch. Am annern Tog kummts Hätschen weder und frist den Roal, do seit de Frou zur Toachter: „gäh in den Goarten und jags Hätschen.“ Seits Mäken zum Hätschen: „schu! schu! du Hätschen, frist noch allen Roal!“ Seits Hätschen: „kumm, Mäken, sett dich uf min Haosenschwänzeken und kumm mit mer in min Haosenhüttchen.“ Mäken well noch. Am dretten Tog kummts Hätschen weder und frist den Roal. Do seit de Frou zur Toachter: „gäh in den Goarten und jags Hätschen.“ Seits Mäken: „schu! schu! du Hätschen, frist noch

allen Roal! „Seits Häsichen: kumm, Mäken, sett dich uf min Hoosenschwänzeken und kumm mit mer in min Hoasenhüttchen.“ Mäken sägt sich uf den Hoosenschwänzeken, do brachts Häsichen weit raus in sin Hüttchen und seit: „nu loach Grinkoal und Hersche (Hirse), ich well de Hochtidlüt beten.“ Do kamen alle Hochtidlüt zosam'm. (Wer waren dann die Hochzeitsleute? das kann ich dir sagen, wie mirs ein anderer erzählt hat: das waren alle Hasen und die Krähe war als Pfarrer dabei die Brautleute zu trauen und der Fuchs als Küster und der Altar war unterm Regenbogen)

Mäken aober was trurig, do se so alleene was; kummts Häsichen und seit: „thu uf! thu uf! de Hochtidlüt senn fresch (frisch, lustig)!“ de Braut seit nischt und wint. Häsichen gäht fort, Häsichen kummt weber und seit: „thu uf! thu uf! de Hochtidlüt senn hongrig!“ de Braut seit weber nischt und wint.“ Häsichen gäht fort, Häsichen kummt und seit: „thu uf! thu uf! de Hochtidlüt waorten.“ Do seit de Braut nischt, und Häsichen gäht fort, aober se macht ene Puppen von Stroah met eren Kleebern und gibt er eenen Röhrleppel und set se an den Kessel met Hersche und gäht zor Motter. Häsichen kummt noch amahl und seit: „thu uf! „thu uf!“ und macht uf und smet die Puppe an Kopp, daß er de Hube abfällt.

Do set Häsichen, daß sine Braut nech es und gäht fort und es trurig.

Die zwölf Jäger.

Es war einmal ein Königssohn, der hatte eine Braut, und hatte sie sehr lieb. Als er nun bei ihr saß und ganz vergnügt war, da kam die Nachricht, daß sein Vater todt krank läge und ihn noch vor seinem Ende zu sehen verlangte. Da sprach er zu seiner Liebsten: „ich muß nun fort und muß dich verlassen, da geb ich dir einen Ring zu meinem Andenken. Wann ich König bin, komm ich wieder und hol dich heim.“ Da ritt er fort, und als er bei seinem Vater anlangte, so war dieser sterbenskrank und dem Tode nah. Er sprach aber zu ihm: „liebster Sohn, ich habe dich vor meinem Ende noch einmal sehen wollen, versprich mir nach meinem Willen dich zu verheirathen.“ und nannte ihm eine gewisse Königstochter, die sollte seine Gemahlin werden. Der Sohn war so betrübt, daß er sich gar nicht bedachte, sondern sprach: „ja, lieber Vater, was Ihr Wille ist, soll geschehen,“ und darauf schloß der König die Augen und starb.

Als nun der Sohn zum König ausgerufen und die Trauerzeit verfloßen war, mußte er das Versprechen halten, daß er seinem Vater gegeben hatte und ließ um die Königstochter werben, und sie wurde ihm auch zugesagt. Da hörte das seine erste Braut und grämte sich über die Untreue so sehr, daß sie fast verging. Da sprach ihr Vater zu ihr: „liebstes Kind, warum bist du so traurig? was du wünschst, das soll doch geschehen.“ Sie betrachtete sich einen Augenblick, dann sprach sie: „lieber Vater, ich

wünsche mir elf Mädchen, von Angesicht, Gestalt und Wuchs mit völlig gleich.“ Sprach der König: „wenns möglich ist, solls erfüllt werden,“ und ließ in seinem ganzen Reich so lange suchen, bis elf Jungfrauen gefunden waren, seiner Tochter von Angesicht, Gestalt und Wuchs völlig gleich.

Als sie zu der Königstochter kamen, ließ diese zwölf Jägerkleider machen, eins wie das andere, und die elf Jungfrauen mußten die Jägerkleider anziehen und sie selber zog das zwölfte an. Und darauf nahm sie Abschied von ihrem Vater und ritt mit ihnen fort, und ritt an den Hof ihres ehemaligen Bräutigams, den sie so sehr liebte. Da fragte sie an, ob er Jäger brauche! und ob er sie alle zusammen nicht in seinen Dienst nehmen wollte. Der König sah sie an und erkannte sie nicht, weil es aber so schöne Leute waren, sprach er ja, er wollte sie gerne nehmen, und da waren sie die zwölf Jäger des Königs.

Der König aber hatte einen Löwen, das war ein wunderliches Thier, denn er wußte alles Verborgene und Heimliche. Es trug sich zu, daß er eines Abends zum König sprach: „du meinst du hättest da zwölf Jäger?“ „Ja, sagte der König, zwölf Jäger sinds.“ Sprach der Löwe weiter: „du irrst dich, das sind zwölf Mädchen.“ Antwortete der König: „das ist nimmermehr wahr, wie willst du mir das beweisen?“ „O laß nur Erbsen in dein Vorzimmer streuen, antwortete der Löwe, da wirst du's gleich sehen, Männer haben einen festen Tritt, wenn die darüber hingehen, regt sich keine, aber Mädchen, die trippeln und trap-

peln und schlurfeln und die Erbsen rollen." Dem König gefiel der Rath wohl, und er ließ die Erbsen streuen.

Es war aber ein Diener des Königs, der war den Jägern gut und wie er hörte, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, ging er hin und erzählte ihnen alles wieder und sprach: der Edwe will dem König weis machen, ihr wäret Mädchen. Da dankte ihm die Königstochter und sprach hernach zu ihren Jungfrauen: „thut euch Gewalt an, und tretet fest auf die Erbsen.“ Als nun der König am andern Morgen die zwölf Jäger zu sich rufen ließ, und sie kamen ins Vorzimmer, wo die Erbsen lagen, so traten sie so fest darauf, und hatten einen so sichern starken Gang, daß auch nicht eine rollte, oder sich bewegte. Da gingen sie wieder fort, und der König sprach zum Edwen: „du hast mich belogen, sie gehen ja wie Männer.“ Antwortete der Edwe: „sie habens gewußt, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, und haben sich Gewalt angethan. Laß nur einmal zwölf Spinnräder ins Vorzimmer bringen, so werden sie herzukommen und werden sich daran freuen, und das thut kein Mann.“ Dem König gefiel der Rath, und er ließ die Spinnräder ins Vorzimmer stellen.

Der Diener aber, der's heimlich mit den Jägern meinte, ging hin und entdeckte ihnen den Anschlag. Da sprach die Königstochter, als sie allein waren, zu ihren elf Mädchen: „thut euch Gewalt an, und blickt nicht einmal nach den Spinnrädern.“ Wie nun der König am andern Morgen seine zwölf Jäger rufen ließ, so kamen sie durch das Vorzimmer und sahen die Spinnräder gar

nicht an. Da sprach der König wiederum zum Edwen: „du hast mich belogen, es sind Männer, denn sie haben die Spinnräder nicht angesehen.“ Der Edwe antwortete: „sie habens gewußt, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, und haben sich Gewalt angethan.“ Sprach der König: „ich glaube dir nun nicht mehr.“

Die zwölf Jäger aber folgten dem König beständig zur Jagd und er hatte sie je länger, je lieber. Nun geschah es, daß, als sie einmal auf der Jagd waren, die Nachricht kam, die Braut des Königs wäre im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, that ihrs so weh, daß es ihr fast das Herz abstieß, und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte, seinem lieben Jäger sey etwas begegnet, lief herzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handschuh aus. Und da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und wie er ihr recht ins Gesicht sah, erkannte er sie. Da ward sein Herz so gerührt, daß er sie küßte, und als sie die Augen aufschlug, sprach er: „du bist mein und ich bin dein, und kein Mensch auf der Welt kann das ändern.“ Zu der andern Braut aber schickte er einen Boten und ließ sie bitten in ihr Reich zurückzukehren, denn er habe schon eine Gemahlin, und wer einen alten Schlüssel wiedergefunden habe, brauche den neuen nicht. Darauf ward die Hochzeit gefeiert und der Edwe kam wieder in Gnade, weil er doch die Wahrheit gesagt hatte.

De Gaubeif un sien Meester.

Jan wull sien Sohn en Handwerk lehren loeten, do gont Jan in de Kerke un hebbet to ussen Herrgott, wat him wull selig (zuträglich) wöre; do steit de Rödter achter dat Altar un seg: „dat Gaubeifen! dat Gaubeifen (gaubieben)!“ Do geit Jan wier to sien Sohn: he möst dat Gaubeifen lehren, dat hebbe em usse Herrgott segt. Seit he met sienen Sohn un sögt sich enen Mann, de dat Gaubeifen kann: do goht se ene ganze Lieb, kummt in so'n graut Wold, do steit so'n klein Hüsken met so'ne olle Frau darin; seg Jan: „wiet ji nig enen Mann, de dat Gaubeifen kann?“ „Dat känn ji hier wull lehren, seg de Frau, mien Sohn is en Meester dervon.“ Do föhrt (spricht) he met den Sohn, of he dat Gaubeifen auf recht könne? de Gaubeifs-Meester seg: „ich willt juen Sohn wull lehren, dann kummt övern Johr wier, wann ji dann juen Sohn noch kennt, dann will ich gar kien Lehrgeid hebben, un kenne ji em nig, dann müge ji mi twe hunnert Dahler giewen.“

De Vader geit wier noh Hues un de Sohn lehret gut heren un gaubeifen. Afte dat Johr um is, geit de Vader alle un grient, wu he dat anfangen will, dat he sienen Sohn kennt. Afte he der so geit un grient, do kummt em so'n klein Männken in de Wöde (entgegen) dat seg: „Mann, wat griene ji? ji sind je so bebröft!“ „D, seg Jan, ich hebbe meinen Sohn vdr en Johr bie en Gaubeifs-Meester vermet, do seche de mig, ich soll dvert Johr wier

kummen un wann ick dann mienen Sohn nig kenne, dann soll ick em twe hundert Dahler giewen, un wann ick em kenne, dann hßf ick nix to giewen; nu sin ick so bange, dat ick em nig kenne un ick weet nig, wo ick dat Geld her kriegen fall.“ Do seg dat Männken, he soll en Rörffen Braut met niemen un gohen unner den Kamin stohen: „do up den Hahlbaum steit en Rörffen, do kiekt en Büggelken uht, dat is jue Sohn.“

Do geit Jan hen un schmit en Rörffen Schwatbraut vdr den Korf, do kummt dat Büggelken daruht un blickt der up: „Holla! mien Sohn, bist du hier?“ seg de Vater. Do freude sich de Sohn, dat he sienen Vater sog; awerst de Lehrmeester seg: „dat het ju de Düvel in giewen, wu könn ji süs juen Sohn kennen!“ „Vater, loet us gohn,“ seide de Junge.

Do will de Vater met sienen Sohn nach Hues hengohn, unnerweges kummt der ne Rutske an fñhren, do segd de Sohn to sienen Vater: „ick will mie in enen grauten Winbhund maken, dann kann ji viel Geld met mie verdienen.“ Do röpt de Heer uht de Rutske: „Mann, will ji den Hund verkaupen?“ „Jau,“ seide de Vater, „wu viel Geld will ji den vdr hebben?“ „Dertig Dahler.“ „Je, Mann, dat is je viel, men wegen dat et so'n eldliche rohren Ruen (gar schöner Rübe) is, so will ick en behollen.“ De Heer nimmt en in siene Rutske, asse de en lück (wenig) weg-fñhrt is, do springt de Hund uht den Wagen vdr de Glase, un do was he sien Winbhund mehr un was wier bie sienen Vater.

Do goht se tofamen noh Hues. Den annern Dag is in dat neigste Dorp Markt, do seg de Junge to sienen Vater: „ick wil

mie nu in en schön Perb maken, dann verkaupet mie; awerst wann ji mie verkaupet, da möt ji mie den Taum uttrecken, süs kann ick sien Mensck wier weren.“ Do treckt de Bader met dat Perb noh't Markt, do kümmt de Gaubeifs-Meester un köft dat Perb för hunnert Dahler, un de Water verget un treckt em den Taum nig uht. Do treckt de Mann met dat Perb noh Hues un doet et in en Stall. Afte de Magd öwer de Dehle geit, do segd dat Perb: „tüh mie den Taum uht, tüh mie den Taum uht! Do steht de Magd un lustert: „je kannst du führen?“ Geit hen un tührt em den Taum uht, do werd dat Perb en Eüning (Sperling) un flügt öwer de Döhre un de Herenmeester auß en Eüning un flügt em noh. Do kümmt se bie ene (zusammen) und bietet sich, awerst de Meester verspielt un mäk sich in't Water un is en Fift. Do werd de Junge auß en Fift un se bietet sich wier, dat de Meester verspielen mot. Do mäk sich de Meester in en Hohn, un de Junge werd en Wos, un bitt den Meester den Kopp af; do is he stornen un ligt daut bes up düffen Dag.

69.

Jorinde und Joringel.

Es war einmal ein altes Schloß, mitten in einem großen, bicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Kage oder zur Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbei-

locken, und dann schlachtete sie's kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehn und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach; wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schloffes. Sie hatte wohl sieben tausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Torinde; sie war schöner als alle andere Mädchen, die, und dann ein gar schöner Jüngling, Namens Toringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich, sagte Toringel, daß du nicht so nahe ans Schloß kommst!“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Torinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte. Toringel klagte auch; sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre, und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter; Toringel sah durchs Gebüsch, und sah die alte Mauer des Schloffes nah bei sich, er erschrak und wurde todtbäng. Torinde sang:

„Mein Böglein mit dem Ringlein roth
Singt Leide, Leide, Leide;
Es singt dem Läublein seinen Tod,
Singt Leide, Lei — Zicküth! Zicküth! Zicküth!“

Toringel sah nach Torinde. Torinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang Zicküth! Zicküth! Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum, und schrie dreimal Schu — hu — hu — hu! Toringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Gule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte, krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager, große rothe Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, sing die Nachtigall, und trug sie auf der Hand fort. Toringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort, endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „grüß dich, Zachiel! wenns Mönbel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund!“ Da wurd Toringel los; er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Torinde wieder geben; aber sie sagte, er solle sie nie wieder haben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. Uu! was soll mir geschehn? Toringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal des Nachts, er fand eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war;

die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernahm. Endlich hörte er's; er ging und fand den Saal, darauf war die Zauberin, und fütterte die Vögel in den sieben tausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie böß, sehr böß, schält, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnt auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie, und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen; wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden? Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt, und damit nach der Thüre geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib; nun konnte sie nichts mehr zaubern und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön, wie sie ehemals war. Da macht er auch alle die andern Vögel wieder zu

Jungfrauen, und da ging er mit seiner Torinde nach Hause, und sie lebten lange vergnügt zusammen.

70.

Die drei Glücksfinder.

Ein Vater ließ einmal seine drei Söhne vor sich kommen und schenkte dem ersten einen Hahn, dem zweiten eine Sense, dem dritten eine Kage. „Ich bin schon alt, sagte er, und mein Tod ist nah, da wollte ich euch vor meinem Ende noch versorgen. Geld hab ich nicht, und was ich euch jetzt gebe, scheint wenig werth, es kommt aber bloß darauf an, daß ihr es verständig anwendet; sucht euch nur ein Land, wo dergleichen Dinge noch unbekannt sind, so ist euer Glück gemacht.“ Nach dem Tode des Vaters ging der älteste mit seinem Hahn aus, wo er aber hinkam, in den Städten sah er einen Hahn schon von weitem auf den Thürmen sitzen und sich mit dem Wind umbrehen, in den Dörfern hörte er mehr als einen krähen und niemand wollte sich über das Thier verwundern, so daß es nicht das Ansehen hatte, als würde er sein Glück damit machen. Endlich aber gerieths ihm doch, daß er auf eine Insel kam, wo die Leute nichts von einem Hahn wußten, sogar auch ihre Zeit nicht einzutheilen verstanden. Sie wußten wohl, wenns Morgen oder Abend war, aber Nachts, wenn sie nicht verschliefen, wußt sich keiner aus der Zeit herauszufinden. „Seht, sprach er, was für ein stolzes Thier, es trägt eine rubinrothe Krone auf dem Kopf und hat Sporn an, wie ein

Ritter; es ruft euch des Nachts dreimal zu bestimmter Zeit an, und wenns das letztemal ruft, so geht die Sonne bald auf. Wenns aber bei hellem Tag ruft, so richtet euch darauf ein, dann giebt's gewiß anderes Wetter.“ Den Leuten gefiel das wohl, sie schliefen eine ganze Nacht nicht und hörten mit großer Freude, wie der Hahn um zwei, vier und sechs Uhr so prächtig die Zeit abrief. Sie fragten ihn, ob das Thier nicht feil wäre und wieviel er dafür verlange. „Etwa so viel, als ein Esel Gold trägt,“ antwortete er. „Ein billiger Preis, für ein so kostbares Thier!“ riefen sie insgesammt und gaben ihm, was er gefordert hatte.

Als er nun mit dem Reichthum heim kam, verwunderten sich seine Brüder und der zweite sprach: „so will ich mich doch aufmachen und sehen, ob ich meine Sense auch so gut losschlagen kann!“ Es hatte aber nicht das Ansehen darnach, denn überall begegneten ihm Bauern und hatten so gut eine Sense auf der Schulter, als er. Doch zuletzt glückte es ihm auch mit einer Insel, wo die Leute nichts von einer Sense wußten. Wenn dort das Korn reif war, so fuhren sie Kanonen vor den Feldern auf und schossens herunter. Das war nun ein ungewisses Ding, mancher schoß drüber hinaus, ein anderer traf statt des Halms die Aehren und schoß sie fort, dabei kam viel um, und obendrein gabs einen lästerlichen Lärmen. Da stellte sich der Mann hin und mähte es so still und so geschwind nieder, daß die Leute Maul und Nase vor Verwunderung aufsperrten. Sie waren willig ihm dafür zu geben, was er verlangte, und er bekam ein Pferd, dem war Gold aufgeladen, so viel es tragen konnte.

Nun wollte der dritte Bruder seine Kage auch an den rechten Mann bringen. Es ging ihm wie den andern, so lange er auf dem festen Lande blieb, war nichts auszurichten, es gab aller Orten Kagen und so viel, daß die neugebornen Jungen meist im Wasser eräuft wurden. Endlich ließ er sich auf eine Insel übersetzen, und es traf sich glücklicherweise, daß dort noch niemals eine gesehen war und doch die Mäuse so überhand genommen hatten, daß sie auf den Tischen und Bänken tanzten, der Hausherr mochte daheim seyn oder nicht. Die Leute jammerten gewaltig über die Plage, der König selbst wußte sich in seinem Schlosse nicht dagegen zu retten; in allen Ecken pfiffen Mäuse und zernagten, was nur ihre Zähne anpacken konnten. Da fing nun die Kage ihre Jagd an und hatte bald ein paar Säle gereinigt und die Leute baten den König, das Wunderthier für das Reich zu kaufen. Der König gab gern, was gefordert wurde, einen mit Gold beladenen Maulesel, und der dritte Bruder kam nun auch mit den allergrößten Schätzen heim.

Die Kage machte sich in dem königlichen Schlosse mit den Mäusen eine Lust und biß so viele todt, daß sie nicht mehr zu zählen waren. Endlich ward ihr von der Arbeit heiß und sie bekam Durst, da blieb sie stehen, behrte den Kopf in die Höhe und schrie: miau! miau! Der König sammt allen seinen Leuten, als sie das seltsame Geschrei vernahmen, erschraßen und liefen in ihrer Angst sämmtlich zum Schloß hinaus. Unten hielt der König Rath, was zu thun das beste wäre, zuletzt ward beschlossen, einen Herold an die Kage abzusenden und sie aufzufordern, das

Schloß zu verlassen oder zu gewärtigen, daß Gewalt gebraucht würde. Die Rätke sagten: „lieber wollen wir uns von den Mäusen plagen lassen, an das Uebel sind wir gewöhnt, als unser Leben einem solchen Unthier Preis geben.“ Ein Edelknabe mußte hinauf und die Kage fragen: „ob sie das Schloß übergeben wolle?“ Die Kage aber, deren Durst nur noch größer geworden war, antwortete bloß: „miau! miau!“ Der Edelknabe verstand: „durchaus, durchaus nicht!“ und überbrachte dem König die Antwort. „Nun, sprachen die Rätke, soll sie der Gewalt weichen!“ Es wurden Kanonen aufgeführt und das Haus in Brand geschossen. Als das Feuer in den Saal kam, wo die Kage saß, sprang sie glücklich zum Fenster hinaus; die Belagerer hörten aber nicht eher auf, als bis das ganze Schloß in Grund und Boden geschossen war.

71.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste, er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Behergeld auf den Weg. „Wart, sprach er, mit mir geht man nicht so um! sind ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichthum des ganzen Landes herausgeben.“ Da ging er voll Bohn in den Wald und sah einen darin stehen, der hatte sechs Stämme auögerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm:

„willst du mein Diener seyn und mit mir ziehn?“ Ja, antwortete er, aber erst will ich meiner Mutter das Weilchen Holz heimbringen, und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach: „wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen.“ Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?“ Er antwortete: „zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge herauschießen.“ „D, geh mit mir, sprach der Mann, wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da ging der Jäger mit ihm und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und ging doch links und rechts kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen!“ und ging mit seinen Dienern weiter, und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Mein, was treibst du da oben,“ fragte der Mann. Er antwortete: „zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie gehen.“ „D, geh mit mir, sprach der Mann, wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da stieg der Bläser herab und ging mit, und über eine Zeit sahen sie einen, der stand da auf einem Bein

und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. „Ei, sprach der Herr, du hast dir ja bequem gemacht zum Ausruhen.“ „Ich bin ein Laufer antwortete er, und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder als ein Vogel fliegt.“ O, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da ging er mit, und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „manierlich! manierlich! setz deinen Hut doch ein bißchen gerad, du siehst ja aus wie ein Hans Narr.“ „Ich darfs nicht thun, sprach der andere, denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde.“ „O, geh mit mir, sprach der Herr, wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“

Nun gingen die sechs in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden; wer aber verliere, müsse auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen.“ Der König antwortete: „dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Nun ward das verabredet und fest gemacht, da schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „nun sey hurtig und hilf, daß wir siegen.“

Es war aber bestimmt, daß, wer am ersten Wasser aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger seyn sollte. Nun bekam der Laufer einen Krug und die Königs Tochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königs Tochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesaußt. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihm eine Müdigkeit, da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königs Tochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Wasser zurück, und als sie den Laufer da liegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „der Feind ist in meine Hände gegeben,“ leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun war alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „die Königs Tochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen,“ lud seine Büchse und schuß sie so künstlich auf den Laufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopf wegschoß, ohne ihm weh zu thun und ihn aufweckte. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königs Tochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief wie-

der zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr, sprach er, jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher wars gar kein Laufen zu nennen.“

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davon tragen sollte, und sie rathschlagten mit einander, wie sie ihn sammt seinen Gefellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang seyn, sie sollen nicht wieder heim kommen.“ Und sprach zu ihnen: „ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken;“ und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen und die Thüren waren auch von Eisen und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen: „nun geht hinein und laßt euch wohl seyn;“ und wie sie darin waren, ließ er die Thüre verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lang unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch und es fing an und ward den sechs in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm und sie meinten, das käme vom Essen, als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Thüre und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen,“ sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll.“ Da

setzte er sein Hütchen gerad und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verlosch und die Speisen auf den Schüsseln zusammenfroren. Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären von der Hitze verschmachtet, ließ er die Thüre öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Thüre aufging, standen sie alle sechs da, frisch und gesund und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie heraus könnten, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube, fröhen die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht besser gethan hätte, was ihm befohlen worden. Der Koch aber antwortete: „es ist Glut genug da, seht nur selbst.“ Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte und merkte, daß er den sechs auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun sann der König aufs neue, wie er der bösen Gäste los würde, ließ den Meister kommen und sprach: „willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, so viel du willst.“ Da antwortete er: „ja, Herr König, gebt mir so viel als mein Diener tragen kann, so verlang ich eure Tochter nicht.“ Das war der König zufrieden und jener sprach noch: „so will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen.“ Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reich zusammenkommen, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „was ist das

für ein gewaltiger Kerl, der den Binnenhaufen auf der Schulter trägt!“ erschrak und dachte, was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechs- zehn der stärksten Männer tragen, aber jener packte sie mit einer Hand, stopfte sie in den Sack und sprach: „warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Reichthum herbeitragen, den steckte der Starke in den Sack hinein und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei, rief er, die Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammen gefahren werden, die stopfte der Starke mit den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich wills nicht lang ansehen, sprach er, und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie alles darin stak, ging doch noch viel hinein, da sprach er: „ich will dem Ding nur ein Ende machen und denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit seinen Gefellen fort.

Als der König nun sah, wie der einzige des ganzen Landes Reichthum forttrug, ward er zornig und ließ alle seine Reiterei aufstehen, die sollten den sechs nachjagen und hatten Befehl, dem einen den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein, riefen ihnen zu: „ihr seyd Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder oder ihr werdet zusammengehauen!“ „Was, sprach der Bläser, wir sind Gefangene? eher sollt ihr sämmtlich in der Luft herumtanzen“ hielt das eine Nasenloch zu und blies mit

mit dem andern die beiden Regimenter an, da fuhren sie aus einander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierhin der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade: „er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene.“ Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herab kam, dann sprach er zu ihm: „nun geh heim zum König und sag ihm, er sollt nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft hineinblasen.“ Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „laßt sie gehen, sie haben etwas an sich!“ Da brachten die sechs den Reichtum heim, theilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

72.

Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Thier könnte ihm widerstehen und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen, sprach der Fuchs, komm nur morgen früh zu mir so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgebankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein, antwortete der Fuchs, das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule

wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los, der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schuß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts, da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe, da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchs zurück lief. „Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ „Ach, antwortete der Wolf, so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt, darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Nase, wie Bliz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinah todt wäre liegen geblieben.“ „Siehst du, sprach der Fuchs, was du für ein Prahlhans bist, du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst.

Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der schwächste war, und der Fuchs war gern des Herrn losgewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Der Wolf war zufrieden, und sie gingen hin und der Fuchs Rahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, er war aber damit nicht zufrieden, sondern wollte das andere auch haben und ging es zu holen, weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entseßlich zu schreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf, und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt, sprach er, ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am andern Tag gingen sie wieder im Feld, sprach der Wolf auch wieder zum Fuchs: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir

wollen uns davon holen." Sie gingen hin und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, und zog sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf. „Da hast du zu fressen," sprach er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf verschluckte die Pfannkuchen, sprach: „sie schmecken nach mehr," ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter. Da gabs einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie ihre Leute, die kamen und schlugen ihn, was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen zum Fuchs in den Wald hinaus kam, schrie und sagte: „was hast du mich garstig angeführt, die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt." Der Fuchs aber antwortete: „warum bist du so ein Nimmersatt."

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich!" Der Fuchs antwortete: „ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet und gesalzen Fleisch im Keller, das wollen wir holen." Sprach der Wolf: „aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann." Meinetwegen, sagte der Fuchs, und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Ueberfluß und der Wolf machte sich gleich daran und dachte: „bis ich aufhöre, hats Zeit." Der Fuchs ließ sich auch gut schmecken, blickte überall herum, lief auch oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren und ver-

suchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „lieber Fuchs, ei, was rennst du so hin und her und springst hinaus und herein?“ „Ich muß doch sehen, ob niemand kommt, antwortete er listig, friß nur nicht zu viel.“ Da sagte der Wolf: „ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Saß zum Loch draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüttel und schlug ihn todt. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmerfett los war.

74.

Der Fuchs und die Frau Gebatterin.

Die Wölfin brachte ein Junges zur Welt und ließ den Fuchs zu Gebatter einladen; „er ist doch nah mit uns verwandt, sprach sie, hat einen guten Verstand und viel Geschicklichkeit, er kann mein Söhnlein unterrichten und ihm in der Welt forthelfen.“ Der Fuchs erschien auch ganz ehrbar und sprach: „liebwerthe Frau Gebatterin, ich danke euch für die Ehre, die ihr mir erzeigt, ich will mich aber auch so halten, daß ihr eure Freude daran haben sollt.“ Bei dem Fest ließ er sich schmecken und machte sich ganz lustig, hernach sagte er: „liebe Frau Gebatterin, es ist unsere Pflicht, für das Kindelein zu sorgen, ihr müßt gute Nahrung

haben, damit es auch zu Kräften kommt. Ich weiß da einen Schaafstall, woraus wir leicht ein gutes Stück holen können.“ Der Wölfin gefiel das Lieblein, sie ging mit dem Fuchs hinaus nach dem Bauernhof; er zeigte ihr den Stall aus der Ferne und sprach: „dort werdet ihr ungesehen hineinkriechen können, ich will mich derweil auf der andern Seite umsehen, ob ich etwa ein Hühnlein erwische.“ Er ging aber nicht hin, sondern ließ sich am Eingang des Waldes nieder, streckte die Beine und ruhte sich; die Wölfin kroch in den Stall, da lag ein Hund und machte Lärmen, so daß die Bauern gelaufen kamen, die Frau Gevatterin ertappten und eine scharfe Lauge von ungebrannter Asche über ihr Fell gossen. Endlich entkam sie doch und schleppte sich hinaus, da lag der Fuchs, that ganz kläglich und sprach: „ach, liebe Frau Gevatterin, wie ist mirs schlimm ergangen! die Bauern haben mich überfallen und mir alle Glieder zer schlagen, wenn ihr nicht wollt, daß ich auf dem Platz liegen bleiben und verschmachten soll, so müßt ihr mich forttragen.“ Die Wölfin konnte selbst nur langsam fort, doch hatte sie so große Sorge für den Fuchs, daß sie ihn auf ihren Rücken nahm und den ganz gesunden und heilen mühsam bis zu ihrem Haus trug. Da rief er ihr zu: „lebt wohl, liebe Frau Gevatterin und laßt euch den Braten wohl bekommen!“ lachte sie ganz gewaltig aus und sprang fort.

75.

Der Fuchs und die Kage.

Es trug sich zu, daß die Kage in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte, er ist geschickt und wohl erfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: „guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie stehts? wie gehts? wie schlägt ihr euch durch in dieser theuern Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmuths voll, sah sie an von Kopf bis zu Fuß und wußte lang nicht, ob er etwas antworten sollte. Endlich sprach er: „o du armer, buntscheckiger Wicht, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn! fragst, ob mirs wohl gehe und bin Herr über hundert Künste!“ Die Kage wollte ihm bescheidenlich antworten, aber in dem Augenblick kam ein Dachshund daher gelaufen. Wie der Fuchs ihn sah, machte er, daß er in seine Höhle kam, die Kage aber sprang behend auf eine Buche und setzte sich in den Gipfel, wo Nester und Laubwerk sie ganz verbargen. Bald kam der Jäger und der Dachshund spürte den Fuchs und packte ihn. Wie die Kage das sah, rief sie ihm hinab: „ei, Herr Fuchs, seyd ihr doch mit euern hundert Künsten stecken geblieben. Hättet ihr herauf kriechen können, wie ich, so wärs nicht um euer Leben geschehen.“

Die Nelfe.

Es war eine Königin, die hatte unser Herr Gott verschlossen, daß sie keine Kinder gebar. Da ging sie alle Morgen in den Garten und bat zu Gott im Himmel, er möchte ihr einen Sohn oder eine Tochter bescheeren. Da kam ein Engel vom Himmel und sprach: „gib dich zufrieden, du sollst einen Sohn haben mit wünschlichen Gedanken, denn was er sich wünscht auf der Welt, das wird er haben.“ Sie ging zum König und sagte ihm die fröhliche Botschaft, und als die Zeit herum war, gebar sie einen Sohn, und der König war in großer Freude.

Nun ging sie alle Morgen mit dem Kind in den Thiergarten und wusch sich da und es geschah einmahl, als das Kind schon ein wenig älter war, daß es ihr auf dem Schooß lag und sie einschließ. Da kam der alte Koch, der wußte, daß das Kind wünschliche Gedanken hatte und raubte es, und nahm ein Huhn und zerriß es, und tropfte ihr das Blut auf die Schürze und das Kleid. Dann trug er das Kind fort an einen verborgenen Ort, wo es eine Amme tränken mußte, und lief zum König und klagte die Königin an, sie habe ihr Kind von den wilden Thieren rauben lassen. Und als der König das Blut an der Schürze sah, glaubte er es, und gerieth in einen solchen Zorn, daß er einen tiefen Thurm bauen ließ, in den weder Sonne noch Mond schien, und seine Gemahlin hinein setzen, und vermauern; da sollte sie sieben Jahre sitzen, ohne Essen und Trinken und sollte verschmachten.

Aber Gott schickte zwei Engel vom Himmel in Gestalt von weißen Tauben, die mußten täglich zweimal zu ihr fliegen und ihr das Essen bringen, bis die sieben Jahre herum waren.

Der Koch aber dachte bei sich, hat das Kind wünschliche Gedanken und ich bin hier, so könnte es mich leicht ins Unglück bringen, wenn ich nicht bei ihm bin. Da machte er sich vom Schloß weg und ging zu dem Knaben, der war schon so groß, daß er sprechen konnte. Sprach der Koch: „wünsche dir ein schönes Schloß, mit einem Garten und was dazu gehört,“ und wie es der Königssohn ausgesprochen, so stand alles das Gewünschte da. Ueber eine Zeit sprach der Koch zu ihm: „es ist nicht gut, daß du so allein bist, wünsche dir eine schöne Jungfrau zur Gesellschaft.“ Da wünschte sie der Königssohn und sie war gleich da und so schön, wie sie kein Mahler mahlen konnte. Nun spielten die beide zusammen und hatten sich von Herzen lieb, und der alte Koch ging auf die Jagd, wie ein vornehmer Mann. Es kam ihm aber der Gedanke, der Königssohn könnte einmal wünschen bei seinem Vater zu seyn, und könnte ihn in große Noth bringen. Da ging er heim, nahm das Mädchen beiseit und sprach: „diese Nacht, wenn der Knabe schläft, so geh an sein Bett und stoß ihm das Messer ins Herz und bring mir Zunge und Leber von ihm, und wenn du das nicht thust, so sollst du dein Leben verlieren. Darauf ging er fort, und als er am andern Tag wieder kam, so hatte sie es nicht gethan und sprach: „was soll ich ein unschuldiges Blut ums Leben bringen, daß noch niemand beleidigt hat!“ Sprach der Koch wieder: „wo du es nicht

thust, so kostet dichs selbst dein Leben.“ Da ließ sie sich kommen eine kleine Hirschkuh und ließ sie schlachten, und nahm Herz und Zunge und legte sie auf einen Teller, und als sie den Alten kommen sah sprach sie zu dem Knaben: „leg dich ins Bett, und zieh die Decke über dich!“

Da trat der Bösewicht herein und sprach: „wo ist Herz und Zunge von dem Knaben?“ das Mädchen reichte ihm den Teller, aber der Königssohn warf die Decke ab und sprach: „du alter Sünder, warum hast du mich tödten wollen? nun will ich dir dein Urtheil sprechen;“ und sagte: „du sollst ein Pudelhund werden, und eine goldene Kette um den Hals haben, und sollst glühende Kohlen fressen, daß dir die Rohe zum Hals heraus schlägt!“ Und wie er die Worte ausgesprochen, da war der Alte in einen Pudelhund verwandelt, und hatte eine goldene Kette um den Hals und die Ködche mußten lebendige Kohlen herauf bringen, die fraß er, daß ihm die Rohe aus dem Hals heraus schlug. Nun blieb er noch eine kleine Zeit lang da, und dachte an seine Mutter, und ob sie noch am Leben wäre. Endlich sprach er zu dem Mädchen: „ich will heim in mein Waterland, wißt du mit mir gehen, so will ich dich ernähren.“ „Ach, antwortete sie, der Weg ist so weit, und was soll ich in einem fremden Lande machen!“ Weil es also ihr Wille nicht recht war, und sie doch von einander nicht lassen wollten, wünschte er sie zu einer schönen Nelke und steckte sie bei sich.

Da zog er fort, und der Pudelhund mußte mit laufen, und er zog in sein Waterland. Nun ging es zu dem Thurm, wo seine

Mutter darin saß und weil er so hoch war, wünschte er eine Leiter die bis oben hin reichte. Da stieg er hinauf und sah hinein und rief: „herzliebste Mutter, Frau Königin, seyd ihr noch am Leben oder seyd ihr todt? Sie antwortete: „ich habe ja eben gegessen und bin noch satt,“ und meinte die Engel wären da. Sprach er: „ich bin euer lieber Sohn, den die wilden Thiere euch sollen vom Schooß geraubt haben; aber ich bin noch am Leben und will euch bald erretten.“ Nun stieg er herab und ging zu seinem Herrn Vater, und ließ sich anmelden als ein fremder Jäger, ob der könnte Dienste bei ihm haben. Antwortete der König ja! wenn er gelernt wäre und ihm Wildpret schaffen könnte, sollte er herkommen; es hatte sich aber auf der ganzen Gränze und Gegend niemals Wild aufgehalten. Da versprach der Jäger, er wollte so viel schaffen, als er nur auf der königlichen Tafel brauchen könnte. Dann hieß er die Jägerei zusammen kommen, sie sollten alle mit ihm hinaus in den Wald gehen. Da gingen sie mit, und draußen hieß er sie einen großen Kreis schließen, der an einem Ende offen blieb, und dann stellte er sich hinein und fing an zu wünschen. Alsbald kamen zweihundert und etliche Stück Wildpret in den Kreis gelaufen, und die Jäger mußten es schießen. Da ward es auf sechszig Bauerwagen geladen und dem König heimgefahren; da konnte er einmal seine Tafel mit Wildpret zieren, nachdem er lange Jahre keins gehabt.

Nun hatte der König große Freude darüber und bestellte, es sollte des andern Tags seine ganze Hofhaltung bei ihm speisen, und machte ein großes Gastmal. Wie sie alle beisammen

waren, sprach er zu dem Jäger: „weil du so geschickt bist, so sollst du neben mir sitzen.“ Er antwortete: „Herr König, Ew. Majestät halte zu Gnaden, ich bin ein schlechter Jägerbursch.“ Der König aber bestand darauf und sagte: „du sollst dich neben mich setzen,“ bis er es that. Wie er da saß, dachte er an seine liebste Frau Mutter und wünschte, daß nur einer von des Königs ersten Dienern von ihr ansinge und fragte: wie geht es wohl der Frau Königin im Thurm, ob sie wohl noch am Leben oder verschmachtet ist. Kaum hatte er es gedacht, so fing auch schon der Marschall an und sprach: „königliche Majestät, wir leben hier in Freuden, wie geht es wohl der Frau Königin im Thurm, ob sie wohl noch am Leben oder verschmachtet ist?“ Aber der König antwortete: „sie hat mir meinen lieben Sohn von den wilden Thieren zerreißen lassen, davon will ich nichts hören. Da stand der Jäger auf und sprach: „gnädigster Herr Vater, sie ist noch am Leben und ich bin ihr Sohn, und die wilden Thiere haben ihn nicht geraubt, sondern der Bösewicht, der alte Koch, hat mich, als sie eingeschlafen war, von ihrem Schooß geraubt, und ihre Schürze mit dem Blut eines Huhns betropft.“ Und da nahm er den Hund mit dem goldenen Halsband und sprach: „das ist der Bösewicht,“ und ließ glühende Kohlen bringen, die mußte er Angesichts aller fressen, daß ihm die Lohc aus dem Hals schlug. Darauf fragte er den König, ob er ihn in seiner wahren Gestalt sehen wollte? und wünschte ihn wieder zum Koch, da stand er alsbald mit der weißen Schürze und dem Messer an der Seite. Der König, wie er ihn sah, ward zornig und befahl, daß er in

den tiefsten Kerker sollte geworfen werden. Darauf sprach der Jäger weiter: „Herr Vater, wollt ihr auch das Mädchen sehen, das mich so zärtlich aufgezogen hat, das mich ums Leben bringen sollte, aber es nicht that?“ Antwortete der König: „ja, ich will sie gern sehen.“ Sprach der Sohn: „gnädigster Herr Vater, ich will sie euch zeigen in Gestalt einer schönen Blume.“ Und griff in die Tasche und holte die Nelke und stellte sie auf die königliche Tafel und sie war so schön, als der König nie eine gesehen hatte. Darauf sprach der Sohn: „nun will ich sie auch in ihrer wahren Gestalt zeigen“ und wünschte sie zu einer Jungfrau; da stand sie da und war so schön, daß kein Mahler sie schöner mahlen konnte.

Der König aber schickte zwei Kammerfrauen und zwei Diener hinab in den Thurm, die sollten die Frau Königin holen und an die königliche Tafel bringen. Wie sie sie aber dahin brachten, aß sie nichts mehr und sagte: „der gnädige, barmherzige Gott, der mich im Thurm erhalten hat, wird mich bald erlösen.“ Da lebte sie noch drei Tage und starb dann selig; und als sie begraben ward, da folgten ihr die zwei weißen Tauben nach, die ihr das Essen in den Thurm gebracht hatten und Engel vom Himmel waren, und setzten sich auf ihr Grab. Der alte König ließ den Koch in vier Stücke zerreißten; aber darnach lebte er nicht lange mehr vor Gram. Der Sohn aber heirathete die schöne Jungfrau, die er als Blume in der Tasche mitgebracht hatte, und ob sie noch leben, das steht bei Gott.

77.

Das fluge Grethel.

Es war eine Köchin, die hieß Grethel, die trug Schuhe mit rothen Absätzen und wenn sie damit ausging, so drehte sie sich hin und her, war ganz fröhlich und dachte: du bist doch ein schönes Mädel. Und wenn sie nach Haus kam, so trank sie aus Fröhlichkeit einen Schluck Wein, und weil der Wein auch Lust zum Essen macht, so versuchte sie das beste, was sie kochte, so lang, bis sie satt war und sprach: „die Köchin muß wissen, wie's Essen schmeckt.“

Es trug sich zu, daß der Herr einmal zu ihr sagte: „Grethel, heut Abend kommt ein Gast, richt mir zwei Hühner fein wohl zu.“ „Will's schon machen, Herr,“ antwortete das Grethel. Nun stach's die Hühner ab, brühte sie, rupfte sie, steckte sie an den Spieß und brachte sie, wies gegen den Abend ging, zum Feuer, damit sie braten sollten. Die Hühner fingen an braun und gahr zu werden, aber der Gast war noch nicht gekommen. Da rief Grethel dem Herrn: „kommt der Gast nicht, muß ich die Hühner vom Feuer thun, ist aber Jammer und Schade wenn sie nicht halb gegessen werden, wo sie am besten in Saft sind.“ Sprach der Herr: „ei, so will ich selbst laufen und den Gast holen.“ Als der Herr den Rücken gekehrt hatte, legte das Grethel den Spieß mit den Hühnern beiseits und dachte: „so lange da beim Feuer stehen, macht schwitzen und durstig, wer weiß, wann die kommen, derweil spring ich in den Keller und thu

einen Schluck.“ Tief hinab, setzte einen Krug an: „Gott segne's dir, Grethel!“ und that einen guten Zug. „Der Wein hängt an einander, sprach's zu sich, und ist nicht gut davon abbrechen.“ Nun ging es wieder hinauf, stellte die Hühner wieder übers Feuer, strich sie mit Butter und trieb den Spieß lustig herum. Weil aber der Braten so gut roch, dachte es: „es könnte etwas fehlen, versucht muß er werden!“ schleckte mit dem Finger, und sprach: „ei, was sind die Hühner so gut! ist ja Sünd und Schand, daß man sie nicht gleich ißt!“ Tief zum Fenster, ob der Herr mit dem Gast noch nicht kam, aber es sah niemand, stellte sich wieder zu den Hühnern, dachte: der eine Flügel verbrennt, besser ist's, ich eß ihn weg. Also schnitt es ihn ab und aß ihn und er schmeckte ihm, und wie es fertig war, dachte es, der andere muß auch herab, sonst merkt der Herr, daß was fehlt. Wie die zwei Flügel verzehrt waren, ging es wieder und schaute nach dem Herrn und sah ihn nicht; „ei, fiel ihm ein, wer weiß, sie kommen wohl gar nicht und sind wo eingelehrt.“ Da sprach's: „hei, Grethel! sey guter Dinge, das eine ist doch angegriffen, thu noch einen frischen Trunk und iß es vollends dazu, wenn's all ist, hast du Ruh! warum soll auch die Gottesgabe umkommen?“ Also lief es noch einmal in den Keller, that einen ehrbaren Trank und aß das eine Huhn in aller Freudigkeit auf. Wie es brunten war und der Herr noch immer nicht kam, sah es das andere Huhn an und sprach: „wo das eine ist muß auch das andere seyn, die zwei gehdren zusammen, was dem einen Recht ist, das ist dem andern billig, ich glaube, wann ich noch einen Trunk

thue, so sollte mirs nicht schaden.“ Also that es noch einen frischen Brant, und ließ das zweite Huhn wieder zum andern laufen.

Wie es so am besten aß, kam der Herr daher gegangen und rief: „nun, eil dich Grethel, der Gast kommt gleich nach.“ „Ja, Herr, wills schon zurichten,“ antwortete Grethel. Der Herr sah indessen, ob der Tisch wohl gedeckt war, nahm das große Messer womit er die Hühner zerschneiden wollte, und wegte es auf dem Gang. Indem kam der Gast, klopfte sittlich und höflich an der Hausthüre; Grethel lief und schaute wer da war, und als es den Gast sah, hielt es den Finger an den Mund und sprach: „still! still! macht geschwind, daß ihr wieder fort kommt, denn wenn euch mein Herr erwischt, so seyd ihr unglücklich; er hat euch zwar zum Nachtessen eingeladen, aber er hat nichts anders im Sinn als euch die beiden Ohren abzuschneiden. Hört nur, wie er das Messer dazu wegt.“ Der Gast hörte das Wegen und eilte was er konnte wieder die Stiegen hinab. Daß Grethel war nicht faul, lief schreiend zu dem Herrn und sprach: „da habt ihr einen schönen Gast eingeladen!“ — „Ei, warum Grethel, was hast du?“ — „Ja, sagte es, der hat mir heide Hühner, die ich eben auftragen wollte, von der Schüssel genommen und ist damit fortgelaufen.“ „Das ist keine Weisheit sprach der Herr, und war ihm leid um die schönen Hühner: „wann er mir dann wenigstens das eine gelassen hätte, damit mir was zu essen geblieben wäre.“ Rief ihm zu, er sollt bleiben, aber der Gast that als hörte er es nicht; darum lief er ihm nach, das Messer noch immer in der Hand

Hand und schrie: „nur eins! nur eins!“ und meinte, der Gast sollte ihm nur ein Huhn lassen und nicht alle beide nehmen, dieser aber meinte nicht anders, als er sollte eins von seinen Ohren hergeben, und lief, als wenn Feuer unter ihm brennte, damit er sie beide heimbrächte.

78.

Der alte Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, seine Knie zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tisch saß, und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor und beschwerten mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen, und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht fest halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen; wie sie nun da so saßen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragt der Vater. „Ei, antwortete das Kind, ich mach ein Tröglein, daraus sollen Vater

und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten also sofort den alten Großvater an den Tisch, und ließen ihn von nun an immer mit essen; sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

79.

Die Wassernix.

Ein Brüderchen und ein Schwesterchen spielten an einem Brunnen und wie sie so spielten, plumpten sie beide hinein. Da war eine Wassernix, die sprach: „jetzt hab ich euch, jetzt sollt ihr mir brav arbeiten!“ und dem Mädchen gab sie verwirrten, garstigen Flachs zu spinnen, und Wasser mußte es in ein hohles Faß schleppen, der Jung aber sollte einen Baum mit einer stumpfen Art hauen, und nichts zu essen bekamen sie, als steinharte Klöße. Da wurden zuletzt die Kinder so ungeduldig, daß sie warteten, bis eines Sonntags die Nixe in der Kirche war, da entflohen sie. Unte als die Kirche vorbei war, sah die Nix, daß die Vögel ausgeflogen waren, und setzte ihnen mit großen Sprüngen nach. Die Kinder erblickten sie aber von weitem, und das Mädchen warf eine Bürste hinter sich, das gab einen großen Bürstenberg, mit tausend und tausend Stacheln, über den die Nix mit großer Mühe klettern mußte, endlich aber kam sie doch hinüber. Wie das die Kinder sahen, warf der Knabe einen Kamm hinter sich, das gab einen großen Kammberg, mit tausend mal tausend Zinken, ab-

die Nix wußte sich daran festzuhalten und kam zuletzt doch drüber. Da warf das Mädchen einen Spiegel hinterwärts, welches einen Spiegelberg gab, der war so glatt, so glatt, daß sie unmöglich drüber konnte. Da dachte sie: ich will geschwind nach Haus gehen und meine Art holen und den Spiegelberg entzwei hauen, bis sie aber wieder kam und das Glas aufgehauen hatte, waren die Kinder längst weit entflohen, und die Wassernix mußte sich wieder in ihren Brunnen trollen.

80.

Von dem Tod des Hühnchens.

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Rußberg und sie machten mit einander aus, wer einen Rußkern fände, sollte ihn mit dem andern theilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Ruß, sagte aber nichts davon und wollte den Kern allein essen. Er war aber so dick, daß es ihn nicht hinunter schlucken konnte und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde es mußte ersticken und es schrie: „Hähnchen, ich bitt dich, lauf, was du kannst und hol mir Wasser, sonst ersticke ich.“ Das Hähnchen lief, was es konnte zum Brunnen, und sprach: „Born, du sollst mir Wasser geben, das Hühnchen liegt auf dem Rußberg und will ersticken an einem großen Rußkern.“ Der Brunnen antwortete: „lauf erst hin zur Braut und laß dir rothe Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rothe Seide geben, rothe Seide will ich dem Brun-

Ec 2

nen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Rußberg und will ersticken an einem großen Rußkern.“ Die Braut antwortete: „lauf erst und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hühnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Ast und bracht es der Braut und die Braut gab ihm rothe Seide dafür, die bracht es dem Brunnen, der gab ihm Wasser dafür, da bracht das Hühnchen das Wasser zum Hühnchen, wie es aber hinkam, war dieweil das Hühnchen erstickt und lag da todt, und regte sich nicht. Da war das Hühnchen so traurig, daß es laut schrie, und kamen alle Thiere und beklagten das Hühnchen, und sechs Mäuse bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grab zu fahren, und als der Wagen fertig war, spannten sie sich davor, das Hühnchen aber fuhr. Auf dem Weg aber kam Fuchs: „wo willst du hin, Hühnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben.“ — „Darf ich mitfahren?“

„Ja, aber setz dich hinten auf den Wagen,
vorne könnens meine Pferdchen nicht vertragen.“

Da setzte sich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Esel und alle Thiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen sie an einen Bach. „Wie sollen wir nun hinüber?“ sagte das Hühnchen. Da war ein Strohhalme, der sagte: „ich will mich queer drüber legen, da könnt ihr über mich fahren;“, wie aber die sechs Mäuse darauf waren, rutschte der Strohhalme und fiel ins Wasser, und die sechs Mäuse fielen alle hinein und ertranken. Die Noth ging von neuem an, da kam

eine Kohle und sagte: „ich bin groß genug, ich will mich darüber legen, und ihr sollt über mich fahren.“ Die Kohle legte sich auch an das Wasser, aber sie berührte es unglücklicher Weise ein wenig, da zischte sie, verlöschte und war todt. Wie das ein Stein sah, wollte er dem Hähnchen helfen, und legte sich über das Wasser, da zog nun das Hähnchen den Wagen selber, wie es ihn aber halb drüben hatte, und war mit dem todtten Hähnchen auf dem Land und wollte die andern, die hintenauf saßen auch herauf ziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel mit einander in das Wasser und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem todtten Hähnchen, und grub ihm da ein Grab, und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den setzte es sich und grämte sich so lang, bis es auch starb; und da war alles todt.

81.

Bruder Lustig.

Es war einmal ein großer Krieg und als der Krieg zu Ende war, kriegten viele Soldaten ihren Abschied. Nun kriegte der Bruder Lustig auch seinen Abschied und sonst nichts als ein kleines Laibchen Commißbrot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte sich als ein armer Bettler an den Weg gesetzt, und wie der Bruder Lustig daher kam, bat er ihn um ein Almosen, da sprach dieser: „lieber Bettelmann, was soll ich dir geben? ich bin Soldat gewesen und habe

meinen Abschied bekommen und sonst nichts als das kleine Commißbrot und vier Kreuzer Geld, und wenn das all ist, muß ich betteln, so gut wie du. Doch geben will ich dir was." Darauf theilte er den Laib in vier Theile und gab davon dem Apostel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und ging weiter und setzte sich in einer andern Gestalt wieder als Bettelmann dem Soldaten an den Weg, und als er zu ihm kam, bat er ihn, wie das vorigemal, um eine Gabe. Der Bruder Lustig sprach wie vorher und gab ihm wieder ein Viertel von dem Brot und einen Kreuzer. Der heil. Petrus bedankte sich und ging weiter, setzte sich aber zum drittenmal in einer andern Gestalt als ein Bettler an den Weg und sprach den Bruder lustig an. Der Bruder Lustig gab ihm auch das dritte Viertel Brot und den dritten Kreuzer. Der heil. Petrus bedankte sich und der Bruder Lustig ging weiter und hatte nicht mehr, als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirthshaus, aß das Brot und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter und da ging ihm der heil. Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und rebete ihn an: „guten Tag, Cammerad, kannst du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk.“ „Wo soll ichs hernehmen, antwortete der Bruder Lustig, ich hab meinen Abschied und sonst nichts als einen Laib Commißbrot und vier Kreuzer an Geld bekommen. Drei Bettler sind mir auf der Landstraße begegnet, davon hab ich jedem ein Viertel von meinem Brot und einen Kreuzer Geld gegeben. Das letzte Viertel hab

ich im Wirthshaus gegessen und für den letzten Kreuzer dazu getrunken. Jetzt bin ich leer und wenn du auch nichts mehr hast, so können wir mit einander betteln gehen.“ „Nein, das wird just nicht nöthig seyn“, antwortete der heil. Petrus, ich verstehe mich ein wenig auf die Doctorei und damit will ich mir schon so viel verdienen, als ich brauche.“ „Ja, sagte der Bruder Lustig, davon verstehe ich nichts, also muß ich allein betteln gehen.“ „Nun, komm nur mit, sprach der heil. Petrus, wenn ich was verdiene, sollst du die Hälfte davon haben.“ „Das ist mir wohl recht,“ sagte der Bruder Lustig.“ Also zogen sie mit einander fort.

Nun kamen sie an ein Bauernhaus und hörten darin gewaltig jammern und schreien, da gingen sie hinein, so lag der Mann darin auf den Tod krank und war nah am Verschneiden und die Frau heulte und weinte so laut. „Laßt euer Heulen und Weinen, sprach der heil. Petrus, ich will den Mann wieder gesund machen“ und nahm eine Salbe aus seiner Tasche und heilte den Kranken augenblicklich, so daß er aufstehen konnte und ganz gesund war. Sprach der Mann und Frau in großer Freude; „wie können wir euch lohnen, was sollen wir euch geben?“ Der heil. Petrus aber wollte nichts nehmen und jemehr ihn die Bauersleute gebeten, desto mehr weigerte er sich. Der Bruder Lustig aber stieß den heil. Petrus an und sagte: „so nimm doch, so nimm doch was! wir brauchen ja!“ Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und sprach zu dem heil. Petrus, das müsse er annehmen; aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite

und sprach: „nimm's doch, dummer Teufel, wir brauchen's ja.“ Da sagte der heil. Petrus endlich: „ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trags nicht, wenn du's willst, so mußt du es tragen.“ „Das hat keine Noth, sprach der Bruder Lustig, das will ich schon tragen,“ und nahm's auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da war das Lamm dem Bruder Lustig schwer geworden, er aber gar hungrig, also sprach er zu dem heil. Petrus: „schau, da ist ein schöner Platz, da könnten wir das Lamm kochen und verzehren.“ „Mir ist's recht, antwortete der heil. Petrus, doch kann ich mit der Kocherei nicht umgehen,“ willst du's kochen, so hast du da einen Kessel, ich will derweil herumgehen, bis es gahr ist; du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder da bin; ich will schon zu rechter Zeit kommen.“ „Geh nur, sagte Bruder Lustig, ich versteh mich aufs Kochen, ich will's schon machen.“ Da ging der heil. Petrus fort und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, machte Feuer an, warf das Fleisch in den Kessel und kochte. Das Lamm war aber schon ganz gahr, und der Apostel noch immer nicht zurück, da nahm es der Bruder Lustig aus dem Kessel, zerschnitt es und fand das Herz. Das soll das Beste seyn, sprach er, und versuchte es, zuletzt aber aß er es ganz auf. Endlich kam der heil. Petrus zurück und sprach: „du kannst das ganze Lamm allein essen, ich will nur das Herz davon, das gib mir.“ Da nahm der Bruder Lustig Messer und Gabel, that als suchte er in dem Lamm herum, könne aber das Herz nicht finden; endlich sagte er kurz weg: „es ist keins da.“

„Nun, wo solls denn seyn?“ sagte der Apostel. „Das weiß ich nicht, antwortete der Bruder Lustig, aber schau, was sind wir alle beide für Narren, suchen das Herz vom Lamm und fällt uns keinem ein, ein Lamm hat ja kein Herz!“ „Ei, sprach der heil. Petrus, das ist was ganz Neues, jedes Thier hat ein Herz, warum sollt ein Lamm kein Herz haben?“ „Nein, gewiß Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, so wird dir einfallen, es hat im Ernst keins.“ „Nun, es ist schon gut, sagte der heil. Petrus, ist kein Herz da, so brauch ich auch nichts vom Lamm, du kannst allein essen.“ „Was ich halt nicht aufessen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen,“ sprach der Bruder Lustig, aß das halbe Lamm und steckte das übrige in seinen Ranzen.

Sie gingen weiter, da machte der heil. Petrus, daß ein großes Wasser queer durch den Weg floss und sie hindurch mußten. Sprach der heil. Petrus: „geh du nur voran.“ „Nein, antwortete der Bruder Lustig, geh du voran, und dachte: wenn dem das Wasser zu tief ist, so bleib ich zurück.“ Da schritt der heil. Petrus hindurch und das Wasser ging ihm nur bis ans Knie; nun wollte Bruder Lustig auch hindurch, aber das Wasser wurde größer und stieg ihm an den Hals. Da rief er: „Bruder, hilf mir!“ Sagte der heil. Petrus: „willst du auch gestehen, daß du das Herz von dem Lamm gegessen hast?“ „Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegessen. Da ward das Wasser noch größer und stieg ihm bis an den Mund: „hilf mir, Bruder,“ rief der Soldat. Sprach der heil. Petrus noch einmal: „willst du auch gestehen, daß du das Herz vom Lamm gegessen hast?“

„Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegessen.“ Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken lassen, machte das Wasser kleiner und half ihm hinüber.

Nun zogen sie weiter und kamen in ein Reich, da hörten sie, daß die Königstochter todtkrank liege. „Holla, Bruder, sprach der Soldat zum heil. Petrus, da ist ein Fang für uns, wann wir die gesund machen, so ist uns auf ewige Zeiten geholfen.“ Da war ihm der heil. Petrus nicht geschwind genug: „nun, heb die Beine auf, Bruderherz, sprach er zu ihm, daß wir noch zu rechter Zeit hin kommen“ Der heil. Petrus ging aber immer langsamer, wie auch der Bruder Lustig ihn trieb und schob, bis sie endlich hörten, die Königstochter wäre gestorben. „Da haben wirs, sprach der Bruder Lustig, das kommt von deinem schlaf-rigen Gang.“ „Sei nur still, antwortete der heil. Petrus, ich kann noch mehr, als Kranke gesund machen, ich kann auch Todte wieder ins Leben erwecken.“ „Nun, wenn das ist, sagte der Bruder Lustig, so laß ich mir gefallen, das halbe Königreich mußt du uns aber zum wenigsten damit verdienen.“ Darauf gingen sie in das königliche Schloß, wo alles in großer Trauer war, der heil. Petrus aber sagte zu dem König, er wollte die Todte wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt und dann sprach er: „bring mir einen Kessel mit Wasser“ und wie er den bekommen hatte, hieß er jedermann hinausgehen, und nur der Bruder Lustig durfte bei ihm bleiben. Darauf schnitt er alle Glieder der Todten los und warf sie ins Wasser und machte Feuer unter den Kessel und ließ sie kochen. Und wie alles Fleisch von

den Knochen herabgefallen war, nahm er das schöne, weiße Gebein heraus und legte es auf eine Tafel und reichte und legte es nach seiner natürlichen Ordnung zusammen. Als das geschehen war, trat er davor und sprach dreimal: „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte steh auf!“ Und beim drittenmal erhob sich die Königs-Tochter lebendig, gesund und schön. Nun war der König darüber in großer Freude und sprach zum heil. Petrus: „begehre deinen Lohn, und wenns mein halbes Königreich wäre, so will ich dir's geben.“ Der heil. Petrus aber antwortete: „ich verlange nichts dafür.“ „D, du Hans Narr!“ dachte der Bruder Lustig bei sich, und stieß seinen Cammeraden in die Seite und sprach: „sey doch nicht so dumm, wenn du nichts willst, so brauch ich doch was.“ Der heil. Petrus aber wollte nichts; doch weil der König sah, daß der andere gern was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeister seinen Ranzen mit Gold anfüllen.

Sie zogen darauf weiter und wie sie in einen Wald kamen, sprach der heil. Petrus zum Bruder Lustig: „jetzt wollen wir das Gold theilen.“ „Ja, antwortete er, das können wir thun.“ Da theilte der heil. Petrus das Gold und theilte es in drei Theile. Dachte der Bruder Lustig: „was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! macht drei Theile, und unser sind zwei!“ Der heil. Petrus aber sprach: „nun habe ich genau getheilt, ein Theil für mich, ein Theil für dich und ein Theil für den, der das Herz vom Lamm gegessen hat.“ „D, das hab ich gegessen“ antwortete der Bruder Lustig, und strich geschwind das Gold ein, „das kannst du mir glauben.“ „Wie kann das wahr seyn.“

sprach der heil. Petrus, ein Lamm hat ja kein Herz!“ „Ei was, Bruder, wo denkst du hin! ein Lamm hat ja ein Herz, so gut, wie jedes Thier, warum sollte das allein keins haben?“ „Nun, es ist schon gut, sagte der heil. Petrus, behalt das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir und will meinen Weg allein gehen.“ „Wie du willst, Bruderherz, antwortete der Soldat, leb wohl!“

Da ging der heil. Petrus eine andere Straße, Bruder Lustig aber dachte: „es ist gut, daß er abtrabt, es ist doch ein wunderlicher Heiliger!“ Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht mit umzugehen, verthat's, verschenkt's und wie eine Zeit herum war, hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß die Königs-Tochter gestorben wäre. „Holla, dachte er, das kann gut werden, die will ich wieder lebendig machen und mirs bezahlen lassen, daß es eine Art hat.“ Ging also zum König und bot ihm an, die Todte wieder zu erwecken. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Gestorbenen wieder lebendig mache und dachte, der Bruder Lustig war dieser Mann, doch, weil er kein Vertrauen zu ihm hatte, fragte er erst seine Rätthe, die sagten aber, er könnte es wagen, da seine Tochter doch todt wäre. Nun ließ sich der Bruder Lustig Wasser im Kessel bringen, hieß jedermann hinausgehen, schnitt die Glieder ab und warf sie ins Wasser und machte Feuer darunter, gerade wie er beim heil. Petrus gesehen hatte. Das Wasser fing an zu kochen und das Fleisch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und that es auf die Tafel, er mußte aber

nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte und legte alles verkehrt durch einander. Dann stellte er sich davor und sprach: „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte steh auf!“ und sprach dreimal, aber die Königstochter rührte sich nicht. Da sprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umsonst. „Du, Blig-mädel steh auf, rief er, steh auf, oder es geht dir nicht gut!“ Wie er das gesprochen, kam der heil. Petrus auf einmal in seiner vorigen Gestalt, als verabschiedeter Soldat, durchs Fenster herein gegangen und sprach: „du gottloser Mensch, was treibst du da, wie kann die Todte auferstehen, da du ihr Gebeine so unter einander geworfen?“ „Bruderherz, ich hab's gemacht so gut ich konnte,“ antwortete er. „Diesmal will ich dir aus der Noth helfen, aber das sag ich dir, wo du noch einmal so etwas unternimmst, so bist du unglücklich, auch darfst du von dem König nicht das Geringste dafür begehren oder annehmen.“ Darauf legte der heil. Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, sprach dreimal zu ihr: „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte steh auf!“ und die Königstochter stand auf, war gesund und schön wie vorher. Nun ging der heil. Petrus wieder durchs Fenster hinaus, der Bruder Lustig aber war froh, daß es so gut abgelaufen war, ärgerte sich doch auch, daß er nichts dafür nehmen sollte. „Ich mögte nur wissen, dachte er, was der für Mucken im Kopf hat, was er mit der einen Hand giebt, das nimmt er mit der andern, da ist kein Verstand drin!“ Nun bot der König dem Bruder Lustig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen, doch brachte er es durch Anspielung und Listigkeit dahin,

daß ihm der König seinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinaus kam, stand vor dem Thor der heil. Petrus und sprach: „schau, was du für ein Mensch bist, habe ich dir nicht verboten etwas zu nehmen und nun hast du den Ranzen doch voll Gold.“ „Was kann ich dafür, antwortete Bruder Lustig, wenn mirs hinein gesteckt wird.“ „Das sag ich dir, daß du nicht zum zweitenmal solche Dinge unternimmst, sonst soll es dir schlimm ergehen.“ „Ei, Bruder, sorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was soll ich mich da mit dem Knochenwaschen abgeben.“ „Ja, sprach der heil. Petrus, das wird lang dauern, damit du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich deinem Ranzen die Kraft geben, daß alles, was du dir hinein wünschst auch darin seyn soll. Leb wohl, du siehst mich nun nicht wieder.“ „Gott befohlen,“ sprach der Bruder Lustig und dachte, ich bin froh, daß du fort gehst, du wunderlicher Kerl, ich will dir wohl nicht nachgehen.“ An die Wunderkraft aber, die er seinem Ranzen verliehen, dachte er nicht weiter.

Bruder Lustig zog mit seinem Gold umher und verthats und versumfteits wie das erstemal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirthshaus vorbei und dachte, das Geld muß fort und ließ sich für drei Kreuzer Wein und einen Kreuzer Brot geben. Wie er da saß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänsen in die Nase. Bruder Lustig schaute und guckte und sah, daß der Wirth zwei Gänse in der Ofenröhre stehen hatte. Da fiel ihm ein, daß ihm sein Cammerad gesagt

hätte, was er sich in seinen Kanzen wünsche, das solle darin seyn; „holla, das mußt du mit den Gänsen versuchen!“ Also ging er hinaus und vor der Thüre sprach er: „so wünsch ich die zwei gebratenen Gänse aus der Ofenrdhre in meinen Kanzen!“ wie er das gesagt, machte er ihn auf und schaute hinein, da lagen sie beide darin. „Ach, so ist's recht!“ sprach er, nun bin ich ein gemachter Kerl!“ ging fort auf eine Wiese und holte den Braten hervor. Wie er so im besten Essen war, kamen zwei Handwerksbursche daher und sahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Dachte der Bruder lustig: „mit einer hast du genug“ rief die zwei Bursche herbei und sprach: „da nehmt die Gans und eßt sie auf meine Gesundheit.“ Sie bedankten sich, gingen damit ins Wirthshaus, ließen sich eine halbe Wein und ein Brot geben, packten die geschenkte Gans aus und fingen an zu essen. Die Wirthin sah zu und sprach zu ihrem Mann: „die zwei essen eine Gans, sieh doch nach, obs nicht eine von unsern aus der Ofenrdhre ist.“ Der Wirth lief hin, da war die Ofenrdhre leer: „was, ihr Diebsgesindel, auf die Art wollt ihr Gänse essen! gleich bezahlt, oder ich will euch mit grünem Hasselsaft waschen.“ Die zwei sprachen: „wir sind keine Diebe, ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wiese geschenkt.“ „Ihr sollt mir keine Nase drehen, der Soldat ist hier gewesen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Thür hinaus gegangen, auf den hab ich Acht gehabt, ihr seyd die Diebe und sollt bezahlen.“ Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm er den Stock und prügelte sie zur Thüre hinaus.

Bruder Lustig aber ging seiner Wege und kam an einen Ort, da stand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein schlechtes Wirthshaus. Er ging hinein und bat um ein Nachtlager, aber der Wirth wies ihn ab und sprach: „es ist kein Platz mehr da, das Haus ist voll vornehmer Gäste.“ „Das nimmt mich Wunder, sprach Bruder Lustig, daß sie zu euch kommen und nicht in das prächtige Schloß gehen.“ „Ja, antwortete der Wirth, es hat was an sich, dort eine Nacht zu liegen, wer's noch versucht hat, ist nicht lebendig wieder heraus gekommen.“ „Wenn's andere versucht haben, sagte der Bruder Lustig, will ich's auch versuchen.“ „Das laßt nur bleiben, sprach der Wirth, es geht euch an den Hals.“ „Es wird nicht gleich an den Hals gehen, sagte Bruder Lustig, gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit.“ Nun gab ihm der Wirth die Schlüssel und Essen und Trinken und damit ging der Bruder Lustig in das Schloß, ließ sich gut schmecken und als er endlich schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er schlief auch bald ein, in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Sprach der Bruder Lustig: „nun tanzt, so lang ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah.“ Die Teufel aber kamen immer näher und näher und traten ihm mit ihren garstigen Füßen fast ins Gesicht. „Habt Ruh, ihr Teufelsgeister,“ sprach er; aber sie triebens immer ärger. Da ward der Bruder Lustig böse und rief: „holla, ich will bald Ruh stiften!“

ten!" kriegte ein Stuhlbein und schlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten, war doch zu viel, und wenn er auf den vordern zuschlug, so packten ihn die andern hinten bei den Haaren und rissen ihn erbärmlich. „Ei, ihr Teufelspack, sprach er, jetzt wird mirs zu arg, wartet aber!“ und darauf rief er: „ich wünsch alle neun Teufel in meinen Ranzgen hinein.“ Pusch! waren alle neun Teufel darin, und nun schnallte er ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Da wars auf einmal still, und Bruder Lustig legte sich wieder hin und schlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirth und der Edelmann, dem das Schloß gehörte und wollten sehen, wie es ihm ergangen wäre; als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten: „haben euch denn die Geister nichts gethan?“ „Warum nicht gar, antwortete Bruder Lustig, ich hab sie alle neune in meinem Ranzgen. Ihr könnt euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an keiner mehr darin umgehen.“ Da dankte ihm der Edelmann und beschenkte ihn reichlich, und bat ihn in seinen Diensten zu bleiben, er wolt ihn auf sein Lebtag versorgen. „Nein, antwortete er, ich bin an das Herumwandern gewohnt, ich will weiter ziehen.“ Da ging der Bruder Lustig fort und ging in eine Schmiede und legte den Ranzgen, worin die neun Teufel waren, auf den Ambos und bat den Schmied und seine Gesellen zuzuschlagen. Die schlugen mit ihren großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreisch erhoben. Wie er darnach den Ranzgen aufmachte, waren achte todt, einer aber,

der in einer Falte gefessen, war noch lebendig, schlüpfte heraus und fuhr wieder in die Höhle.

Darauf zog der Bruder Lustig noch lang in der Welt herum und wets wußte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an sein Ende, da ging er zu einem Einsiedler, der als ein frommer Mann bekannt war und sprach zu ihm: „ich bin das Wandern müd und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen.“ Der Einsiedler antwortete: „es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm und führt zur Höhle, der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel.“ „Da müßt ich ein Narr seyn, dachte der Bruder Lustig, wenn ich den engen und rauhen Weg gehen sollte.“ Machte sich auf und ging den breiten und angenehmen und kam endlich zu einem großen, schwarzen Thor und das war das Thor der Höhle. Bruder Lustig klopfte an, und der Thormächter guckte, wer da war; wie er aber den Bruder Lustig sah erschrak er, denn er war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen gesteckt hatte und mit einem blauen Auge davon gekommen war. Darum schob er den Kiegel geschwind wieder vor und lief zum Obersten der Teufel und sprach: „draußen ist ein Kerl mit einem Ranzen und will herein, aber laßt ihn bei Leibe nicht herein, er wünscht sonst die ganze Höhle in seinen Ranzen. Er hat mich einmal garstig darin hämmern lassen.“ Also ward dem Bruder Lustig hinausgerufen: er sollt wieder abgehen, er kam nicht herein. „Wenn sie mich da nicht wollen, dachte er, will ich sehen, ob im Himmel ein Unterkommens ist, irgendwo muß ich doch bleiben.“ Kehrete also um und

zog weiter, bis er vor das Himmelsthür kam, wo er auch anklopfte. Der heil. Petrus saß gerade dabei und mußte es hüten, und der Bruder Lustig erkannte ihn und dachte: „hier findest du Bekanntschaft, da wirbs besser gehen.“ Aber der heil. Petrus sprach; „ich glaube gar, du willst in den Himmel?“ „Ei, Bruder, laß mich doch ein, ich muß doch wo einkehren, hätten sie mich in der Hölle aufgenommen, so wär ich nicht hierher gegangen.“ „Nein, sagte der heil. Petrus, du kommst nicht herein.“ „Nun, willst du mich nicht einlassen, so nimm auch deinen Mantel wieder, so will ich gar nichts von dir haben,“ sprach der Bruder Lieberlich. „So gib ihn her,“ sagte der heil. Petrus. Da reichte er ihn durchs Gitter in den Himmel hinein und der heil. Petrus nahm ihn und hing ihn neben seinen Sessel auf. Da sprach der Bruder Lustig: „nun wünsch ich mich selbst in meinen Mantel hinein.“ Pusch, war er darin und saß nun im Himmel und der heil. Petrus mußte ihn darin lassen.

82.

De Spielhansl.

Es is emohl e Mon gewödn (gewesen), der hot nix us (als) g'spielt, und do hobend'n d'Leut nur in Spielhansl ghoasen, und wall (weil) e gor nit afg'hdrt zen spielen, se hot e san (sein) Haus und ulls (alles) vespilt. Dieht (leicht), nette (eben) im lögten Tog, eh's iahm (ihm) d' Schuldne schon s' Haus hobend wdgnehmme willn, is unse Herrgout un de halli Pedrus kenne und

hobend g'sogt, er sull's übe d' Nacht g'holte (bei sich behalten.) Dft (da) hot de Spielhansl g'sogt: „wögn meine Fints do bleibn bdi Nocht; ober i kong eng foan Bött und ninx zöff'n (zu essen) gebn.“ Dft hot unse Herrgout g'sogt, er sull's ne (nur) g'holten und söi wilsetn ian (ihnen) selbe wos z'öffn lassen; dos is in Spielhansl recht g'wödn. Dft hot iahm de halli Pedrus drei Grouschn gebn und er sull' zen Bötze (Becker) gehn und e Brod hühln. Hiegt is hullt (halt) de Spielhansl gonge, wie er aber ze den Haus kemme is, wou die onnen Spiellumpn drin g'wödn sand, bdi iahm ulls ogwunge hobnd, do hobn's n g'ruefft und hobnd g'schrien: „Hansl, geh ahne (herein)“ „Jo!“ hot e g'sogt, „willt's me die drei Grouschn a non ogwinge.“ Bdi hobnd'n obe (aber) nit ausg'lossn. Hiegt is e hullt anhi (hinein) und oft hot e die drei Grouschn a non vespielt. De halli Pedrus und unse Herrgout hobnd ollwall (immer) g'wort't und wie er ian z'long nit kemme is, sand's iahm intg'g'n gonge. De Spielhansl obe, wie e kemme is, hot thon, us wenn iahm's Geld in ne Focken (Facken) g'folln war, und hot ollwall drin herumkrobbelt: obe unse Herrgout hots schon g'wisst, daß e's vespielt hot. Dft hot iahm de halli Pedrus non mohl drei Grouschn gebn. Hiegt hot e sie obe nimme vesührn losse und hot ian s' Brod brocht. Dft hot'n unse Herrgout gfrogt, wou e foan'n Wein nit hot? do hot e g'sogt: „u Herr, d'Fasse sand allk laar;“ oft hot unse Herrgout g'sogt, er sull ner in Rölte (Keller) ohi (hinab) geh'n: „is is non de böst Wein int.“ Er hots long nit glaub'n will'n, obe af d'ldst hot e g'sogt: „i will ohi gehn, ober i woas's, daß foane int is.“

Wie er obe 's Fassl onzapft hot, se is de böst Wein aussfe g'runne. Plegt hot er ian in Wein brocht und bdi zwoa sand übe d' Nocht do blieb'n. In onnen Tog in de Früe hot unse Herrgout zen Spielhansl g'sogt, er sull si (sich) drei Gnobn ausbitt'n. Er hot g'moant, er wies si 'n Himml ausbitt'n, obe de Spielhansl hot bett'n: um e Kortn, mit der er ulls g'wingt; um Würfl mit den er a ulls g'wingt, und um en Bam (Baum), wou ulls's Dubst draf wochst und wonn oane (einer) affi steigt, daß e nimme ohe fon (herab kann), bis er iahm's schofft (befiehlt). Plegt hot iahm unse Herrgout ulls's geb'n, wos e verlangt hot und is mit'n hallin Pebrus wiebe fuert (fort).

Plegt hot hult de Spielhansl erst recht zen spielen on'gfongt und hätt bold d' halbeti Welt zomg'wunge. Dft hot de halli Pebrus ze'n unse Herrgout'n g'sogt: „Herr, dos Ding thuet foan guet, er g'winget af d'ldst non (noch) d'gonzi Welt; me müßn iahm in (den) Loib schickn. Plegt hobend's iahm in Loib g'schickt. Wie de Loib kemme is, is de Spielhansl nette ben Spieltisch g'söffn; oft hot de Loib g'sogt: „Hansl, kimm e Bisl aussfe!“ De Spielhansl obe hot g'sogt: „wort nur e Bisl bis dos G'spiel aus is und steig bewall e weng af'n Bam do affi und brouc aus e wengerl wos o, daß me afn Wdg wos z'noschn hob'n!“ Plegt is hullt de Loib affi g'stiegn und wie e wiebe hot ohi wille, hot e nit kinne, und de Spielhansl hot'n siebn Tohr broubn lossn, und bewall is foan Mensch nit g'storb'n.

Dft hot de halli Pebrus zen unse'n Herrgoutn g'sogt: „Herr! dos Ding thuet foan guet, is sterbet jo foan Mensch mehr; mir

müessn schon selbe Kemme.“ Hiegt sand's hult selbe Kemme und do hot iahm unse Herrgout g'schofft, daß er in Toib ohe lossn sull. Dft is er obe glei gonge und hot zen Toib g'sagt: „geh ohe“ und der hot'n glei g'numme und hot'n ofragelt (erwürgt.) Dft sands mit enonne fuert und sand in d' onneri Welt Kemme, do is hult man (mein) Spielhansl zen Himmlthoir gonge und hot onkloupft. „Wer is dauß?“ — „De Spielhansl.“ „Ach, den brauche me nit, geh ne wiebe fuert.“ Dft is e zen Fegfuirthoir gonge und hot wiebe kloupft. „Wer is dauß?“ „De Spielhansl.“ „Ach! is is e so (ohne das) Tomme und Noith g'nue be'n uns, mir will'n nit spielen; geh ne wiebe fuert.“ Dft is e zen Hüllnthoir gonge und do hobn's n anhi lossn, is is obe niamb behoamlt g'wön, us de olti Luzifar und krumpn Luifln (die g'robn hobnd af de Welt z' thoan g'hot) und oft hot e si glei ine (nieder) g'sögt und hot wiebe zen spielen ong'fongt. Hiegt hot obe de Luzifar ninr g'hot, us sani krumpn Luifln: bdi hot iahm de Spielhansl ogwunge, wall e mit sann Kortn ulls's hot g'winge müessn. Hiegt is e mit sann krumpn Luifln fuert und oft sand's af Hoßesfuert (nach Hohenfurt) und hobnd d' Houpsnstange ausg'rissn und san demit zen Himml affi und hobnd zen wäg'n ong'fongt; und hiegt hot de Himml schon frocht (gefracht). Dft hot de halli Pedrus wiebe g'sagt: „Herr! bos Ding thuet loan guet, mir müess'n ne anhe (herein) loss'n, sunst werfet er uns in Himml ohi (hinab).“ Hiegt hobnd's 'n hult anhi loss'n. Dbe de Spielhansl hot glei wiebe zen spielen ong'fongt und do is glei e Lärm und e Getös won (worden), daß me san oagns Wort nit ve-

stondu hot. Oft hot de halbi Pebrus wiebe g'sagt: „Herr! dos Ding thuet soan guet, mir müßn ne ohi werfn, er machet uns sunst in gonzn Himml rewellich.“ Hiegt sands hullt her und hohnd'n ohe g'worfn und do hot sie san Seell z'thoalt (hat sich seine Seele zertheilt) und is in d'onnen Spiellumpen g'fohrn, bdi non (noch) bis date lebnd.

83.

Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gebient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „du hast mir treu und ehrlich gebient, wie der Dienst so soll der Lohn seyn;“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging, und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbei trabte. „Ach, sprach Hans ganz laut, was das Reiten ein schönes Ding ist, da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie!“ Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „ei, Hans, warum lauffst du auch zu Fuß?“ „Ach, da muß ich den Klumpen heim tragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, und es brücht mir auch auf die Schulter.“

„Weißt du was, sagte der Reiter und hielt an, wir wollen tauschen, ich geb dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzen gern, sprach Hans, aber ich sag euch, ihr müßt euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp! rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferd saß, und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilschen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und eh' sich's Hans versah, war er abgeworfen, und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd war auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Ruh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen, und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrrießlich und sprach zu dem Bauer: „es ist ein schlechter Spaß das Reiten, dazu, wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setz mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Ruh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obenbrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich drum, wenn ich so eine Ruh hätte!“ „Nun, sprach der Bauer, geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Ruh für

das Pferd vertauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb nun seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch: Herz was verlangst du mehr?“ Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freud, alles was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Hitze, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. Dem Ding ist zu helfen, dachte Hans, jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben. Er band sie an einen bürren Baum, und stellte seine Leder-Mütze unter, aber so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicher Weise kam gerade ein Mehger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche?“ rief er, und half dem guten Hans auf. Hans

erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „da trinkt einmal und erholt euch; die Kuh will euch wohl keine Milch geben, das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei, sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, wer hätte das gedacht! es ist freilich gut, wenn man so ein Thier ins Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte, das schmeckt anders, dabei noch die Würste!“ „Hört Hans, sprach da der Metzger, euch zu Lieb will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen.“ „Gott lohn euch eure Freundschaft,“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karrn losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gefellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne, weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Rindtaufschnaus bringe: „hebt einmal, fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ „Ja, sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, die hat ihr Gewicht, aber mein

Schwein ist auch keine Sau.“ Inbessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört, sing er darauf an, mit eurem Schweine mag's nicht ganz richtig seyn. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habts da in der Hand, es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fänden, das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang: „ach Gott, sprach er, helft mir aus der Noth, ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir eure Gans.“ „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen, antwortete der Bursche, aber ich will doch nicht Schuld seyn, daß ihr ins Unglück gerathet.“ Er nahm also das Seil in die Hand, und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging seiner Sorgen entledigt mit der Gans unter dem Arm seiner Heimath zu. Wenn ichs recht überlege, sprach er mit sich selbst, habe ich noch Vortheil bei dem Tausch, erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Viertel Jahr, und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„ich schleife die Scheere und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind!“

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „euch geht's auch wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seyd.“ „Ja, antwortete der Scheerenschleifer, das Handwerk hat einen guldnen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der so oft er in die Tasche greift auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?“ — „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ — „Und das Schwein?“ — „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt.“ — „Und die Kuh?“ — „Die hab' ich für ein Pferd bekommen.“ — „Und das Pferd?“ — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf gegeben.“ — „Und das Gold?“ — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt, sprach der Schleifer, könnt ihr's nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht.“ „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich, dazu gehört eigentlich nichts als ein Weßstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist ein wenig schabhaft, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts als eure Gans geben, wollt ihr das?“ „Wie könnt ihr noch fragen, antwortete Hans, ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden, hab ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen!“ und reichte ihm die Gans hin. „Nun,“ sprach der Schleifer und hob einen

schweren, gewöhnlichen Feldstein, der neben ihm lag auf, „da habt ihr auch noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerad klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter, seine Augen leuchteten vor Freude und er sprach für sich: „ich muß in einer Glückshaut geboren seyn, alles was ich wünsche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen, begann er müd zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhandelte Ruh, aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich um, und wollte sich zum Trinken bücken, da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen und auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sey das einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt. „So glücklich wie ich, rief er aus,

giebt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

84.

Hans heirathet.

Es war einmal ein junger Bauer, der hieß Hans, dem wollte sein Wetter gern eine reiche Frau werben. Da setzte er den Hans hinter den Ofen und ließ gut einheizen. Dann holte er einen Topf Milch und eine gute Menge Weißbrot, gab ihm einen neugemünzten, glänzenden Heller in die Hand und sprach: „Hans, den Heller da halt fest und das Weißbrot, das brocke in die Milch und bleib da sitzen und geh mir nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme.“ „Ja, sprach der Hans, das will ich ausrichten.“ Nun zog der Werber ein paar alte verplackte Hosen an, ging ins andere Dorf zu einer reichen Bauerntochter und sprach: „wollt ihr nicht meinen Wetter Hans heirathen? ihr kriegt einen wackern und gescheidten Mann, der euch gefallen wird.“ Fragte der geizige Vater: „wie siehts aus mit seinem Vermögen? hat er auch was einzubrocken?“ „Lieber Freund, antwortete der Werber, mein junger Wetter sitzt warm mit einem guten, schönen Pfennig in der Hand und hat wohl einzubrocken. Er sollte auch nicht weniger Placken (wie man die Güter nannte) zählen, als ich,“ und schlug sich dabei auf seine geplackte Hose. „Wollt ihr euch die Mühe nehmen mit mir hinzugehen, solls euch zur Stunde

gezeigt werden, daß es nicht anders ist.“ Da wollte der Geizhals die gute Gelegenheit nicht fahren lassen und sprach: „wenn dem so ist, habe ich weiter nichts gegen die Heirath.“

Nun warb die Hochzeit an dem bestimmten Tag gefeiert und als die junge Frau ins Feld gehen und die Güter des Bräutigams sehen wollte, zog Hans erst sein sonntägliches Kleid aus und seinen verplackten Kittel an, und sprach: „ich könnte mir jenes verunehren.“ Da gingen sie zusammen ins Feld, und wo sich auf dem Weg der Weinstock abzeichnete, oder Acker und Wiesen abgetheilt waren, deutete der Hans mit dem Finger und schlug dann an einen großen oder kleinen Placken seines Kittels und sprach: „der Placken ist mein und jener auch, mein Schatz, schauet nur darnach;“ und wollte damit sagen, die Frau sollte nicht in das weite Feld gaffen, sondern auf sein Kleid schauen, das war sein eigen. —

„Wist du auch auf der Hochzeit gewesen?“ „Ja wohl bin ich darauf gewesen! mein Kopfsuß war von Butter, da kam die Sonne und er ist mir abgeschmolzen; mein Kleid war von Spinnweb, da kam ich durch Dornen, die rissen mir es ab; meine Pantoffel waren von Glas, da stieß ich an einen Stein, da sagten sie Klink! und sprangen entzwei.“

Die Goldfinder.

Es war ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten nichts als eine kleine Hütte und nährten sich vom Fischfang und es ging bei ihnen von Hand zu Mund. Es geschah aber, daß der Mann, als er einmal beim Wasser saß und sein Netz auswarf, einen Fisch herauszog, der ganz golden war. Und als er den Fisch voll Verwunderung betrachtete, hub dieser an zu reden und sprach: „hör, Fischer, wirfst du mich wieder hinab ins Wasser, so mach ich deine kleine Hütte zu einem prächtigen Schloß.“ Da antwortete der Fischer: „was hilft mir ein Schloß, wenn ich nichts zu essen habe!“ Sprach der Goldfisch weiter: „dafür soll auch gesorgt seyn, es wird ein Schrank im Schloß seyn, wenn du den aufschließe, so stehen Schüsseln darin mit Gesottenem und Gebratenem so viel du dir wünschest.“ „Wenn das ist, sprach der Mann, so kann ich dir wohl den Gefallen thun;“ „ja, sagte der Fisch, es ist aber die Bedingung dabei, daß du keinem Menschen auf der Welt, wer es auch immer seyn mag, entdeckst, woher dein Glück gekommen; sprichst du ein einziges Wort, so ist alles vorbei.“

Nun warf der Mann den wunderbaren Fisch wieder ins Wasser und ging heim. Wo aber sonst seine Hütte gestanden, da stand jetzt ein großes Schloß. Da machte er ein paar Augen, trat hinein und sah seine Frau, mit schönen Kleidern gepuzt, in einer prächtigen Stube sitzen. Sie war ganz vergnügt und sprach:
„Mann,

„Mann, wie ist das auf einmal gekommen! das gefällt mir wohl.“ „Ja, sagte der Mann, es gefällt mir auch, aber es hungert mich auch gewaltig, gib mir erst etwas zu essen.“ Sprach die Frau: „ich habe nichts, und weiß in dem neuen Haus nichts zu finden.“ „D, sagte der Mann, dort sehe ich einen großen Schrank, den schließ einmal auf.“ Wie sie den Schrank aufschloß, stand da Kuchen, Fleisch, Obst, Wein und lachte einen ordentlich an. Da rief die Frau voll Freude: „Herz, was begehrt du nun?“ und sie aßen und tranken zusammen. Wie sie satt waren, fragte die Frau: „aber Mann, wo kommt all dieser Reichtum her?“ „Ach, antwortete er, frag mich nicht darum ich darf dir nicht sagen, denn, wenn ichs jemand entdeckte, so ist unser Glück wieder dahin.“ „Nun, sprach sie, wenn ichs nicht wissen soll, so begehre ichs auch nicht zu wissen,“ das war aber ihr Ernst nicht, sondern es ließ ihr keine Ruhe Tag und Nacht, und sie quälte und stachelte den Mann so lang, bis ers heraus sagte, es käme alles von einem wunderlichen goldenen Fisch, den er gefangen, und wieder dafür in Freiheit gelassen hätte. Und wie's heraus war, da verschwand alsbald das schöne Schloß mit dem Schrank, und sie saßen wieder in der alten Fischerhütte.

Der Mann mußte von vornen anfangen, seinem Gewerbe nachgehen und fischen. Das Glück wollte es aber, daß er den goldenen Fisch noch einmal herauszog. „Hör, sprach der Fisch, wenn du mich wieder ins Wasser wirfst, so will ich dir noch einmal das Schloß mit dem Schrank voll Gesottenes und Gebratenes zurückgeben; nur halt dich fest, und verrath bei Leibe nicht von

wem du's hast, sonst geht's wieder verloren." „Ich will mich schon hüten," antwortete der Fischer, und warf den Fisch in sein Wasser hinab. Daheim war nun alles wieder in voriger Herrlichkeit, und die Frau in einer Freude über das Glück, aber die Neugierde ließ ihr doch keine Ruhe, daß sie nach ein paar Tagen wieder zu fragen anhub, wie es zugegangen wäre, und wie er es angefangen habe? der Mann schwieg eine Zeitlang still dazu, endlich aber machte sie ihn so ungeduldig, daß er herausplagte und das Geheimniß verrieth. In dem Augenblick verschwand das Schloß, und sie saßen wieder in der alten Hütte. „Nun hast du's, sagte der Mann, jetzt können wir wieder am Hungertuch nagen." „Ach, sprach die Frau, ich will den Reichthum lieber nicht, wenn ich nicht weiß von wem er kommt, da habe ich doch keine Ruhe dabei."

Der Mann ging wieder fischen, und über eine Zeit so war's nicht anders, er holte den Goldfisch zum drittenmal heraus. „Hör, sprach der Fisch, ich sehe wohl, ich soll in deine Hände fallen, nimm mich mit nach Haus und zerschneid mich in sechs Stücke, zwei davon gib deiner Frau zu essen, zwei deinem Pferd und zwei leg in die Erde, so wirst du Segen davon haben." Der Mann nahm den Fisch mit nach Haus, und that, wie er ihm gesagt hatte. Es geschah aber, daß aus den zwei Stücken, die in die Erde gelegt waren, zwei goldene Lilien aufwuchsen, und daß das Pferd zwei goldene Füllen bekam, und des Fischers Frau zwei Kinder gebär, die ganz golden waren.

Die Kinder wuchsen heran, und wurden groß und schön, und

die Lilien und die Pferde wuchsen mit ihnen. Nun sprachen sie: „Vater, wir wollen uns auf unsere goldenen Rosse setzen, und ausziehen in die Welt.“ Da antwortete er betrübt: „wie will ich's aushalten, wenn ihr fortzieht, und ich nicht weiß, wie's euch geht?“ Da sagten sie: „die zwei goldenen Lilien bleiben hier, daran könnt ihr sehen, wie's uns geht: sind sie frisch, so sind wir gesund; sind sie welk, so sind wir krank; fallen sie um, so sind wir todt.“ Sie ritten fort und kamen in ein Wirthshaus, darin war viel Volk, und als das die zwei Goldkinder sah, fing es an zu lachen und zu spotten. Wie der eine das Gespödt hörte, so schämte er sich, wollte nicht in die Welt, kehrte um, und kam wieder heim zu seinem Vater. Der andere aber ritt fort, und gelangte zu einem großen Wald. Und als er hineinreiten wollte, sprachen die Leute: „es geht nicht, daß ihr durchreitet, der Wald ist voll Räuber, die werden übel mit euch umgehen, und gar, wenn sie sehen, daß ihr und euer Pferd golden seyd, werden sie euch todt schlagen.“ Er aber ließ sich nicht schrecken und sprach: „ich muß und soll hindurch!“ Da nahm er Bärenfelle, und überzog sich und sein Pferd damit, daß nichts mehr vom Gold zu sehen war, und ritt getrost in den Wald hinein. Und als er ein wenig fortgeritten war, so hörte er es in den Gebüschcn rauschen, und vernahm Stimmen die miteinander sprachen Von der einen Seite rief: „da ist einer,“ von der anderen aber: „laß ihn laufen, das ist ein Bärenhäuter, und arm und kahl, wie eine Kirchenmaus, was sollen wir mit ihm anfangen!“ So ritt das Goldkind glücklich durch den Wald, und geschah ihm kein Leid.

Es trug sich zu, daß er in ein Dorf kam, darin sah er ein Mädchen, das war so schön, daß er nicht glaubte, es könne ein schöneres auf der Welt seyn. Und weil er eine so große Liebe zu ihm empfand, so ging er zu ihm und sagte: „ich habe dich von ganzem Herzen lieb, willst du meine Frau werden.“ Er gefiel aber auch dem Mädchen so sehr, daß es einwilligte und sprach: „ja, ich will deine Frau werden, und dir treu seyn mein Lebenslang.“ Nun hielten sie Hochzeit zusammen, und als sie eben in der größten Freude waren, kam der Vater der Braut heim, und als er sah, daß seine Tochter Hochzeit machte, verwunderte er sich und sprach: „wo ist der Bräutigam?“ Sie zeigten ihm das Goldkind, das hatte aber noch seine Bärenfelle um, da sprach er zornig: „nimmermehr soll der Bärenhäuter meine Tochter haben!“ und wollte ihn ermorden. Da bat ihn die Braut, was sie konnte und sprach: „er ist einmal mein Mann, und ich habe ihn von Herzen lieb,“ bis er sich endlich besänftigen ließ. Doch aber kam's ihm nicht aus den Gedanken, so daß er am andern Morgen früh aufstand, und seiner Tochter Mann sehen wollte, ob er ein gemeiner und verlumpfter Bettler wäre, wie er aber hinblickte, sah er einen herrlichen, goldnen Mann im Bette, und die abgeworfenen Bärenfelle lagen auf der Erde. Da ging er zurück und dachte: „wie gut ist's, daß ich meinen Zorn bändigte.“

Dem Goldkind aber hatte geträumt, es zöge hinaus auf die Jagd nach einem prächtigen Hirsch; und als er erwachte, sprach er zu seiner Braut: „nun will ich auf die Jagd.“ Ihr aber war Angst, und sie bat ihn dazubleiben, und sagte: „leicht kann

dir ein großes Unglück begegnen," aber er antwortete: „ich soll und muß fort.“ Da stand er auf und zog hinaus in den Wald und gar nicht lange, so hielt auch ein stolzer Hirsch vor ihm, ganz nach seinem Traume. Er legte an und wollte ihn schießen, aber der Hirsch sprang fort. Da jagte er ihm nach, über Gräben und durch Gebüsch, und ward nicht müd den ganzen Tag; am Abend aber verschwand der Hirsch vor seinen Augen. Und als das Goldkind sich umsah, so stand es vor einem kleinen Haus, darin saß eine Hexe. Er klopfte an, und ein Mütterchen kam heraus und fragte: „was wollt ihr so spät noch mitten in dem großen Wald?“ Er sprach: „habt ihr keinen Hirsch gesehen?“ „Ja antwortete sie, den Hirsch kenne ich wohl,“ und ein Hündlein, das mit ihr aus dem Haus gekommen war, bellte dabei den Mann so heftig an. „Willst du schweigen, du böse Kröte, sprach er, sonst schieß ich dich todt.“ Da rief die Hexe zornig: „was, mein Hündlein willst du mir tödten“ und verwandelte ihn alsbald, das er da lag wie ein Stein, und seine Braut erwartete ihn umsonst und dachte: es ist gewiß eingetroffen, was mir so Angst machte, und so schwer auf dem Herzen lag.

Daheim aber stand der andere Bruder bei den Gold-Lilien, als plötzlich eine davon umfiel. „Ach Gott, sprach er, meinem Bruder ist ein großes Unglück zugestoßen, ich muß fort, ob ich ihn vielleicht errette.“ Da sagte der Vater: „bleib hier, wenn ich dich auch verliere, was soll ich anfangen!“ Er aber antwortete: „ich soll und muß fort!“ Da setzte er sich auf sein goldenes Pferd und ritt fort und kam in den großen Wald, wo sein

Bruder lag und Stein war. Die alte Hexe kam aus ihrem Haus, rief ihn an und wollte ihn auch berücken, aber er näherte sich nicht, sondern sprach: „ich schieße dich nieder, wenn du meinem Bruder das Leben nicht wieder giebst.“ Da mußte sie, so ungern sie's auch that, den Stein wieder anrühren, und ihm sein menschliches Leben wieder geben. Die beiden Goldkinder aber freuten sich, als sie sich wiedersahen, küßten und herzten sich, und ritten zusammen fort aus dem Wald, der eine zu seiner Braut, der andere heim zu seinem Vater. Da sprach der Vater: „ich wußte wohl, daß du deinen Bruder erlöst habtest, denn die goldene Kiste ist auf einmal wieder aufgestanden und hat fortgeblüht.“ Nun lebten sie vergnügt, und es ging ihnen wohl bis an ihr Ende.

86.

Der Fuchs und die Gänse.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wiese, wo eine Heerde schöner fetter Gänse saß, da lachte er und sprach: „Ei, ich komme ja wie gerufen, ihr sieht hübsch beisammen, da kann ich eine nach der andern auffressen.“ Die Gänse gackten vor Schrecken, sprangen auf, und singen an gar kläglich um ihr Leben zu bitten; der Fuchs aber sprach: „da ist keine Gnade, ihr müßt sterben.“ Endlich nahm sich eine das Herz und sagte: „sollen wir doch einmal unser jung frisch Leben lassen, so erzeig uns die einzige Gnade und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unsern Sünden sterben, hernach wollen wir uns auch in eine Reihe stellen,

damit du dir immer die fetteste aussuchen kannst.“ „Ja, sagte der Fuchs, das ist billig und eine fromme Bitte, betet, ich will so lange warten.“ Also fing die erste ein recht langes Gebet an: ga! ga! und weil sie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an sie kam, sondern fing auch an ga! ga! (Und wenn sie alle ausgebetet haben, soll das Märchen weiter erzählt werden, sie beten aber alleweile noch immer fort.)

Druckfehler im ersten Theil.

©. 48.	3.	10. v. u.	statt: Hobelspäne l. Hobelspänen
= 75.	=	9. v. o.	= Kopf l. Kopf
= 75.	=	5. v. u.	= schläfts l. schläft
= 109.	=	4. v. u.	= nachkommen l. nah kommen
= 110.	=	2. v. o.	= in seinen l. in seinem
= 111.	=	8. v. o.	= beide l. beiden
= 129.	=	3. v. o.	= 25 l. 24
= 133.	=	12. v. u.	= mußte l. müßte
= 172.	=	10. v. o.	= wem l. wen
= 181.	=	13. v. o.	= versehen l. vorsehen
= 182.	=	1. v. o.	= Lügenbart l. Lügenbrut
= 184.	=	3. v. o.	= nieblich l. lieblich
= 197.	=	2. v. o.	= Hauptlein l. Häuptlein
= 216.	=	8. v. u.	} = Haupten l. Häupten
= 217.	=	4. v. o.	
= 217.	=	8. v. u.	
= 267.	=	2. v. u.	= hinter betrogen zu sehen hatte
= 305.	=	1. v. o.	= statt war l. waren
= 370.	=	14. v. o.	} = Water l. Wader
= 371.	=	5. v. o.	
= 408.	=	2. v. u.	= könne l. könnte
= 424.	=	6. v. u.	= ich setz l. setze
